

Pia Barsch

Unerschrocken

Berufung zur Domina

Eine Autobiographie

Das Leben verarmt, wenn man unterm
Konsequenzgebot nur das zu denken wagt, was
man auch glaubt leben zu können (...)

Das Leben wird verwüstet, wenn man unterm
Konsequenzgebot um jeden Preis, auch um den
der Zerstörung, etwas leben will, bloß weil man es
gedacht hat.

Rüdiger Safranski

Aus: *Wie viel Wahrheit braucht der Mensch?*

Über das Denkbare und Lebbares

Dank an

Thomas

den Entdecker meiner Dominanz

Michael

der mich in schwierigen Momenten immer wieder
inspiriert und motiviert hat, weiter zu machen und der
mir dieses wunderbare Zitat zukommen ließ

Sebastian

meinen lieben Schattenbruder und innig Vertrauten, für
das Vorwort und die Reportage über mich in der Info3,
nachzulesen im Juni - Heft mit dem Titel „Sechs Frauen
und ein Geheimnis“

meine Sklaven

deren Fantasie meine Texte so vielseitig gemacht
haben

meine ganze Familie

besonders an meinen Mann, der mir immer den Rücken
freigehalten und mir Mut gemacht hat

Vorwort

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Sie werden in ihrem Leben nicht viele Bücher, wie dieses, lesen. Ich bin Journalist und habe schon einige Storys gehört und geschrieben. Ich will Ihnen sagen, warum diese anders ist als viele andere Geschichten. Es ist nicht die kaum zu steigernde Offenheit und radikale Schonungslosigkeit mit der wir durch dieses Buch in die Welt der Schmerzen, der Lust, Erniedrigung und Dominanz gestoßen werden. Es sind nicht die Tränen, die in uns aufsteigen, wenn wir von den brutalen Verlusten und immer erneuten Wunden erfahren, welche die Autorin erleiden musste. Es ist auch nicht die beneidenswert gekonnte und unterhaltsame Art, mit der Pia Barsch ihre Erlebnisse schildert. Das alles macht dieses Buch absolut lesenswert und Sie werden sich keine Minute langweilen. Aber da gibt es noch etwas. Etwas, was tiefer liegt. Etwas, das mit Schicksal zu tun hat. Würde ich kein kurzes Vorwort schreiben, sondern ein dickes Buch, dann könnte ich Sie langsam heranführen an dieses "Etwas". So aber müssen Sie es nehmen wie es kommt. Ohne Anlauf und ohne Umwege betreten wir die Welt der Mysterien:

Unsere Welt ist geteilt. Sie wurde unter Schmerzen in

eine Oberwelt und eine Unterwelt zerrissen. In der Oberwelt ist es hell, man ist nett zueinander, lächelt, liebt seine Eltern und ist edel, hilfreich und gut. So wollen wir uns sehen und so wollen wir, dass uns die anderen sehen.

In der Unterwelt ist es anders. Wenn die Nacht kommt, kommen die Dämonen der Panik, der existenziellen Unsicherheit, der maßlosen Wut und der grinsenden Gier. In der Unterwelt sind wir nicht nett, freundlich und gut gelaunt. Wir haben Angst vor peinlichem Versagen, gieren nach Orgien der Lust und weinen Tränen der Einsamkeit. Das alles wollen wir nicht unter der Sonne sein und verdrängen es unter den Mond. Jeder hat einen Schatten, den er vor der Welt zu verstecken versucht. Jeder. Auch ich. Auch Sie!

In Urzeiten war die Welt nicht geteilt, sondern eins. Sie war nicht böse, nicht gut. Die Trennung war nötig, die Welt brauchte diese Urteilung, aber durch sie kam der Urschmerz in die Welt und somit in jeden von uns. Die größte Sehnsucht der auseinander gefallenen Welt, ist es wieder zueinander zu finden. Die verlorenen Geschwister wollen sich nach ewigen Zeiten wieder begegnen und umarmen, sie sehnen sich nach gegenseitiger Anerkennung und Liebe sie wollen sich nichts mehr vorspielen, sondern sich sagen, dass sie nun wissen, dass der eine den anderen trägt.

Es gibt Menschen, die Arbeiten an dieser großen Heilung. Die Autorin dieses Buches ist eine von ihnen. Sie ist ein Wanderer zwischen den Welten. Sie kennt beide, liebt beide, lebt in beiden und verbindet sie mit jedem Grenzübertritt. Durch ihr Handeln fasst sie Dinge in einem Bild zusammen, die schmerzhaft entzweit sind, die wir nicht zusammen sehen können und wollen. Sie

versöhnt die auseinander gefallenen Welten dadurch, dass sie mit verwundeten Menschen aus verschiedenen Welten verwächst. Damit Verwundete aus allen Welten an sie anwachsen können, sich gemeinsam an einen reinigenden Blutkreislauf anschließen können, muss sie selber immer wieder zur Wunde werden. Dieses Opfer bringt sie - mit einem wundervollen Lachen.

Vielleicht gehören Sie, liebe Leserinnen und Leser, auch zu diesen modernen Heilern, vielleicht wollen Sie ein Teilnehmer an diesem Prozess sein. Wenn Sie dieses Buch lesen ohne endgültige Verurteilung, wenn sie das Leben in seiner verstörenden Widersprüchlichkeit gelten lassen können, wenn Sie in ihrem Herzen die Sehnsucht der Ober-, - und der Unterwelt spüren, wieder zu einem Ganzen zu werden, wenn Sie auf ihren eigenen Schatten und auf den dunklen Bruder ihrer Nächsten mit Verständnis und Liebe schauen, dann gehören Sie vielleicht auch dazu. Willkommen im ganzen Leben... Wir brauchen Sie...

Sebastian Gronbach, September 2005

Journalist der Zeitschrift Info3

Aufbruch

Die Sonne schien auf mein Bett. Alles war still. Durch die Helligkeit konnte ich im ersten Moment nicht erkennen, wo ich war, doch dann sah ich meinen Morgenmantel am Fußende des Bettes und erinnerte mich. Ich war im Krankenhaus und musste nach der Operation noch einmal eingeschlafen sein. Ich hatte gar nicht bemerkt, wie ich auf das Zimmer geschoben wurde.

Mein rechter Arm ruhte auf einem dicken Kissen, aus dem Verband ragten zwei Schläuche, aus denen Blut und Wundflüssigkeit tropfte. Der Arm lag wie unwirklich da, nicht zu mir gehörig, ich konnte ihn nicht bewegen. Kein Gefühl war in ihm. Als ich die Hand auf die Augen legen wollte, weil mich die Sonne blendete, bemerkte ich, dass meine linke Hand, an der eine Infusion hing, festgebunden war.

„Lass die Augen einfach zu und schlaf weiter“, dachte ich, „es ist alles so leicht, so friedlich, schmerzlos.“ Diesen Moment der Schmerzlosigkeit genießen! Ich weiß noch, dass ich dachte, ich müsse mir gut merken, wie sich das anfühlt. Wenn ich auch nie mehr schmerzfrei sein werde, dann will ich doch die Erinnerung daran haben, wie es ist, keine Schmerzen zu haben.

„Das waren also die ersten Knochen, die ich an die Krankheit verloren habe“, durchfuhr es mich. Eine tiefe Mattigkeit legte sich auf mich und mein Unglück lastete schwer auf mir.

* * *

Ein Jahr war es nun her, als ich die Diagnose bekommen hatte. Sie traf mich wie ein Schlag und in Sekunden sah ich damals das ganze Leben und Leiden meiner Schwester wie einen Film vor mir ablaufen. Ihren Kummer, ihre Schmerzen – und nun hatte ich es auch!

Mein Arzt sah sehr besorgt drein, denn so einen hohen

Wert hätte er selten gesehen, sagte er. Unaufhörlich starrte er auf das Krankenblatt, er konnte mir nicht in die Augen sehen. Auch meine Schwester hatte er behandelt und ihm war klar, dass ich wusste, wie die nächsten Jahre ablaufen würden. Seine Beschwichtigungsversuche, dass diese Form des Rheumas nicht die sei, die meine Schwester gehabt hatte, weil man die mit 40 Jahren nicht mehr in der Form bekommen kann, beruhigte mich nicht.

Meine innig geliebte Schwester war nach langen Jahren des Leidens nicht an Rheuma, sondern an einer Grippe gestorben, die ihr ausgemergelter Körper nicht mehr bewältigen konnte. Obwohl sie sehr krank gewesen war, starb sie für uns alle unvorbereitet und plötzlich.

Am Abend vorher hatten wir miteinander telefoniert. Ihre leise Stimme war kraftlos und sie erzählte mir, wie schlecht es ihr mit dem Fieber ging und dass sie nicht mehr könne. Ich bezog das auf unser Telefonat, aber sie hatte das Leben, den Kampf mit ihrer Krankheit gemeint.

Wie betäubt fuhr ich nach dem Arztbesuch nach Hause. Ich konnte noch nicht einmal weinen. Daheim schaute ich mir meine Hände an. Die Gelenke waren dick geschwollen und heiß und das Musizieren war nicht mehr ohne Schmerzen möglich. Morgens aufzustehen war eine Qual. Es war unglaublich schmerzhaft, die Gelenke beweglich zu machen. Jeden Morgen brauchte ich eine lange Zeit, bis ich mit meiner Arbeit beginnen konnte.

* * *

Ein leichtes Kribbeln war nun im Arm zu spüren, die Narkose ging also zurück. Der Arzt hatte mir mehrmals eingeschärft, sofort zu rufen, wenn die Schmerzen anfangen, denn ich bräuchte einen Schmerztropf. Diese Operation sei dafür bekannt, sehr starke Schmerzen zu verursachen. Ich bat meine Zimmergenossin, den Arzt zu informieren. Doris sah meiner Schwester ähnlich, sie

war groß und eher dünn als schlank. Dunkle, lange, in fettigen Strähnen herunterhängende Haare, eine spitze Nase und diesen phlegmatischen Blick, den meine Schwester auch gehabt hatte und der mich stets an „Ich habe aufgegeben!“ erinnert.

Doris hatte ebenfalls Rheuma und war einen Tag vor mir an den Gelenken operiert worden. Ihr wurden die krummen Finger wieder begradigt und das entzündliche Material an den Gelenken abgeschält. Ich hatte mich gestern um sie gekümmert und sie versprach, mir ebenfalls zu helfen, nachdem ich operiert worden war.

Ich war froh, jemanden wie sie mit im Zimmer zu haben, mit dem ich reden konnte. Sie hatte jede Menge Bücher dabei, da sie Buchhändlerin war, aber wir waren so damit beschäftigt, miteinander zu reden, dass ich nicht daran dachte, in ihrer großen Reisetasche zu wühlen und mir ein Buch auszusuchen. Bei den Gesprächen über unser Leben hatte ich oft bei mir gedacht: ‚Sie lebt in ihren Büchern, in dem, was sie liest, nicht real.‘

Sie liebte, wie meine Schwester und ich auch, Gedichte und als es ihr am Tag zuvor so schlecht gegangen war, hatte ich ihr welche aufgesagt. Sie liebte Goethe. Dass ich ihr Lieblingsgedicht „An den Mond“ auswendig kannte, empfand sie als einen Wink des Schicksals. Sie ließ es sich mehrmals vortragen, als sie am Abend deprimiert im Bett lag, weil ihr die Ärzte keine guten Nachrichten brachten. Sie lag mit geschlossenen Augen da und als ich mit leiser Stimme begann, holte sie tief Luft und lächelte leicht.

Fülleest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Löseest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild

Über mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluss!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuss,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Dass man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergisst!

Rausche, Fluss, das Tal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,

Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Hass verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt.

Was, von Menschen nicht gewusst
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

„Dass du das kannst ... das ist herrlich! Es ist so ein langes Gedicht, mir würde es schon schwer fallen, eine Strophe aufzusagen. Bitte sage es noch einmal!“, bat sie voller Bewunderung und ich wiederholte es gern.

„Na, wie geht es unserer Musikerin? Ich habe vom operierenden Arzt gehört, dass alles gut gelaufen ist und die umliegenden Handknochen und das Handgelenk nicht betroffen waren. Es waren keine entzündeten Stellen zu erkennen. Das ist doch eine gute Nachricht, oder nicht?“, plapperte mein Arzt „Ich habe übrigens Ihre CD gehört, sie hat mir gut gefallen. Ich wünsche Ihnen, dass Sie bald wieder spielen können und wenn Sie Ihr nächstes Konzert geben, will ich eine Einladung!“ Dabei grinste er über beide Ohren.

„Die Schmerzen beginnen und der Verband drückt sehr“, sagte ich. Der Unterarm war bedenklich dick und dunkelblau geworden.

Er schnitt kurzerhand den Verband auf und drückte den Gips auseinander. Auf der Wunde lag nur noch ein Stück Mull und man konnte gut den S-förmigen Einschnitt in der Haut über dem Handgelenk sehen.

„Ich schicke gleich die Schwester mit dem Tropf, ich habe schon leckere Sachen für Sie zusammengemixt, die OP hat's in sich!“, versprach er und war wieder verschwunden.

Ich wartete. Die Schmerzen krochen langsam in den Arm. Von da aus breiteten sie sich aus. In jeden Finger und über den Oberarm bis hinauf in den Hals. Ein hämmernder und stechender Schmerz war das. Draußen hörte ich die Schwester laufen, doch vor der Tür schien ihr jemand zu begegnen, denn sie vertiefte sich in ein Gespräch. Das Gespräch sollte wohl länger dauern, weil sie keine Anstalten machte, ins Zimmer zu kommen. Inzwischen waren die Schmerzen fast nicht mehr auszuhalten.

In meiner Fantasie stand jemand neben meinem Bett und schlug mit einem großen Hammer immer und immer wieder auf meinen Arm und ein zweiter stach zwischendurch mit einem Messer in mein Handgelenk. Sol-

che Schmerzen hatte ich noch nie in meinem Leben gehabt. Ich hatte vier Kinder geboren, aber so etwas noch nie erleben müssen.

Panik kroch aus dem Bauch in meine Brust, nahm mir die Luft und die Schmerzen die Sinne. Mit dem Bild meiner Zukunft vor Augen stieß ich einen langen durchdringenden, verzweifelten Schrei aus.

Für den Rest des Tages und die halbe Nacht nahm ich nichts mehr wahr. Mitten in der Nacht wachte ich auf. Doris saß auf meinem Bett und sah mich mitleidig an.

„Du weinst seit Stunden und ich kann nicht schlafen!“, sagte sie sanft, aber ohne einen Vorwurf. „Tut mir leid, das wollte ich nicht!“, antwortete ich matt.

„Ist es wegen der Schmerzen?“

„Nicht nur. Ich habe Angst vor der Zukunft. Jeden Tag sehe ich mir meine Hände und Füße an, wie sie sich verändern und allmählich beginnen, wie die meiner Schwester aussehen. Ich würde diese Veränderungen so gerne stoppen.“

„Ja, ich auch, glaub mir das, alles um mich herum geht und das Einzige, was bleibt, ist die Krankheit.“ Doris sagte es leise.

„Oh, das ist so schrecklich bitter und aussichtslos.“

„Aber du hast gehört, was der Arzt gesagt hat, du kannst wieder spielen!“, versuchte Doris mir Hoffnung zu machen.

„Das weiß ich nicht. Fünf Ärzte waren bei mir und haben mir eine neue Methode angepriesen, weil ich dabei keine Bewegungseinschränkungen zu befürchten hätte. Sie nehmen einfach die vier Knochen der unteren Handwurzelreihe heraus. Als ich fragte, was sie statt dessen einsetzen, antworteten sie: 'nichts'. Sie wüssten auch nicht so genau, wie das funktioniert, aber sie hätten es bei Musikern schon gemacht. Ich sollte mich für diese OP entscheiden, ohne zu wissen, was mich erwartet und ohne eine erschöpfende Antwort!“

„Und was wäre die Alternative gewesen?“ nahm Doris Anteil.

„Sie wollten mir die beiden kaputten Knochen entfernen, aus dem Becken Knochenstücke bohren und ins Handgelenk einsetzen, das Ganze verdrahten und versteifen. Ich hätte die Hand nicht mehr neigen können, allerdings besäße ich noch die Kraft, die ich vorher hatte. Ich hätte nur nie mehr spielen können!“

„Stimmt, das ist eine Entscheidung ins Ungewisse gewesen.“

„Ich habe erst nach dem Tod meines Sohnes Felix angefangen, Gitarre zu spielen. Ich habe mich förmlich an ihr festgehalten. Tagelang habe ich nur gespielt. Traurige Lieder, bei denen ich weinen konnte. Es war wie ein Vermächtnis von Felix an mich, verstehst du? Ich habe so viel erreicht als Orchestermusikerin! Dann die Krankheit – was bleibt, wenn ich nicht mehr spielen kann?“

„Ich weiß.“

„Und dann die Schmerzen gestern nach der Operation. Furchtbar!“

„Die Schwester hat einen Anschiss gekriegt, weil sie den Tropf zu spät angehängt hat.“

„Ach, die Arme, dabei hat sie mir sehr geholfen. Die Schmerzen haben mir klar gemacht, dass ich meine Krankheit nicht hinnehmen will. Ich muss das alles hier irgendwie stoppen, egal wie!“

„Das geht nicht.“ Doris war sehr überzeugt.

„Egal! Wenn ich es nicht versuche, lande ich als verbitterte alte Kuh im Rollstuhl. Das kann ich niemandem zumuten. Und wenn ich es nicht schaffe, dann tröste ich mich damit, dass ich es wenigstens versucht habe.“ Ich war kämpferisch aufgelegt.

„Ich bin schon viel länger krank als du. Ich habe auch viel versucht und nie hat etwas geklappt. Ich habe mich damit abgefunden und es wäre besser, wenn du das auch tun würdest!“, fand Doris.

„Mich abfinden? Spinnst du? Niemals!“

„Hast du schon eine Idee?“

„Ja, mir hat schon einmal eine Psychotherapie das Leben gerettet. Ich werde einfach noch einmal eine

machen. Ich will damit beginnen, mir alles von der Seele zu reden. Alles über den Tod meines Kindes, den meines Vaters und meiner Schwester, einfach alles. Es wird mir leichter werden, das weiß ich!“

* * *

Die letzte Therapie hatte ich bei einem Mann gemacht. Bei ihm habe ich fast drei Jahre lang dreimal in der Woche auf der Couch gelegen und meine schreckliche Kindheit betrauert und verarbeitet. Diesmal wollte ich zu einer Frau.

Frau Dr.Singer war in meinem Alter, verheiratet und sie hatte einen Sohn. Ich fand, das passte gut, sie war mir sofort sympathisch.

Ich erzählte ihr alles vom Tod meines Kindes, meiner Krankheit und meiner Schwester. Oft saß sie vor mir und schüttelte den Kopf.

„Wie haben Sie das alles nur ausgehalten?“, fragte sie mich mit großen Augen. Mir tat es sehr gut, zu sehen, wie sie meine Berichte schockierten. Dafür, dass sie beruflich Tag für Tag die unglaublichsten Lebenssituationen ansehen musste, berührte sie meine Geschichte stärker als ich das für üblich hielt.

Ich erzählte Frau Dr. Singer, dass ich während der Trauerphase um meinen Sohn ein Tagebuch geführt hatte, und sie bat mich darum, es mitzubringen.

Die darauf folgende Woche bis zum nächsten Termin verbrachte ich damit, das Tagebuch zu lesen und dabei heftig zu weinen. Erinnerungen kamen hoch, bereits vergessene Einzelheiten. Beim Lesen fragte ich mich auch oft – wie hatte ich das nur alles ertragen?

Bei meinem nächsten Besuch bei Dr. Singer überreichte ich ihr das Heft.

•Trauerbuch

Der Schrei zerriss alles. Er zerriss alles vom Herzen bis in den tiefsten Grund meiner Seele. Blankes Entsetzen und qualvolle Schmerzen machten mir klar: jetzt ist es passiert!

Ich wusste sofort, was geschehen war, denn meine heimliche Angst und meine furchtbaren Ahnungen hatten es mir vorausgesagt. Dieses nagende, unerschütterliche Gefühl, das ich nie los wurde. Hätte mein Verdrängungsmechanismus nicht immer wieder so gut funktioniert, so hätte ich es als tiefe Gewissheit in mir getragen, dass mein Sohn Felix stirbt.

Ich rannte in Felix' Zimmer, sah Robert, wie er das tote Kind wieder ins Bett legte und hörte, wie er schrie, immer wieder schrie: "Mein Baby ist tot, mein Baby ist tot." Er schrie aus Verzweiflung und Nicht-Wahrhaben-Wollen. Vor dem Bett hielt ich für den Bruchteil einer Sekunde inne, um die Endgültigkeit aufzuhalten, aber da hatte ich den Säugling schon aufgenommen und den Tod in meinen Händen gespürt. Steif und kalt fühlte er sich an. Angeschrien habe ich Felix, er solle doch aufwachen. Ich glaubte zu spüren, dass er mich noch hörte.

Die ersten Fragen, die wie ein Blitz durch mich schossen, waren: ist er erstickt? War ich schuld? Denn ich hatte ihn zuvor ins Bett gelegt. Der herbeigerufene Notarzt konnte mir diese Frage nicht eindeutig beantworten, deshalb verbrachte ich die erste Nacht mit diesem unsinnigen Schuldgefühl.

* * *

Traum (etwa vier Wochen nach seinem Tod)

Ich komme in einen Raum. In diesem Raum ist nichts. Keine Wände, keine Fenster, nur eine Tür. Auch Robert sehe ich nicht, ich spüre aber, dass er hinter mir in den

Raum tritt. Als ich mich umschaue, erkenne ich in einiger Entfernung die Wippe von Felix. Sie steht im Nichts. Als ich zögere, sehe ich aus dem Nichts einen Arm erscheinen, der die Geste macht, doch näher zu treten. Das Verlangen, Felix anzusehen, überkommt mich, und ich gehe auf die Wippe zu. Unbändige Freude wühlt mich auf, denn er ist es tatsächlich! Er liegt in seiner Wippe und schaut mich fragend an. Er schaut mich an, wie immer, wenn er mir bei meinen täglichen Arbeiten im Haushalt zusieht.

Eine Stimme sagt mir, ich solle ihn anfassen. Kurz überlege ich, ob ich es tun soll, denn ich spüre große Angst, die Angst, wieder nur den Tod in meinen Händen zu fühlen und nicht ihn, meinen geliebten Felix. Irgendwie überwinde ich mich doch, gebe mir einen Ruck und fasse ihn an. Ich berühre seinen Arm, dann seine Fingerchen. Sie sind ganz warm und weich, so wie immer. Die Fingerspitzen fühlen sich etwas kühler an, aber nicht tot. Ich denke daran, dass er, als er noch lebte, oft kalte Hände hatte.

Der Traum endet jäh, als ich Felix auf den Arm nehmen will.

* * *

Der Tag, an dem die Welt auseinander brach

Sophia war die Erzieherin meines Sohnes Alexander im Waldorfkindergarten. Dort war es üblich, Hausbesuche zu machen und so kam sie an diesem Nachmittag zu uns. Sie wollte Alexanders Zimmer besichtigen und wir gingen alle nach oben. Dort konnte ich mich nur sehr schlecht auf das Gespräch konzentrieren. Nach einer Weile wurde ich ganz unruhig.

Ich hatte das Gefühl, als schaue jemand von draußen in das Zimmer herein. Auch auf die Gefahr hin, unhöflich zu sein, musste ich mich einige Male umdrehen und

unaufhörlich aus dem Fenster in die Dunkelheit spähen. Obwohl ich draußen niemanden sah, spürte ich sehr intensiv, dass jemand hereinblickte. Später las ich einmal in einer anthroposophischen Schrift, dass die Seelen niemals wieder so intensiv gespürt werden können wie im Moment des Todes eines nahen Angehörigen. Ich hatte seinen Abschied gespürt. Er verabschiedete sich und ich bemerkte es in diesem Moment gar nicht richtig. Auf einmal konnte ich die Unruhe nicht mehr aushalten und bat Robert, nach Felix zu sehen. Dann hörte ich den Schrei, der mein ganzes Leben verändern sollte.

Alle rannten wir in das Zimmer, auch die Kinder und standen vor dem Bettchen. Wäre Sophia nicht da gewesen, wären die Kinder dem, was dann kam, schutzlos ausgeliefert gewesen, denn weder ich noch Robert waren in der Lage, etwas von dem großen Schmerz aufzufangen, der auch sie traf.

Lange danach hatte ich das Gefühl, Felix hatte sich, der Geschwister wegen, diesen Termin ausgesucht, um gehen zu können.

Wir waren zuerst wie gelähmt. Gedanken rasten durch meinen Kopf und ich konnte sie unmöglich aufhalten. Immer wieder fragte ich Robert, ob ich schuld sei, denn ich hatte ihn ja hingelegt und vielleicht zu fest zugedeckt. Robert sagte noch, sein Köpfchen habe sich ganz unter der Decke befunden. Ich war kurz vor dem Durchdrehen.

Robert rief den Notarzt, obwohl wir beide sahen, dass nichts mehr zu machen war. Kurze Zeit später war die Polizei da, dann der Krankenwagen. Die Sanitäter schauten zwar nach Felix, taten aber nichts.

Als der Arzt eintraf, begann er mit Wiederbelebungsversuchen. Erst als er Felix' Mund nicht mehr aufbekam, um den Atmungsschlauch zu legen, wollte er begreifen, dass dieses Kind gestorben war. Fassungslos stand er vor dem Bettchen und stammelte: "Das Kind ist leider tot, das tut mir so furchtbar leid. Aber sehen Sie, keine

Reaktion mehr und die Totenstarre hat schon eingesetzt!"

Einer der Sanitäter sagte mit einem strengen Blick zu mir: "Ist ja auch ganz klar... Bauchlage!"

"Halten Sie doch den Mund!", befahl ihm der Arzt, aber da war es schon geschehen: Der Sanitäter hatte mir mit seiner Bemerkung ein gewaltiges Schuldgefühl tief in den Bauch gerammt.

Robert nahm mich in den Arm. Wie er das schaffte, ist mir ein Rätsel, denn ich war nicht in der Lage, irgendjemanden zu trösten. Dann sagte der Arzt, er müsse Felix untersuchen, um eventuell eine Todesursache feststellen zu können und sie in den Totenschein einzutragen.

Zusammen zogen wir Felix aus und sahen ihn uns an, dabei fühlte ich seinen noch warmen Körper. Selbstverständlich konnte der Arzt nichts feststellen. In den Totenschein trug er als Todesursache den "plötzlichen Krippentod" ein.

Einer der Polizeibeamten bat den Arzt hinaus. Obwohl der Arzt einen natürlichen Tod bescheinigte, sagte er, die Kriminalpolizei müsse benachrichtigt werden. Der Arzt war entsetzt und ich auch. Heute weiß ich, dass ich mir lieber die Hände abhacken ließe, als noch einmal den Notarzt zu rufen.

Später, im Wohnzimmer, versuchte der Arzt, einen Pfarrer aufzutreiben, weil er hoffte, uns damit einen Gefallen zu tun, oder weil er sich damit überfordert fühlte, uns zu trösten.

Kurze Zeit später kam eine Pfarrerin, die bei uns in der Nähe wohnte. Sie setzte bei den Beamten durch, dass wir noch eine kurze Weile mit Felix alleine im Zimmer bleiben durften. Sie wickelte ihn in eine Stoffwindel und in seine Decke und legte ihn mir in den Arm. Da stand ich nun mit einem toten Kind auf dem Arm und konnte nichts tun. Die Pfarrerin nahm Fußabdrücke von Felix und fotografierte ihn, während Robert ihn auf dem Arm hatte.

Später sprach sie ein Gebet, in dem sie ihren Glauben

an Gott in Frage stellte und ihn tatsächlich nach dem Sinn fragte. Beim "Vater Unser" sprach ich mit, ich wusste aber eigentlich nicht, was das sollte, denn ich war genauso sauer auf den "lieben Gott" wie offenbar die Pfarrerin auch.

Als die Kriminalbeamten kamen, forderten sie uns auf, das Zimmer zu verlassen. Sie wollten es durchsuchen, das Kind anschauen und wir sollten anschließend noch befragt werden.

Entsetzt fragte ich den Beamten, was sie denn suchten, worauf er antwortete: "Medikamente, Spritzen usw.!"

Als er sagte, dass Kind müsse in die Gerichtsmedizin, weigerte ich mich, die Zustimmung zu erteilen, worauf der Beamte diesen vernichtenden Satz sagte: "Dann wird die Leiche beschlagnahmt."

Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen. Da wurde es mir klar: Wir waren zunächst einmal verdächtig, schuld am Tod unseres Babys zu sein!

* * *

Raum und Zeit verschwinden mit meinem Sohn zusammen. Vor seinem Mund und seiner Nase bilden sich keine Atemwölkchen mehr. Meine verflüchtigen sich, bei ihm ist nichts zu sehen. Es ist kalt im Leichenhaus, aber ich spüre davon nichts, schaue ihn nur an und warte auf ein kleines Atemwölkchen. Seine Händchen sind weiß wie Schnee, es fühlt sich an wie kalter Marmor. Ihn aufnehmen und wegrennen, so schnell es geht. Keiner darf uns finden. Das "Und dann?" schießt mir in den Kopf, dann schüttelt mich die Leere. Nach Hause fahren, denn das Warten ist sinnlos, aber ich kann nicht aufstehen, ich sitze wie festgeklebt. In Gedanken brülle ich ihn an: "Warum hast du mir das angetan?" Es kommt keine Antwort, kein Zeichen, nichts.

* * *

Die Befragung oder das Verhör war für mein Empfinden recht kurz, aber sehr bürokratisch. Heute denke ich, man hätte das einen Tag später ebenfalls noch machen können. Der Beamte schrieb alles auf, er fragte uns aus, was Felix gegessen hätte, ob er Medikamente bekommen habe und ob er krank gewesen war.

Zwischendurch kam Alexander zu mir und fragte mich: "Mama, hast du was gemacht? Der Mann hat eine Pistole."

Ich wusste nicht, weshalb ich weiter atmen konnte, als sie mein Baby in eine Plastikhülle steckten und ich hasste mich dafür, weil ich es weiterhin tat.

Der Arzt sagte dem Kriminalbeamten: "Lassen Sie sie doch um Gottes Willen nicht dabei zusehen!", und ich dachte: 'Was kann ich noch alles ertragen, bis ich verrückt werde?'

Da kam die Bestatterin ins Zimmer und nahm das kleine Bündel vorsichtig mit der Tüte um ihn herum. Sie legte ihn in den weißen, kleinen Sarg und trug ihn hinaus. Ich schaute meinem toten Baby nach und konnte nicht glauben, was ich sah.

Plötzlich waren alle weg. Felix, die Polizei, der Arzt und die Pfarrerin. Zusammengesunken saßen wir, Robert und ich, auf unserer Couch und überlegten, was eigentlich geschehen war. Ich fühlte mich sehr einsam. Auch als sich die Kinder und Sophia zu uns gesellten, fühlte ich mich einsamer als jemals zuvor in meinem ganzen Leben.

Alle zusammen unterhielten wir uns über den Abend. Die Kinder wollten so vieles wissen, und obwohl mir das alles viel zu viel war, versuchte ich, die Fragen zu beantworten, für die ich doch selbst keine Antwort finden konnte. Sophia nahm es uns ab, Alexander ins Bett zu bringen. Meine Tochter Sonja saß noch lange still neben

mir.

Wie gelähmt und bleischwer fühlte sich mein Körper an, ich war unfähig, mich zu bewegen. Ich fühlte plötzlich, wie sich ein dicker, zäher Nebel um mich legte. Ich nahm alles nur noch aus der Ferne wahr, fast wie in Trance.

Sophia wollte nicht mehr nach Hause fahren und verbrachte die Nacht bei uns. Als ich mich aufraffte, ins Bad zu gehen, um mir die Zähne zu putzen, lag auf der Wäschtruhe ein Zettel von ihr, darauf stand: "Ihr könnt niemals tiefer fallen als in Gottes bergende Hände." Und im Badezimmer fand ich ein Gedicht von Rainer Maria Rilke vor:

Welkes Blatt

Die Blätter fallen, fallen wie von weit,
als welkten in den Himmeln ferne Gärten;
sie fallen mit verneinender Gebärde.
Und in den Nächten fällt die schwere Erde
aus allen Sternen in die Einsamkeit.

Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.
Und sieh dir andre an: es ist in allen.

Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen
unendlich sanft in seinen Händen hält.

In dieser Nacht tat ich kein Auge zu. Immer, wenn ich die Augen schloss, sah ich Felix Gesichtchen und die Ereignisse des Abends. Ich hatte Angst.

Von dem Medikament, das mir der Arzt zum Abstillen verschrieben hatte, wurde mir übel und schwindlig. Das Flimmern vor den Augen wurde immer schlimmer. So stand ich auf und lief zwischen Bett und Toilette hin und her. Die Kinder und Robert schliefen. Ich spürte den Drang, Robert aufzuwecken, ihn anzuschreien: "Wie kannst du jetzt schlafen?"

Worüber war ich ärgerlicher? War es schlimmer, dass Felix gegangen war oder dass ich zurückblieb?

Während einer Minute dieser Nacht dachte ich an Selbstmord. Nichts mehr spüren, nur alles wegwischen, flüchten. Aber sofort war auch der andere Gedanke da: Nein, ich will es aushalten, ich will leben. Was mich dazu brachte, weiterzumachen, weiß ich nicht.

* * *

Am nächsten Morgen stand ich auf, wusch mich und fragte mich bei allem was ich tat, nach dem Sinn. Hatte es überhaupt einen Sinn, mich zu waschen? Hatte es einen Sinn, aufzustehen?

Meine Brust brannte, sie war schwer und heiß. Wohin nur mit meiner Milch? Ich sehnte mich nach dem Saugen von Felix. Auch wenn er manchmal etwas unsanft gewesen war, sehnte ich mich nach dem Schmerz. Eine unsagbare Schwere überkam mich, als ich die Milch in das Auffangglas der Milchpumpe fließen sah. Wie lange ich vor diesem Glas Milch saß, weiß ich nicht mehr. Irgendwann raffte ich mich auf und wollte sie in den Abguss schütten. Ich konnte es nicht. Meine Hand zitterte heftig, ein bisschen Milch schwappte deshalb in den Abfluss.

Tränen liefen mir über das Gesicht. 'Wie gut, dass mich meine Tränen streicheln', dachte ich. Immer wieder unternahm ich einen neuen Anlauf, die Milch in die Spüle zu gießen, es ging einfach nicht. Zwei widerstrebende Gefühle kämpften in meinem Arm, der irgendwann so verkrampft war, dass ich die rechte Hand dazu brauchte, um das Glas zu lösen. Was mache ich hier?

Ich entschloss mich, die Milch in Felix' Teeflasche zu gießen und in seinen Sarg zu legen. Als die Flasche voll war, gab ich meinen beiden Kindern und Robert davon zu trinken.

* * *

Das zitternde krampfartige Weinen macht es mir sehr schwer, ihm kleine Blümchen in die Fäustchen zu schieben. Auf keinen Fall will ich ihn irgendwie verletzen. Die Flasche mit meiner Milch ist noch ganz warm. Auf dem Weg hierher wärmte ich die Flasche unter meinem Pullover direkt an meinem Bauch. Jetzt lege ich sie ihm dicht an seinen Kopf und sage: "Damit du was zu trinken hast, wenn du aufwachst." Wie dumm ich doch bin, Tote wachen nie mehr auf! Warum vergesse ich das immer wieder? Ich denke an Sonjas Sarg, den sie aus Knetmasse gearbeitet hatte. Auf seine Decke soll ich ihn legen, aber darauf achten, dass der Sargdeckel daneben liegen bleibt. Der Sarg war ganz klein. Mit unglaublicher Geduld muss sie Felix darin erschaffen haben, denn ich glaube ihn zu erkennen.

Teddy findet auf der anderen Kopfseite seinen Platz. Er tut mir Leid. Ich stelle mir den Weg vor, den er mit Felix gehen wird. Die Feder ist von Alexander, ich lege sie auf Felix' Brust. Warum hat es mir meine Familie überlassen, Felix ein letztes Mal zu beschenken?

* * *

Die Zeit bis zur Beerdigung verbrachte ich damit, Felix zu suchen. Oft glaubte ich, ihn schreien zu hören, ich rannte hoch, um nach ihm zu sehen, und jedes Mal schoss mir die Milch ein.

Gegen Mittag kam der Anruf von der Polizei. Der Beamte sollte mir ausrichten, sie hätten nichts gefunden. Er wollte sich sofort wieder verabschieden. Ich konnte ihn aber noch fragen, ob Felix erstickt sei, worauf er antwortete, ich sollte mir das so vorstellen, als wenn einfach das Herz stehen bliebe. Aus!! Keine weiteren Erklärungen, er hatte einfach aufgelegt. Einige Tage später kam ein Umschlag, in dem sich mein Mutterpass und Felix' Vorsorgeheft befanden, sonst nichts.

Ich suchte verzweifelt nach einem Brief, in dem stünde, dass ich am Tod meines Sohnes unschuldig war, und

nach einer Entschuldigung der Polizei für diese unglaubliche Verdächtigung gegen uns. Nichts, es war sonst nichts dabei.

Die Tage bis zur Beerdigung verbrachte ich damit, zwischen Leichenhalle und Wohnung hin- und herzufahren. Vor dem Sarg kniend, Felix streichelnd, konnte ich doch nicht wirklich annehmen, dass er es war, der dort lag. ‚Er ist es nicht, er ist einfach nicht mehr da‘, dachte ich. Das Kind im Sarg sah nicht aus wie mein Felix. Ähnlichkeiten bemerkte ich zwar, aber jede Sekunde entfernte mich mehr von ihm. Ich verspürte sofort den Drang, nach Hause zu fahren und Felix dort zu suchen.

Ich fuhr nach Hause, aber die Stelle, an der sein Bett gestanden hatte, war leer. Tausendmal roch ich an seinem Jäckchen, es roch nach ihm und nach meiner Milch.

Aber auch zu Hause fand ich ihn nicht. Im leeren Zimmer zermartete ich mir den Kopf, ich versuchte Klarheit in dieses Chaos zu bringen. Und immer, wenn ich wieder Klarheit hatte, mir schmerzlich bewusst wurde, dass er tot war, fuhr ich zur Leichenhalle, um mich von ihm zu verabschieden. Immer wieder kniete ich vor dem Sarg, streichelte Felix und stellte fest, dass er es nicht war, dass Felix anders aussah. So fuhr ich wieder heim, um ihn dort zu suchen.

Meine Suche hatte am Abend ein Ende, immer dann, wenn die Tür zum Friedhof zugesperrt wurde. Aber am Abend, wenn ich nicht mehr suchen durfte, war mein Leben noch sinnloser, noch trauriger, immer noch viel, viel stiller.

Dieses Hin und Her den Tag über war kaum zu ertragen, weil mir unterwegs meine Hilflosigkeit und Verzweiflung bewusst wurde. So war ich zerrissen, ich hatte den ganzen Tag gesucht und doch nichts gefunden.

Einen Tag nach Felix Tod bekamen wir noch eine unglaubliche Nachricht: Die Pfarrerin, die am Abend vorher zugesagt hatte, die Beerdigung abzuhalten, sagte plötzlich ab. Sie wolle als Privatperson teilnehmen, aber nicht

in ihrer Eigenschaft als Pfarrerin. Da wusste ich gleich, woher der Wind wehte. Felix war nicht getauft und wir keine Mitglieder in der Kirche. Ich war unsagbar traurig, weil Mitleid, Toleranz und nicht zuletzt Christlichkeit an der bezahlten Kirchensteuer oder am bisher praktizierten Glauben festgemacht werden. Später erfuhr ich, dass es ihr Vorgesetzter untersagt hatte.

So zog der Tod unseres Sohnes so viele Kirchenaustritte mit sich, dass ich sie kaum zählen kann. Ich war überrascht, wie viele Menschen, die ich überhaupt nicht kannte, aus meinem Bekanntenkreis und auch Fremde, mich ansprachen oder mich anriefen, um mir zu sagen, unsere Geschichte sei der letzte Tropfen auf den heißen Stein gewesen und Auslöser zu der längst fälligen Entscheidung, aus der Kirche auszutreten. Das tröstete mich, auch wenn ich Felix dadurch nicht mehr zurückbekam.

* * *

Die Dame vom Beerdigungsinstitut wollte uns helfen und schlug vor, einen freien Redner zu engagieren. Uns war das aber zu unpersönlich. Wir waren uns auch gleich einig, das dann lieber selbst zu machen.

Nachdem Sophia den ganzen Tag versucht hatte, einen Pfarrer aus ihrem Freundeskreis zu finden, entschloss sie sich, die Leitung der Beerdigung selbst in die Hand zu nehmen. Wir waren erstaunt und froh, diese anfallende Arbeit zumindest teilweise abgeben zu können.

Am nächsten Nachmittag trafen wir uns zum Gedankenaustausch. Die Kinder waren auch dabei, weil wir es für sehr wichtig hielten, sie an der Ausrichtung der Beerdigung ihres Bruders zu beteiligen.

Obwohl mir sehr schwer ums Herz war, empfand ich diesen Nachmittag als wohltuend und herzlich, nicht zuletzt deshalb, weil ich für einige Stunden nicht mehr den Zwang hatte, Felix zu suchen und diesen wahnsinnigen Kreislauf zwischen Wohnung und Friedhof aufgab.

Seit die Kälte in mir hochkriecht, muss ich nicht mehr suchen. Seit ich nicht mehr suchen muss, sitze ich hier und warte. Habe ich begriffen, dass er tot ist, seit ich nicht mehr suche? Nein, ich sitze nicht hier, weil ich warte. Ich sitze hier und passe auf Felix auf, es muss alles in seinem Sarg bleiben. Keiner darf irgendetwas verändern oder wegnehmen. Ein einziges Mal noch auf ihn aufpassen. Die Kälte ist jetzt an meinen empfindlichen Nieren, aber das ist mir egal. Sollen sie doch bleiben, wo der Pfeffer wächst. Und wieder legt sich die mir wohl bekannte und fast vergessene eisige Eisenhand aus meiner Kindheit um meinen Hals und drückt zu.

Die organisatorische Arbeit tat uns allen gut. Sophia sagte nach diesem Nachmittag: "Wir haben ein richtig schönes Fest vorbereitet."

Ich begann wie wild Kuchen zu backen. Obwohl sich mir immer wieder der Gedanke aufdrängte, es habe ja doch alles keinen Sinn, konnte ich nicht aufhören. Es war, als wenn ich mich daran festhielte.

Robert klapperte die Blumenläden der Stadt ab und kaufte Lebensmittel für den Besuch, der zur Beerdigung kommen wollte. Der Drang zu telefonieren nahm ab. Bis dahin hatte ich mindestens zwanzig Leute angerufen und jedem diese unglaubliche Situation erzählt. Jedes Mal beruhigte mich das Entsetzen der Menschen, weil ich das Gefühl hatte, nun doch nicht verrückt zu sein. Es nahm alle so mit. Nach jedem Telefonat hatte ich stärker das Gefühl, dass mir alle Menschen beim Tragen helfen.

Nachdem ich alles Mehl, die Butter und alle Eier verarbeitet hatte und es auch zu dunkel war, um noch einmal in die Leichenhalle zu fahren, begann wieder so ein furchtbar einsamer, stiller Abend. Nichts zum Festhalten, kein Besuch, keine Hilfe, kein Schutz. Ich spürte einen kleinen Vorgeschmack auf die Zeit, die noch vor

uns lag, sobald die Beerdigung vorbei war. Einmal kam Besuch. Ich hatte meine Hebamme Christine angerufen, weil ich Probleme damit hatte, abzustillen und das Medikament dafür nicht vertrug. Sie riet mir, es sofort abzusetzen und zu ganz einfachen Methoden zu greifen. Sie untersuchte meine Brust, pumpte die Milch ab und machte mir einen Alkoholwickel, der eiskalt war und mich etwas benebelte. Es tat gut, dass sie sich um mich kümmerte. Wir redeten lange über Felix und seine Geburt.

* * *

Auf all meine Fragen bekomme ich keine Antwort. Meine Weigerung, ihn zu begraben, nützt nichts. Sie kommen und schrauben den Deckel auf. Ein letztes Mal sehe ich noch in sein Gesicht. In mir schreit es. Ich rufe nach meiner Mama, nach Schutz und Hilfe, nach Auffangen beim Sturz in die Tiefe, aber sie ist nicht da. Meine Kindheit holt mich ein, aber auch dafür habe ich jetzt keine Zeit.

* * *

An einem eiskalten Samstagmorgen wurde Felix beerdigt. Es war noch dunkel, als ich aufstand. Ich wollte da sein, wenn die Leichenhalle geöffnet wurde. Da es kalt war, zog ich mich sehr warm an.

Robert fuhr mich hin. Obwohl er nicht ganz verstehen konnte, warum ich mich stundenlang in die Eiseskälte setzen wollte, ließ er mich gewähren. Unterwegs fragte ich mich, wie er es anstellte, diesen Wahnsinn aushalten. Zwei Welten taten sich auf.

Bis zur Beerdigung wollte ich noch bei Felix bleiben. Ich hatte Glück, der Sarg war noch nicht verschlossen. Die Zeit verbrachte ich mit Frieren, Nachdenken und Weinen. Manchmal streichelte ich ihn und redete ich mit ihm. Ich fragte ihn, warum das passiert war und warum

er das mit uns gemacht hatte. Ich wusste, er konnte mir nicht antworten, aber dennoch hoffte ich auf ein Wunder. Als der Deckel zugeschraubt wurde, war ich leer und taub.

Während wir in der Kapelle saßen und redeten, füllte sich der Raum. Ich nahm niemanden wahr, außer den Menschen, die mich begrüßten.

Als Sophia ihr Grußwort beendet hatte, stand ich auf, um mit Sonja, Robert und Sophia den Sarg zu tragen. Von diesem Augenblick an nahm ich die folgende halbe Stunde nur noch im Tränenschleier wahr. Ich hatte Mühe, überhaupt noch etwas zu sehen.

Als Trost empfand ich es, dass niemand vom Beerdigungsinstitut oder Beschäftigte des Friedhofs zu sehen waren. Wir waren ganz alleine auf dem stillen Friedhof und alle waren froh und glücklich, den Weg ohne Pfarrer und Kirche gewählt zu haben. Sophia hatte diese Abschiedsfeier so schön gestaltet, wie dies kein Fremder hätte tun können.

Ein Traum (etwa sechs Monate nach Felix' Tod)

Ich sehe wieder ins Nichts. Unendlicher Raum umgibt mich. Ich glaube, es ist der Himmel. Felix liegt im Nichts und schaut mich an. Er schaut ernst, nein, er schaut ausdruckslos. Er erwartet eine Reaktion von mir. Ich überlege, ob ich ihn anlachen soll. Ich erinnere mich an einen früheren Traum, der ähnlich war.

Ich bin unsicher, will es aber probieren und lächle. Plötzlich fängt er an zu strahlen. Er lacht und lacht, es sieht aus, als ob die Sonne aufgeht. Und wieder endet der Traum, als ich ihn hochnehmen will.

Dennoch tröstet mich dieser Traum etwas. Dieses Lachen tat gut und ich hatte das Gefühl, als wolle er sagen: mir geht es gut!

* * *

Bei meinem täglichen Gang auf den Friedhof begleitete

mich unermüdlich Alexander. Ohne nicht auf dem Friedhof gewesen zu sein, wollte er nicht in den Kindergarten. Er musste an meiner Hand gehen, da die Straße direkt am Friedhofstor vorbeiführte. Aber sobald wir das Tor durchschritten hatte, riss er sich los und rannte in die Leichenhalle. Er hatte den Drang, sich jeden Toten anzusehen. Leise und andächtig betrat er jeden Morgen die Halle. Meine Zweifel, ob das gut für ihn war, schob ich beiseite, denn das "Schlimmste" hatte er erlebt und das war vielleicht seine Art, damit umzugehen. Jedenfalls musste ich ihm immer hinterherlaufen und sah somit auch jede Leiche. Dieses tägliche Wissen um den Tod, der auch andere trifft, beruhigte mich manchmal.

So kam es, als Sophia eines Tages mit der Kindergartengruppe einen Spaziergang zum Friedhof machte, dass alle Kinder hinter Alexander herliefen und ins Leichenhaus stürmten.

Alexander ermahnte die Kinder zu Ruhe und Andacht. An diesem Morgen lag eine alte Frau im Sarg. Die Kinder holten sich leise Stühle heran und kletterten darauf, um alles genau ansehen zu können. Sophia blieb nichts anderes übrig, als daneben zu stehen und die Szene zu begleiten.

Die Kinder schauten sich die Oma genau an und fragten sich, warum sie wohl so zerknittert war und wo denn der Opa wäre, denn die Oma sei doch ganz alleine. Ob sie denn nie mehr aufwache, fragte ein kleines Mädchen. Sophia schüttelte mit dem Kopf, nie mehr.

Die Kinder bewunderten den Blumenschmuck im Sarg und dass die Oma schöne Kleidung anhatte, als wenn sie zu einem Fest ginge.

Alexander erklärte den Kindern, was er wusste, und als er sagte, dass Tote im Sarg nie Schuhe anhaben, hob er die Decke zum Beweis. Nachdem das alle Kinder gesehen hatten, wurde die Oma wieder gut zugedeckt und die schneeweiße Decke sorgfältig glatt gestrichen. Es halfen alle mit, den Blütenschmuck rund um den Sargrand wieder zu ordnen.

"So, und jetzt gehen wir zu meinem Bruder, mir nach!",

flüsterte Alexander und alle Kinder stürmten ihm hinterher.

Sophia war ganz aufgeregt, als sie mir das am Mittag erzählte. Sie machte sich Sorgen, ob das richtig war und wenn nicht, wie sie es hätte verhindern können.

"Wie war denn der Rest des Tages?", fragte ich sie, "wie haben die Kinder reagiert?"

"Du, die waren ausgelassen und fröhlich, wie immer nach einem Spaziergang!"

"Dann ist es doch gut. Kinder haben eben einen anderen Umgang damit. Das Einzige, was sie erlebt haben, war ein Abenteuer, mehr nicht."

Das dachten aber nur wir so! Beim nächsten Elternabend war dieser "Ausflug" DAS Thema. Fast alle Eltern beschwerten sich über diesen "Vorfall", wie sie es nannten. Ich sollte mich rechtfertigen, weil es schließlich mein Sohn gewesen war, der die Kinder in die Leichenhalle hineingeführt hatte. Und ob ich nicht einmal mit meinem Kind zu einem Psychologen gehen wolle, es sei schließlich nicht normal, wenn ein dreijähriges Kind täglich zum Friedhof gehe, um sich alle Toten anzusehen.

"Wir gehen nicht zum Friedhof, damit Alexander die Toten anschauen kann, sondern er geht zum Friedhof, weil er seinen Bruder besuchen will. Die Kinder sind so glücklich und zufrieden aus der Leichenhalle gekommen, wie sie hineingingen.", begann ich. Dann fuhr ich fort: "Ich denke, ihr habt damit ein Problem, weil sie es euch erzählt haben und wahrscheinlich Fragen hatten, schlimme Fragen! Fragen, auf die ihr keine Antwort wusstet und vor denen ihr euch selbst fürchtet! Das ist der Grund, warum sich hier alle aufregen, es geht um die Konfrontation mit dem eigenen Tod!"

Eine aufgeregte Diskussion entbrannte, während Robert und ich einfach aufstanden und gingen. Wir mussten es Sophia alleine aushalten lassen, da wir das nicht mehr ertragen konnten.

•Abschied und Neubeginn

Oh Mann! War ich wütend! Dieser kleine Oberdepp! Was bildete sich dieser Besserwisser eigentlich ein? Mir, ausgerechnet mir, so eine Karte in die Hand zu drücken! Alle im Kurs hatten zum Abschied Karten mit wunderschönen Gedichten bekommen, auf der Rückseite vollgeschrieben mit vielen Anregungen und Ratschlägen für ihr weiteres Leben. Punkt für Punkt las er es allen in der Runde vor. Für meinen Geschmack hatte er viel zu viel geschrieben, er hatte schließlich erwachsene Menschen vor sich und keine Kinder, denen man alles vorkauen musste.

Aber ich! Was hatte ich bekommen?

Das Gedicht von Christian Morgenstern „Siehe, auch ich – lebe“ war zwar wunderschön, passte aber nach meinem Verständnis überhaupt nicht zu mir.

Also ihr lebt noch, alle, alle, ihr,
am Bach ihr Weiden und am Hang ihr Birken,
und fangt von Neuem an, euch auszuwirken,
und wart so lang nur Schlummernde, gleich – mir.

Siehe, du Blume hier, du Vogel dort,
sieh, wie auch ich von Neuem mich erhebe ...
Voll innern Jubels treib ich Wort auf Wort ...
Siehe, auch ich, ich schien nur tot. Ich lebe!

Auf der Rückseite der Karte schrieb er, dorthin, wo bei allen anderen halbe Romane standen, mit Bleistift und es sah aus wie achtlos hingekritzelt: Neues Erleben (was gibt es sonst noch Schönes?).

Und das mir! Ich, die, wie mir schien, die Einzige in diesem Kurs war, die wirklich mitten im Leben steckte.

Wie hingen sie nicht alle an meinen Lippen, wenn ich über den Tod meines Kindes und den meiner Schwester, meine Hospizarbeit, die Konzertreisen und das bis-

her Erlebte berichtete. Wer, wenn nicht ich, stand mitten im Leben?

Ein Wochenende mit so vielen Schlüsselerlebnissen, neuen Erfahrungen über mich und dann dieser Abschluss!

Hinter mir hörte ich die Haustüre zuschlagen und ich blickte in einen wunderschönen, frühlingshaft blühenden Garten und auch wenn ich mich sonst an der Natur sehr gerne und sehr bewusst erfreute, so sah ich sie in diesem Moment gar nicht. Ich starrte durch die vielen Blumen und Farben hindurch, den Duft der Blüten nahm ich nicht wahr, ich fühlte nur diese alles verschlingende Wut im Bauch, diese unbändige Wut. Es sollte doch ein neuer Anfang werden, ich hatte mir alles so schön ausgemalt und nun war ich derart unglücklich, ja fast verzweifelt, weil ich haltlos dastand und keinen Schritt tun konnte. Antworten hatte ich erwartet, Impulse für mein weiteres Leben.

„Dein neues Leben beginnt mit dem ersten Schritt“, dachte ich, aber ich konnte ihn nicht tun. Mir war schwindlig, ich war müde, fühlte mich krank. Ich kramte diese Karte aus meiner Tasche, die mich in diese Stimmung gebracht hatte, ich dachte, ich müsse nachschauen, ob das immer noch dort stand, ob ich mich verlesen hatte oder gar etwas übersehen? Meine Hand zitterte und auch wenn ich es nicht las, sondern mir nur das Bild des Zettels ansah, die Schriftzüge und die Menge an Text, wusste ich, dass er sich nicht verändert hatte, ich hatte nichts überlesen oder übersehen.

„Abschied und Neubeginn“ war der Name des Kurses, den ich bei einem anthroposophisch orientierten Therapeuten belegt hatte, der sich auf Biographiearbeit und Lebensberatung spezialisiert hatte. Dr. Singer war begeistert, als ich ihr erzählte, ich wolle daran teilnehmen. Es war ein schönes Wochenende ... eigentlich!

* * *

Ich war dort auf eine Frau getroffen, durch die ich ein wichtiges Schlüsselerlebnis hatte. Sie erzählte, dass ihr Mann sie mit einer wesentlich jüngeren Frau betrogen und dann verlassen hatte und wie sie darunter litt. Mich erschreckte ihr Aussehen. Alt und krank wirkte sie, anfänglich dachte ich, sie sei im Kurs, weil sie sterben müsse. Sie tat mir unendlich Leid.

Am nächsten Morgen öffnete ich die Augen und sah in Roberts Gesicht. ‚Ich kann nicht mehr neben diesem Mann schlafen‘, durchfuhr es mich. Ich dachte keine Sekunde daran, Robert zu verlassen, auch nicht daran, nicht mehr mit ihm schlafen zu wollen. Ich hatte nur diesen einen Gedanken im Kopf, nicht mehr neben ihm schlafen zu wollen. Ich wünschte mir ein eigenes Zimmer, in dem er mich nicht mehr in der Nacht stören würde, nachdem ich endlich eingeschlafen war.

Mit schlechtem Gewissen stand ich auf und fuhr wieder zum Kurs. Robert schlief noch. Darüber war ich froh, denn ich wollte ihm an diesem Morgen ungern in die Augen sehen.

* * *

In der ersten Gesprächsrunde sollten wir erzählen, wie es uns ergangen war, wie wir die Nacht verbracht hatten. Wer wollte, durfte von seinen Träumen erzählen. Ich wollte die Gedanken vom Morgen unbedingt loswerden. Vor Ungeduld konnte ich den anderen Teilnehmern, die vor mir an der Reihe waren, nicht richtig zuhören. Meine Gedanken hätte ich der Frau, deren Mann sie verlassen hatte, gern erspart, dachte ich noch. Sie hätte ihren Mann offenbar gern behalten und den Rest ihres Lebens mit ihm verbracht. Ich erschien mir in meinen eigenen Augen als undankbar, ich, die ich noch einen Mann hatte, und selbstsüchtig, weil ich das für sie größte Gut, das sie verloren hatte, gering schätzte.

Mir fiel auf, wie sie unruhig auf ihrem Stuhl hin- und her rutschte. Sie war eine sehr schlanke, sogar dünne Frau.

Ihre Gesichtshaut war dunkel, wie vom Solarium gegerbt, mit tiefen Furchen. Die Mundwinkel zeigten nach unten. Nur ihrer jugendlichen Mobilität und ihrem

schnellen Redefluss konnte man entnehmen, dass sie noch nicht so alt war, wie sie aussah.

Als ich an der Reihe war zu erzählen, schaute ich den Therapeuten an und versuchte dabei, nicht an sie zu denken. Schließlich wusste ich nicht, ob sie tatsächlich so dachte und das, was ich am Morgen gespürt hatte, musste ich einfach erzählen. Meine Gedanken sprudelten aus mir heraus.

In der Mittagspause kam diese Frau auf mich zu und sprach mich an. Erschrocken, weil ich nicht wusste, was nun folgte, war ich zunächst abwartend. Dann kam alles ganz anders als ich dachte:

„Mir ging es auch mal so wie dir. Da war ich auch in deinem Alter. Anfang 40, die Kinder alt genug und fast aus dem Haus. Ich hatte den Drang, mich zu verändern, mich neu zu verlieben, mein Leben zu überdenken. Aber ich habe mich nicht getraut, ich hatte Angst vor dem Leben und Angst davor, meinen Mann und die Kinder alleine zu lassen. So habe ich mich überwunden und entgegen meinen Sehnsüchten meinen Mann nicht verlassen. Das schlechte Gewissen über meine sündigen Gedanken überdeckte ich mit noch mehr Hinwendung an meine Familie. Ich habe für meinen Mann die gute Liebhaberin gegeben und meinen Kindern die fürsorgliche Mutti. Das Ganze habe ich zwölf Jahre mitgemacht und nun schau mich an. Dieser Mann, den ich glaubte nicht verlassen zu dürfen, zieht aus, zu einer Frau, die kaum älter ist als seine eigene Tochter. Die Kinder, meiner Bemutterung überdrüssig, sind längst ausgezogen. Ich bin allein, verzweifelt und verbittert und ich würde alles geben, diesen Moment noch einmal zu haben und anders entscheiden zu dürfen. Heute würde ich gehen! Einfach gehen! Und dir rate ich das auch!“

Dann wandte sie sich abrupt einem anderen Gesprächs-

partner zu und ließ mich stehen.

Was hatte sie da gesagt? Meinen Mann verlassen? Die Kinder einer Ehescheidung aussetzen? Warum eigentlich? Nein, ich wollte mich nicht trennen! Vielleicht auch nur aus Angst, so wie sie, überlegte ich. Nein, nicht wie sie, denn ich hatte davor schon mit meinen Kindern alleine gelebt. ‚Ich habe keine Angst alleine, ich würde schon irgendwie durchkommen‘, dachte ich weiter. Während meiner Ehe überlegte ich mir sogar sehr oft, welche Jahre mir besser gefielen; die vor meiner Ehe, alleinverantwortlich mit zwei Kindern und allen Freiheiten, oder die Jahre in der Ehe mit einem Mann, der mich finanziell absicherte, auf den ich mich verlassen konnte und der mir immer beistand, egal, was ich tat oder nicht tat, ich aber in vielen anderen Bereichen stark zurückstecken musste. Oft hatte ich mich unfrei gefühlt und während der Trauerzeit sogar einsamer als jemals während meiner Zeit allein mit den Kindern.

Mit fiel ein Vers von Erich Kästner ein:

Einsam bist du sehr alleine
aus der Wanduhr tropft die Zeit
stehst am Fenster, starrst auf Steine
suchst nach Liebe, findest keine
denn am schwersten ist die Einsamkeit zu zweit.

In unserer Ehe war es nach dem Tod von Felix still geworden. Nein, eher langweilig. Jeder hatte für sich gelebt und war mit seinem schweren Schicksal alleine fertig geworden, aneinander festhalten ging nicht. So waren wir zwei nebeneinander Lebende, jeder aber für sich zutiefst einsam. Wir hatten fast nie gestritten, die Tage vergingen monoton, einer wie der andere. Guten Sex hat man als Trauernder auch keinen.

Aber das alles konnte doch kein Grund sein, mich zu trennen. Ich beschloss, Robert nach diesem Wochenende alles zu sagen, was mich bewegte. Wie ich fühlte, dass ich mich veränderte und welche Sehnsüchte ich

hatte. Wem, wenn nicht ihm, sollte ich davon erzählen? Offen und ehrlich sagen, was ich brauchte! Selbst wenn er erst einmal dagegen war, würde er mein Anliegen dennoch in sich bewegen können und mit der Zeit vielleicht auch zu dem Resultat kommen, dass wir etwas ändern müssten. Egal, wie er sich entschied, er hatte eine Chance verdient, die Chance nämlich, sich mit mir zusammen zu verändern und noch einmal neu anzufangen.

Ich fasste noch einen Entschluss: Ich wollte meine Bedürfnisse niemals übergehen, so wie es diese Frau getan hatte, ich wollte mich niemals für die Familie aufgeben, sondern immer auch im Auge behalten, was ich brauchte. Immer wollte ich auch zunächst daran denken, wie ich mich bei allen Fragen entscheiden würde, wäre ich alleine.

Kurz, ganz kurz nur, stellte ich mir vor, ich würde alle meine Sehnsüchte für Robert oder meine Kinder aufgeben und er würde sich nach zehn Jahren, wenn ich wegen meiner Erkrankung vielleicht im Rollstuhl säße, mit einer jüngeren Frau einlassen und weggehen. Das war ein schrecklicher Gedanke!

Sollte sich Robert mit meinen neuen Zielen nicht anfreunden können, dann würde ich mich trennen, ganz sicher! Aber nicht, ohne es überhaupt versucht zu haben, ihn mit mir zu nehmen. Mit in ein neues Leben.

Der erste Schritt dahin war ein eigenes Zimmer!

•Neues Leben

Es waren nun schon zwei Wochen seit dem Kurs verstrichen und ich bemerkte immer noch nichts von meinem neuen Leben. Es schien nicht zu genügen, Augen und Ohren offen zu halten, Gerüche ganz bewusst in sich aufzusaugen, die Natur mit ehrfürchtigem Blick zu betrachten. Vorwärts zu schauen, wach zu sein und bereit für Neues – es reichte nicht. Ich erfüllte meine alltäglichen Pflichten und fragte mich oft, wann es denn losginge mit dem neuen Leben!

Jeden Menschen auf der Straße betrachtete ich mit einem anderen Blick. War er es, der mich in mein neues Leben begleitete? Oder durch welche Situation eröffnete sich mir eine neue Welt?

Ich war inzwischen in mein eigenes Zimmer gezogen. Robert hatte nach langen Diskussionen sogar den Großteil der Renovierung übernommen, weil ich nicht dazu in der Lage war. Mein Arm war nach der Operation noch nicht kräftig genug.

Nach unserem Gespräch hatte er gedacht, ich wolle mich von ihm trennen und nicht mehr mit ihm schlafen. Mehrmals am Tag rief er in den folgenden Tagen wegen ganz unwichtiger Dinge zu Hause an. Im Nachhinein denke ich, er wollte nur hören, ob ich noch da war.

Nachdem er begriffen hatte, dass ich nicht weggehen würde, beleuchtete er die ganze Angelegenheit rational. Er wusste um seinen unruhigen Schlaf, dass er nachts oft aufschreckte und um meine Krankheit und meinen leichten Schlaf. Er gab nach.

* * *

Tagelang war ich im Haus herumgegangen und hatte meine persönlichen Sachen zusammengesucht. Vor meiner Ehe hatte ich immer ein eigenes Zimmer gehabt und nun meine Sachen so verstreut im ganzen Haus zu finden, war eine erstaunliche Erfahrung für mich. Ich

hatte mich nun wieder zusammengesucht und eingesammelt!

Ich schlief gut in meinem eigenen Zimmer. Manchmal wachte ich auf, hatte meine Brüste in der Hand und knetete sie. 'Was machst du denn da?', dachte ich. Dann war meine Schlafanzug hose ganz nass und manchmal kitzelte es an den Innenseiten meiner Schenkel, weil der Lustsaft auf meiner Haut entlanglief.

Mir war schon seit einiger Zeit aufgefallen, dass ich mehr Lust hatte als sonst. Manchmal war das einige Tage so, aber wenn ich dann mit Robert schlief, war es wieder verschwunden. Diesmal aber nicht.

Ich dachte sehnsuchtsvoll an die Zeit der Schwangerschaft mit Felix. Da war ich dauerlustig, wie ich es genannt hatte. Manchmal rief ich Robert bei der Arbeit an und sagte, er müsse unbedingt in der Mittagspause heimkommen und mich ficken. Er fand das klasse und kam meinen Wünschen gern nach. Verrückt und geil zu sein empfand er nicht als Gegensatz zu der Tatsache, dass ich gerade Mutter wurde. Er fand es sogar enorm erotisch, mich mit dem runder werdenden Bauch anzusehen, zu lecken und zu ficken. Er konnte sogar das Köpfchen des Kindes spüren, wenn er seine Finger tief in meiner Scheide hatte. So hatte er auch erkannt, dass die Geburt schon bevorstand, denn als er mich mit der Hand stimulierte und in die Scheide eindrang, bemerkte er, dass der Muttermund weit unten und schon geöffnet war. „Dann lass es uns noch schnell machen, bevor das Kind kommt“, sagte ich damals lüstern lachend.

Ich erinnerte mich an eine lustige Situation nach der Hausgeburt. Christine saß am Tisch und vervollständigte die Eintragungen im Mutterpass. Da stand ich auf, um die Wäsche einzusammeln und in die Waschküche zu bringen. „Du stehst kurz nach der Geburt auf und machst Wäsche und Robert liegt im Wochenbett und schnarcht!“, sagte Christine lächelnd.

„Der braucht seinen Schlaf, ich habe ihn ziemlich strapaziert, fürchte ich! Ich hatte ohne Ende Lust auf Sex und das die ganze Schwangerschaft hindurch. Das letz-

te Mal drei Stunden bevor Felix kam!“, gestand ich und grinste sie etwas verschämt an. Sie lachte schallend: „Dann braucht er jetzt das Wochenbett, nicht du!“

„Ist das eigentlich normal?“, fragte ich sie schüchtern.

„Jede Frau ist da anders,“ antwortete sie, „viel Sex während der Schwangerschaft zu haben ist eher die Ausnahme. Aber Robert soll froh sein, denn jetzt beginnt die anstrengende Zeit mit dem Baby, mit Stillen und so. Du wirst weniger Lust haben und er wird es vielleicht nicht so vermissen, so fertig wie er ist.“

Ich dachte an diese Zeit, weil ich ganz außergewöhnliche Orgasmen gehabt hatte, tiefe lange Wellen der Lust, die nicht aufhören wollten. Ohne Anstrengung konnte ich sechs Mal nacheinander kommen. Robert war fasziniert. Ich sei nicht bei mir, sagte er mir einmal. Stimmt, ich war wie im Rausch. Wir trieben es im Auto, im Freien oder in der Küche, während ich kochte. Nachts weckte ich ihn und in der Frühe setzte ich mich auf seine Morgenlatte. Robert meinte, ich sei unersättlich.

Nach Felix' Tod hatte ich niemals mehr solche Lust und solch einen Rausch verspürt.

„Das will ich wieder so haben“, dachte ich oft bei mir. Aber je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr Lust bekam ich. Manchmal masturbierte ich mehrmals am Tag. Da ich damals noch keinen Vibrator hatte, benutzte ich die elektrische Zahnbürste und legte dabei einen Waschlappen dazwischen.

In der Orchesterprobe konnte ich mich manchmal gar nicht mehr konzentrieren. Den Bass fest zwischen die Oberschenkel geklemmt, bahnten sich die tiefen Bassvibrationen einen Weg in meinen Bauch, in die Brust und vor allem auf meine Klitoris. Wenn ich es nicht aushalten konnte, ging ich in die Toilette und masturbierte.

Erregende Träume begleiteten mich durch die Nacht und immer waren es mir völlig fremde Männer, mit denen ich innigen Sex hatte. In einer Nacht wachte ich sogar einmal wegen eines Orgasmus auf, so erregend waren meine Träume.

* * *

Plötzlich sah ich Dinge, die mir vorher nie aufgefallen waren. Mit meiner Freundin ging ich mindestens einmal in der Woche morgens Kaffee trinken. Sie trank gern Cappuccino und ich fand es immer grotesk, wenn die Sahne wie ein Bart an ihrer Oberlippe kleben blieb und sie sie mit ihrer langen Zunge umständlich ableckte. Den Kopf aufgestützt auf meinen Arm sah ich sie nur an. Ihre wunderschönen braunen Augen mochte ich sehr und es störte mich nie, dass sie aus einem leicht entstellten Gesicht schauten. Durch eine Hautallergie hatte sie viele Narben und Rötungen davongetragen. An diesem Morgen sah ich das aber nicht. Ich sah nur ihre Augen, ihren Mund und dachte: 'Mein Gott, wie gern würde ich mich über sie beugen und ihr die Sahne von der Oberlippe lecken!'

Ich schämte mich furchtbar!

Da wartete ich auf neue Impulse, auf *mein* neues Leben und was passierte? Ich wurde schlicht und einfach nur geil. Wenn es wenigstens nur Geilheit wäre, aber mich packte die Lust auf fremde Haut und vor allem die Lust auf Frauen.

„Aber wenn ich alles annehmen will, was mir widerfährt, warum dann nicht meine Lust?“, dachte ich. „Warum fällt es mir so schwer, dieses Gefühl als etwas Wahrhaftiges, zu mir Zugehöriges anzunehmen? Warum sortierte ich meine Gier nach erwünscht und unerwünscht? Ist Gier nicht Gier? Wollte ich meine Gefühle nicht kürzlich noch annehmen, wie sie kamen? Mich aufmachen und spüren, was das Leben noch von mir will? Was waren das für Konventionen, denen ich nachgab?“, das schoss mir häufig durch den Kopf.

Und ich spürte noch etwas anderes. Ich fühlte mich leichter und unbeschwerter. Einmal, nachdem ich lange

masturbiert hatte, rannte ich aus meinem Zimmer die Treppe hinunter, weil ich zu spät mit Essen kochen dran war. Als ich unten ankam, fiel mir auf, dass ich seit fast zwei Jahren nicht mehr so die Treppe hinunter gestürzt war. Ich stand unten am Treppenabsatz, sah hinauf und dachte: 'Was war das denn jetzt?' Auch wenn mich das alles sehr irritierte, wollte ich, entgegen aller Konventionen, vorbehaltlos weitergehen, weil es mir gut tat.

Eher befremdet ging Robert damals mit mir um, als ich ihm von meiner Lust erzählte. Er war ein sehr bequemer Mensch und liebte Veränderungen nicht besonders. Meine Verführungsversuche gingen oft kläglich schief und ich hatte nach einiger Zeit nicht mehr den Mut, die sexuelle Erfüllung bei ihm einzufordern. Zu oft wurde ich abgewiesen. Es blieb still zwischen uns bis zu einem Tag im Mai. Wir waren gerade bei den Vorbereitungen für ein Grillfest.

„Du, ich möchte dir etwas schenken!“, sagte ich eher belanglos.

„Mir? Ich habe doch gar keinen Geburtstag. Was denn?“, fragte er neugierig.

„Ich möchte dir einen Dreier schenken, mit einer zusätzlichen Frau!“

Er ließ die Kartoffel und das Messer fallen, riss die Augen auf und starrte mich entgeistert an. In seinem Kopf sah man die Gedanken wild durcheinander schwirren und dann ging er einfach weg.

Ich hatte mir offenbar für mein Ansinnen den falschen Zeitpunkt ausgesucht, denn nun würde ich auf der ganzen Arbeit alleine sitzen bleiben, dachte ich. Aber Robert blieb nicht lange weg. Als er wiederkam, setzte er sich mir gegenüber und sagte: „So, und jetzt erklärst du mir mal genau, warum du das machen willst!“

Seit diesem Tag redeten wir in einer Woche so viel wie in unserer gesamten Ehe vorher nicht, die Zeit der Streitereien nicht inbegriffen.

Es war eine wunderbare Zeit, während der wir uns neu kennen lernten. Ich erzählte ihm von meiner Geilheit,

von meinem Wunsch, eine Frau zu berühren und von meiner Lust auf fremde Haut. Ich erklärte ihm, dass ich nicht in absehbarer Zeit als alte kranke Frau im Rollstuhl sitzen wolle und nichts als Trauer gehabt zu haben und die Krankheit. Dass ich mein Leben noch genießen mochte, bis ich mich nicht mehr bewegen könne.

„Ich brauche Zeit“, sagte er nur.

Eines Tages kaufte Robert eine Digitalkamera. Ich schimpfte zuerst, weil sie furchtbar teuer war. Am Abend machte er erotische Fotos von mir und das erregte uns beide derart, dass wir wilden und leidenschaftlichen Sex hatten wie schon lange nicht mehr. Die Investition hatte sich also gelohnt. Er hatte immer neue Ideen, was er fotografieren wollte und da ihm die Erfahrung mit der Kamera fehlte, mussten wir auch glücklicherweise so manche Fotosession wiederholen, weil die Fotos beim ersten Mal nichts wurden.

Eines Tages erzählte er mir, dass er in einer Sendung einen Bericht über Swingerclubs gesehen hatte und dass er gern mit mir dorthin gehen würde. Robert wollte meinem Drang nach fremder Haut nachgeben, aber dabei sein. Er hatte Angst, dass ich fremdgehe und mich dabei in einen anderen Mann verliebe.

Ich freute mich sehr über seinen Vorschlag, aber ich war genauso aufgeregt wie er, als wir zum ersten Mal in einen Club fuhren.

•Erster Swingerclubbesuch

Wir hatten viel über Swingerclubs gehört und gelesen, Robert noch mehr als ich. Alleine die Frage, was man dort anzieht, beschäftigte uns einen ganzen Tag. Wir liefen von einem Kaufhaus in das nächste und probierten viele Sachen an. Robert fand das sehr erregend, mit mir in die enge Kabine zu gehen und mich beim Umziehen zu beobachten. Auch wenn er mich nicht anfasste, sah ich seinen Steifen unter der Jeans abgezeichnet. Die Verkäuferinnen schauten uns meist mit einem verstohlenen Blick nach, aber das störte uns nicht.

Robert fand, dass an mir ein erotischer Body am besten aussah und kaufte mir einen in Lila mit einem spitzenbesetztem Décolleté und durchsichtigem Bauchteil. Ich musste mehrere Größen probieren, da das BH-Teil immer zu klein war und Robert es schrecklich fand, meinen Busen so eingeschnürt zu sehen. Am Ende probierte ich einen in der Größe 85 F an, der mir dann endlich passte.

Wir entschieden uns für einen Club mit Pärchenzimmer und meldeten uns für einen Samstagabend an. In so einem Paareraum durfte kein Männerüberschuss herrschen, Frauenüberschuss schon. Das sollte Paaren die Möglichkeit geben, sich ungestört und in der Öffentlichkeit beim Liebesspiel zu zeigen, ohne dass sich Singlemänner einmischten und damit störten.

Als Anfänger wollten wir uns fremde Männer nicht gleich zulassen, für uns beide war es schon eine enorme Überwindung, vor vielen uns unbekanntem Menschen Sex miteinander zu haben.

Im Internet sah ich mir Clubs an, die ein Ampelzimmer hatten. Das fand ich eine gelungene Idee. Vor der Tür befand sich eine Ampel, meist auf Karton gemalt und manchmal sogar eine echte. Die Paare konnten sie nach ihren Wünschen einstellen. Rot bedeutet, die Tür bleibt zu und Zuschauer sind unerwünscht. Gelb signalisiert: die Tür darf geöffnet werden und Zuschauer sind

eingeladen. Grün sagt: jeder, der mag, kann sich dazugesellen. So konnte man sich zum Beispiel erst einmal ungestört dem Vorspiel hingeben und später die Ampel auf gelb schalten, damit man beim Verkehr Zuschauer hatte.

Immer wieder drängten sich mir Fantasien auf, bei denen ich Sex mit einer Frau hatte. Ich stellte mir vor, eine Möse zu lecken, den Saft zu schmecken und den Busen der Frau zu liebkosen.

* * *

Als junge Frau hatte ich mich einmal sehr heftig in eine Frau verliebt. Sie kam damals mit ihren Kindern in das Frauenhaus, in dem ich vormittags ehrenamtlich arbeitete. Schlimm sah sie aus. Von blauen Flecken und Striemen entstellt, brachte ich sie zunächst von der Polizeistation direkt ins Krankenhaus. Ihre Kinder nahm ich gleich mit in ihr neues Zuhause.

Als die Verletzungen nach und nach abheilten, kam ihr schönes Gesicht zum Vorschein. Sie war eine eher ruhige Frau mit leiser Stimme, das mochte ich sehr. Die spröden blonden Haare waren sicher einmal seidenweich und duftig, die traurigen, blauen Augen strahlend gewesen. Wir führten lange Gespräche. Ich ging mit ihr zum Sozialamt und zum Gericht, um das alleinige Sorgerecht einzuklagen. Als sie sich über Ärger mit ihren Mitbewohnerinnen beschwerte, weil das Haus ständig überfüllt war, nahm ich sie kurzerhand mit zu mir nach Hause. Ich teilte alles mit ihr, meine Wohnung, mein Auto, mein Bett und nach kurzer Zeit war sie meine engste Vertraute.

Sie war da, wenn ich abends heimkam und verabschiedete mich morgens mit einem zärtlichen Kuss. Sex hatten wie nie miteinander. Um sie zu trösten, lagen wir manchmal eng beieinander, was ich sehr genoss. Dabei streichelte ich ihren Arm, ihr Gesicht und manchmal ihren Po, aber mehr ließ sie nicht zu.

Ich war sehr verletzt, als sie mir eines Tages erklärte,

sie ginge wieder zu ihrem Mann zurück. Ich vergaß sie bis zu dem Tag, an dem sie nach fast 20 Jahren bei mir anrief. Sie hatte mich gesucht. Bei einem Umzug hatte sie ein kleines DIN-A 5-Heft gefunden. Ich hatte es für sie geschrieben, als sie mir mitteilte, dass sie von ihrem Mann abgeholt werden würde. Gedichte hatte ich ihr aufgeschrieben, alle meine Gefühle und ich gestand ihr darin meine Liebe zu ihr.

Bis zu ihrem Anruf hatte ich nicht mehr daran gedacht. Um mich zu finden, hatte sie alte Unterlagen herausgesucht. Auf einer Bescheinigung vom Sozialamt hatte ich als Bevollmächtigte für das Frauenhaus unterschrieben. Als ich auflegte, kamen so nach und nach die Erinnerungen wieder. Furchtbar verletzt war ich gewesen und irrsinnig in sie verliebt. Ich erinnerte mich wieder an den Schmerz und die Trauer, als sie mich verlassen hatte, es war schlimmer als es jemals bei einem Mann gewesen war, von dem ich mich trennte.

* * *

Die Tür des Clubs öffnete ein netter junger Mann, der nur mit einem sehr knappen Ledertanga bekleidet war. Wir sagten ihm unsere Namen und dass wir neu waren. Wir sollten uns umziehen und uns bei ihm melden, meinte er freundlich, damit er mit uns einen Rundgang durch den Club machen könne. Dabei erklärte er uns auch die Regeln und auf was wir zu achten hätten.

Er ging mit uns durch alle Räume. Der Club war sehr schön eingerichtet und sauber, mit großer Außenfläche, die Getränke waren gut gekühlt und das Buffet reichhaltig. Auf Podesten lagen nebeneinander mehrere Matratzen, farblich mit der Einrichtung abgestimmt. Überall waren kleine Kissen und Körbchen mit Kondomen und Kosmetiktüchern. Sogar eine Sauna und ein Whirlpool waren vorhanden.

Nach dem Rundgang tranken wir etwas an der sehr schön ausgestatteten Bar und schauten uns die anderen Besucher an. Ich war richtig deprimiert, weil nur junge

Leute da waren. Die Frauen waren alle sehr hübsch und sexy angezogen. Sie zeigten sich gern und sonnten sich in den Blicken der umstehenden Männer.

Robert hatte nur Augen für mich und konnte es nicht lassen, dauernd an mir herumzufummeln. Wir gingen nach oben in das Pärchenzimmer und machten es uns gemütlich. Robert begann, mich zu streicheln und zog mich dabei aus. Dabei beobachtet zu werden störte mich zwar sehr, aber es war auf eine ganz besondere Art auch erregend.

Als er mich gerade genussvoll leckte, betrat ein anderes Pärchen leise die Lusthöhle. Sie waren älter als wir und wirkten cluberfahren, ich hatte sie beim Rundgang schon in einem anderen Raum, in ihr Spiel vertieft, gesehen.

Die Frau des Pärchens legte sich direkt neben mich und schob ihre Hand zwischen uns. Ich schaute sie an und griff nach ihrer Hand. Sie zog sie nicht weg. Sachte streichelte ich ihre Hüften mit dem Handrücken und sie ließ es geschehen. Da rollte ich mich zu ihr und fing an, ihre Brustwarzen zu lecken und ihren Bauch zu streicheln. Die Männer zogen sich zurück und schauten unserem Treiben zu. Es war völlig neu für mich, eine Brustwarze zu knabbern, sie zu lecken und bei einer fremden Frau mit der Hand die Möse zu erkunden. Ich war aufgeregt wie nie zuvor. Robert meinte später, ich hätte ein ganz rotes Gesicht gehabt.

Mit sanfter Gewalt drückte sie mich auf die Matratze zurück und kniete sich über mich. Sie drückte mir, mit dem Becken kreisend, ihre Möse ins Gesicht und erkundete währenddessen meine Lustgrotte. Wir leckten uns gegenseitig.

Meinen Mösensaft mochte ich gern, doch ihrer schmeckte mir überhaupt nicht, aber ich leckte sie weiter. Ich saugte ihre Klitoris in meinen Mund und lutschte daran wie an einer Eichel, sie stöhnte und wurde wild. Meine Möse bearbeitete sie für meine Begriffe viel zu fest und lecken konnte sie auch nicht gut. Aber in dieser

Situation zu sein war derart faszinierend, dass ich das nicht beenden wollte.

Die Männer begannen irgendwann, sich einzumischen. Zu viert streichelten wir uns gegenseitig und als ich mich zwischen ihre Beine kauerte und sie leckte, fickte mich ihr Mann dabei von hinten. Robert wurde von ihr geblasen.

Als ich nach einiger Zeit frisch geduscht vor meinem Teller mit Häppchen und Salat saß, wurde mir erst bewusst, was passiert war. Dieses Erlebnis musste ich erst einmal Revue passieren lassen und verdauen. Beim Biss in ein Kanapee roch ich an meinen Fingern noch ihren MöSENSaft, der einen sehr unangenehmen Geruch hatte. Auch wenn sie nicht so roch, wie ich mir das gewünscht hätte, war es dennoch gut gewesen, dass ich unser Spiel nicht beendet hatte. Dieses Erlebnis überhaupt gehabt zu haben, fand ich schon erstaunlich genug und durchaus faszinierend.

Einen Orgasmus hatte ich den ganzen Abend nicht, ich war viel zu aufgeregt gewesen. Ich wollte nach Hause fahren. Robert wäre zwar gern noch in die Sauna gegangen, gab aber dann doch nach. Auf dem Weg nach Hause hing ich meinen Gedanken nach. Aufgeputscht von den neuen Erlebnissen und Erfahrungen, gepaart mit meinen Gedanken, steigerte sich meine Lust immer mehr.

“Halt irgendwo an, ich muss jetzt ficken!“, forderte ich Robert auf wir liebten uns im Auto bis tief in die Nacht, in wilder Raserei und mit heftigen Orgasmen.

•Entdeckung der Dominanz

Ohne Frank wäre ich niemals Domina geworden und dieses Buch gäbe es nicht. Wir trafen uns in einem Swingerclub, hatten wilden und leidenschaftlichen Sex und als wir danach beieinander lagen und redeten, fragte er unvermittelt: „Darf ich dich was fragen?“ Ich nickte. „Was hältst du von SM?“ Auf alle möglichen Fragen war ich gefasst, aber nicht auf diese.

SM hatte für mich etwas Frauenverachtendes; denn wann immer ich etwas über SM in die Finger bekam, handelte es sich um Berichte und Fotos von Frauen in für mich entwürdigenden Posen und Situationen. Als junger Frau war es mir wichtig gewesen, mich zu emanzipieren, da konnte ich mich unmöglich mit so etwas befassen. Ich empfand Sado-Maso als von Männern konstruiert und konnte mir nicht vorstellen, dass eine Frau so etwas freiwillig tun würde. So kam SM in meinen Gedanken niemals vor.

In manchen Swingerclubs waren mir SM-Räume aufgefallen, aber ich hatte nie das Bedürfnis gehabt, mich dort umzusehen oder mich am Ende sogar mit den Dingen zu intensiver zu beschäftigen, die ich dort liegen sah. Ich machte zwar um diese Räume keinen großen Bogen, aber sie interessierten mich auch nie.

„Das kannst du vergessen, dass ich mich von dir fesseln und schlagen lasse!“, rief ich laut. Er nahm meine Hand und schaute mich ganz bestürzt an: „So meinte ich das doch gar nicht. Nicht ich will dich fesseln, sondern ich habe eher daran gedacht, dass du mich fesselst und dominierst!“

„Ich dich dominieren? Spinnst du?“, fragte ich ungläubig.

„Ja klar, du kannst das! Ich habe schon viele Frauen kennen gelernt und bei jeder habe ich mir überlegt, ob ich ihr von meinen Wünschen und Sehnsüchten erzählen soll, aber ich habe mich noch nie getraut, das heißt, ich habe es noch keiner zugetraut!“

Ich glaubte, mich verhört zu haben und mein Blick muss

ziemlich erstaunt gewesen sein, denn er erklärte weiter:
„Dir traue ich das zu, du kannst das!“

„Wie kommst du nur darauf, dass ausgerechnet ich so was kann?“, wollte ich wissen.

„So, wie du mit mir umgehst, wünsche ich es mir schon lange. Du bist beim Sex sehr fordernd, nur weiß ich bei dir genau, was ich zu tun habe. Du nimmst dir einfach, was du brauchst, ohne lange zu diskutieren. Das Schönste ist, dass ich genau weiß, was du von mir erwartest, weil du genau weißt, was du willst. Ich fühle mich bei dir sicher und würde dir gerne im Umgang mit mir mehr erlauben, wenn du das willst. Du hast so einen wahnsinnig natürlichen Umgang mit Erotik und Sex! Ich denke, den hättest du auch mit SM.“

„Diesen Schwachsinn erzählst du wahrscheinlich jeder“, antwortete ich lapidar und fing an, mich anzuziehen. Keine weitere Sekunde wollte ich mich damit befassen. Als er mir meinen Slip reichte, sagte er bittend: „Überlege es dir wenigstens. Ich bin in zwei Wochen wieder hier und wenn du Lust hast, spielen wir etwas im SM-Raum. Wenn du keine Lust hast, werde ich dich nicht bedrängen und auch nie mehr davon anfangen, o.k.?“

„O.k.!“, antwortete ich und ging.

* * *

Im Fernsehen hatte ich nachts Telefonsex-Werbung gesehen, peitschenschwingende Dominas, die befahlen: „Ruf mich an!“ Viele meiner Bekannten machten sich darüber lustig und auch ich fand diese Werbung einfach nur lächerlich. So etwas sollte ich nun werden? Nur weil ein anderer es mir zutraute? Billig, obszön, niveaulos? Nein, das war nicht meine Welt. Wenn ich jemals eine Domina werden sollte, dann wollte ich wenigstens anders werden, mir einen besonderen, einen eigenen Weg suchen. Frivolität und Niveau waren für mich nie ein Gegensatz gewesen, ich würde beides verbinden wollen,

dachte ich bei mir.

Das Internet bot eine Fülle von Informationsmaterial. Viele Stunden verbrachte ich damit, über Sado-Maso-Praktiken und alles, was damit zusammenhing, zu recherchieren.

* * *

Ich überlegte mir, weshalb Frank ausgerechnet mich wegen seiner Neigung angesprochen hatte. Er war ein sehr schöner Mann Anfang 30, mit etwas längeren dunklen Haaren und dunklen Augen. Sein Blick schien mir immer ein wenig sehnsüchtig und von unbestimmter Traurigkeit. Er kam stets allein in den Club, redete selten mit anderen Gästen, war aber immer höflich und eher zurückhaltend. Man hatte den Eindruck, als suchte er nicht wirklich Kontakt. Dennoch ... die Damenwelt sah ihn gern im Club, da er sanfte Hände für eine erotische Massage hatte und sich dabei aber nie aufdrängte.

Oft spürte ich seinen Blick auf mir ruhen. Es war, als würde er mich beobachten. Meistens tat er das auch, aus einer sicheren Distanz heraus. Ich fragte mich, warum er sich nicht einfach zu uns gesellte und versuchte, mitzumachen. Auf der einen Seite verfolgte er mich und auf der anderen Seite kam er nicht auf mich zu. Wahrscheinlich gefiel ich ihm nicht, dachte ich.

Ich begann, mich allmählich an seine Blicke zu gewöhnen und schenkte ihnen bald keine Beachtung mehr. Wir kamen schon so lange in diesen Club und sahen ihn fast jedes Mal dort, aber wenn er sich nicht traute oder sich nicht mit mir beschäftigen wollte, sollte mir das recht sein. Häufig hatte ich das Gefühl, als wollten sich die Männer durch Zuschauen Lust verschaffen, aber Sex hatten sie dann mit ihren eigenen Frauen. Frank hatte aber keine Frau dabei.

Ich fing an, seine Blicke zu vermissen, wenn ich wusste, dass er im Club war, mich aber nicht beobachtete. Neugierig begann ich, ihn zu suchen und fand ihn meist in

einem Menschenknäuel bei wildem Sexgerangel. Einmal fand ich ihn beim Liebesspiel mit einer alten, sehr dicken und übel riechenden Frau. An ihrem Bauch und ihren Oberschenkeln hingen wabbelige dicke Fettlappen herunter, ihre Brüste dagegen waren klein, aber genauso mit Orangenhaut überzogen wie ihr übriger Körper. Sie sah grotesk aus. Er entlockte ihr die wildesten Schreie, wobei ihr Doppelkinn wie eine Schüssel Wackelpudding auf ihrem Hals herumhüpfte. Sie lag auf dem Rücken und er kniete zwischen ihren Beinen. Seine rechte Faust steckte tief in ihrer Scheide, die er heftig hin- und herbewegte und mit dem Daumen der linken Hand massierte er schnell ihre Klitoris. Mit schnellen zuckenden Bewegungen schob sie ihm immer wieder ihr Becken gegen seine Faust. Sie war schweißgebadet vor Anstrengung, die Schweißtropfen rannen wie Bäche an ihren Fettwülsten herunter. Zwischen ihren Beinen sah es aus, als hätte sie auf die Matratze uriniert. Der große dunkle Fleck wurde immer größer. Es war nicht nur Schweiß, sondern auch Scheidenflüssigkeit, die in Strömen floss.

Ich war irritiert. Ich glaubte, ich gefiel ihm nicht, da er mich immer nur beobachtete. Aber diese Frau war so hässlich und sie stank derart nach Schweiß und anderen Gerüchen, die ich es nicht beschreiben kann. Ich verstand gar nichts mehr und war froh, als Robert nach mir rief.

Es vergingen einige Wochen, bis wir diesen Club erneut besuchten. Frank war wieder da und wieder schaute er mich nur an. Er reizte mich. Ich entschuldigte mich bei den beiden Männern, die mich gerade streichelten und dabei auszogen und setzte mich auf den Rand der Maten. Mit dem Zeigefinger winkte ich ihn zu mir heran. Er war überrascht, kam aber zu mir. Schüchtern hatte er seine Arme hinter seinem Rücken verschränkt und stand vor mir wie ein unschuldiger kleiner Junge.

„Warum schaust du immer nur und machst nicht mit?“, fragte ich ihn. Er antwortete nicht. Als ich ihm seine

Boxershorts herunterziehen wollte, löste er seine Arme vom Rücken und hielt seine Hände schützend vor seinen Penis. Ich sah fragend zu ihm auf, da nahm er seine Hände wieder weg und ich konnte ihm die Hose herunterziehen.

Sein Penis war sehr klein und sofort wusste ich, warum er sich die ganze Zeit nicht traute, zu mir zu kommen. Er schämte sich, was er mir später auch gestand. Vor Aufregung war sein Minipenis zu einem schrumpeligen Etwas zusammengefallen.

„Mann, hast du ein Glück!“, sagte ich ihm. „Bei dieser Größe passt dein ganzer Schwanz in meinen Mund, das ist der Traum vieler Männer, weißt du das überhaupt?“, fragte ich und er nickte nur.

„Du kommst gerade recht, ich habe wahnsinnig Lust zu reiten und deiner hat genau die richtige Größe dafür!“

Er ließ sich ohne Widerstand auf die Matratze ziehen. Ich kauerte mich zwischen seine Beine und begann, seinen Schwanz zu lecken. Sofort waren die beiden anderen Männer wieder zur Stelle und streichelten meine Brüste und leckten meinen Po. Franks Erregung wuchs und mit ihr sein Glied. Ich war überrascht, wie groß es doch wurde, als er erregt war. Einer der beiden Männer reichte mir ein Kondom, nachdem mein Blick suchend durch den Raum gewandert war. Neben jeder Spielwiese standen üblicherweise Kondome und ein Küchenrolle parat.

Auf allen Vieren kniete ich mich über ihn und ließ ihm meine Brüste schwer ins Gesicht fallen. Seine Augen waren geschlossen und er stöhnte leise. Ich ließ mich auf seinem Schwanz nieder und genoss es. Robert konnte ich nicht bedenkenlos reiten. Sein Penis war lang und stieß bei jedem ekstatischen Ritt gegen meine Gebärmutter, das war sehr schmerzhaft. Mich ganz auf einem Schwanz niederzulassen, leicht auf ihm zu kreisen und nicht darauf achten müssen, dass es wehtat, war ein schönes Erlebnis. Es tat mir gut und vor allem ihm, da seinem zu klein geratenen Penis eine wichtige Bedeutung zukam.

* * *

Von da an sah ich mir die SM-Räume der Swingerclubs genauer an und riskierte immer öfter Blicke hinein, wenn sie benutzt wurden. Leider sah ich damals nie eine Domina, sondern immer nur dominante Männer, die ihre Sklavinnen behandelten.

Aber ich hatte ja mein Kopfkino. Im Alltag verbrachte ich viel Zeit damit, mir Gedanken über die verschiedenen Spielmöglichkeiten zu machen und eines Tages traf ich Frank wieder.

Ich sah mir gerade die verschiedenen Peitschen an und probierte eine nach der anderen aus, als er plötzlich im Raum stand. Langsam ging ich auf ihn zu, schaute ihm dabei fest in die Augen. Er wich zurück.

„Stehen bleiben!“, befahl ich ganz ruhig und näherte mich ihm weiter. Er ließ sich auf die Knie fallen und starrte zu mir hoch.

„Wo gehört der Sklavenblick hin?“, fragte ich ihn. Kaum ausgesprochen, schaute er schon auf den Boden. Meine Stimme war ruhig und gelassen. Ich wunderte mich über mich selbst, vor allem darüber, wie leicht mir diese Rolle fiel. Besitz von jemandem zu ergreifen war so leicht, so spannend, ganz einfach wunderschön.

Mein Blick glitt durch den Raum. Ich sah auf einem Regal ein Halsband mit Kette liegen, nahm es und legte es ihm an. Sein Atem ging sehr schnell, er war sehr aufgeregt.

„Hast du es dir doch anders überlegt? Das finde ich sehr schön!“, flüsterte er.

„Sei still!“, herrschte ich ihn laut an. „Weißt du denn nicht, dass du deine Herrin zu siezen hast? Aber ich halte dir zugute, dass du Anfänger bist! Ich werde es dir ohne Strafe durchgehen lassen, aber nur dieses eine Mal. Hast du mich verstanden?“

Dabei fasste ich unter sein Kinn, damit er mir in die Augen sehen musste.

„Ja, Herrin, ich habe verstanden. Sie sind so gütig!“, antwortete er brav.

Ich fesselte seine Hände und zog sie mit dem Flaschenzug hoch über seinen Kopf. „Du kommst gerade richtig. Ich will die Peitschen ausprobieren. Es macht mir keinen Spaß, einen Holzpfosten zu schlagen, ich will die Peitschen an deinem Fleisch testen!“, erklärte ich und ging dabei um ihn herum, um ihn mir ganz genau zu betrachten.

Dabei bemerkte ich, dass inzwischen zahlreiche Menschen in der Tür standen und unserem Treiben zusahen. Bei früheren Clubbesuchen war mir nie aufgefallen, dass jemand bei einer Session zuschaute, aber heute war das anders. Ich führte das darauf zurück, dass in den meisten Clubs überwiegend Sklavinnen behandelt wurden und die Leute das schon kannten. Nun aber gab es etwas Neues für sie zu sehen und meine Aufregung wuchs. Das erste Spiel und gleich so viele Zuschauer, das machte die Situation für mich sehr unbehaglich. Ich beschloss, den Zuschauern den Rücken zu kehren und mich auf mein erstes Spiel mit Frank zu konzentrieren.

Er war in diesem Moment wichtig. Er, der sich nach nichts anderem sehnte, als von mir behandelt zu werden und meine Befehle auszuführen.

„Geht es dir gut?“, fragte ich ihn, als ich dicht vor ihm stand.

„Ja, Herrin, mich stören nur die Zuschauer sehr! Ich würde gern mit Ihnen alleine sein!“, flüsterte er und sah mir sehnsüchtig in die Augen.

„Sie haben so wunderschöne, strahlende Augen, Herrin, ich versinke jedes Mal darin, wenn Sie mir gestatten, Ihnen in die Augen zu sehen.“

Mit dem Tuch, welches ich mir um die Hüften geschlungen hatte, verband ich ihm die Augen.

„So, jetzt stört dich keiner mehr!“, tröstete ich ihn und zwirbelte dabei an seinen Brustwarzen. Mir war beim Sex früher schon aufgefallen, wie empfindlich er dort war und wie sehr er es liebte, wenn ich sie knetete oder sanft hineinbiss. Er stöhnte und seine Erregung war

deutlich sichtbar geworden. Sein Schweiß war größer denn je und wenn ich ihn auch früher gern geblasen hatte, unterließ ich das doch in diesem Spiel, denn ich wollte etwas Neues ausprobieren.

Also ging ich zum Regal und schaute, ob ich etwas fand, was ich probieren konnte. Ich nahm zwei Brustklammern mit. Sie gefielen mir sehr gut, da man die Spannung durch eine kleine Schraube verstärken konnte, indem man immer weiter zudrehte. Ein wirklich schönes Spielzeug, wie ich fand.

Mit Zähnen und Lippen reizte ich zunächst seine Brustwarzen, bis sie steif waren und legte ihm dann die Klammern an. Um Hoden und Schwanz band ich eine Kordel, daran hängte ich schwere Gewichte. Er stöhnte und mir begann dieses Spiel zu gefallen. Macht zu haben, Gewalt ausüben zu können oder es ganz einfach zu lassen, empfand ich auf einmal als ein enorm befriedigendes und erhabenes Gefühl. Die beiden Brustklammern verband ich mit einer Kette und auch daran hängte ich Gewichte. Er ließ alles mit sich geschehen. Ich hörte nur sein Stöhnen, sah seine Erregung und fühlte die Spannung im Raum. Die Luft knisterte und er begann zu schwitzen.

Eine Weile stand ich nur vor ihm und betrachtete ihn. Mir gefiel es, wie wehrlos er war und alles in der Hand zu haben, was nun passierte. Dennoch verspürte ich keine wahllose Lust, ihm weh zu tun, sondern das Spiel für ihn und mich zu einem Erlebnis zu machen.

„Du wirst jetzt die Peitschen spüren!“, warnte ich ihn vor und nahm eine nach der anderen von der Halterung und probierte einige Schläge aus. Ich traf nicht immer und manchmal stellte ich mich ungeschickt an. Ich musste die Schlagtechnik erst einmal kennen lernen, aber mit jedem Schlag wurde ich sicherer. Trotzdem hörte ich nach kurzer Zeit damit auf, denn das Schlagen alleine war keines der Spiele, die ich lieben würde, das wusste ich schnell.

Mit der Hand streichelte ich seinen roten, heißen Po und er schnurrte wie eine Katze, so genoss er das. Mir gefiel

es, so viel Unbehagen und Schmerzen zu bereiten, und dennoch so viel Geilheit, Genuss und Trost.

Ich ließ das Seil des Flaschenzuges herunter und entfesselte ihn.

„Auf die Knie!“, befahl ich energisch und er führte es sofort aus. Seine langen dunklen Haare hingen ihm wirr in die Stirn. Mit der Hand fuhr ich in seine Haare und hatte ihn somit fest im Griff. Ich führte seinen Mund zu meinem Bauch, meinen Schenkeln und zu meinem Po. In diesem Moment dachte ich an seine Zunge und bekam große Lust, sie zwischen meinen Beinen zu spüren. Ich zog mir einen Stuhl heran, setzte mich breitbeinig darauf und ließ ihn die Zunge herausstrecken. Sein Gesicht war mir zugewandt, die Augen verbunden und seine Zunge streckte er mir entgegen.

„Jetzt bin ich gespannt, ob du dein Bestes gibst!“, sagte ich leise und führte seinen Kopf zwischen meine Brüste. Er roch an ihnen und sagte: „Sie duften wieder himmlisch, Herrin!“

Er leckte meine Brüste und ich schob meinen BH beiseite, damit er meine Knospen lecken konnte. Er machte es sehr gut. Ich fühlte, wie mir warm wurde und die Nässe zwischen meinen Beinen. Ich führte seinen Kopf weiter an meinem Bauch herunter zwischen meine Beine. Er leckte meine Schamlippen und meine Klitoris mit schneller Zunge. Das war unglaublich erregend, ich schloss die Augen und genoss meine sich stetig steigende Geilheit. Die Zuschauer waren mir in diesem Moment egal, da ich es im Swingerclub gewöhnt war, wenn mir jemand beim Sex zusah.

Da wir uns schon gut kannten, wusste er ganz genau, wie ich es mochte und brachte mich schnell zu dem Punkt, an dem ich ohne weiteres hätte kommen können. Aber ich wollte es hinausziehen, zog daher seinen Kopf ruckartig von mir weg und sah mir sein Gesicht an. Es war nass von meinem duftenden Saft und ich küsste seine nach mir schmeckenden Lippen.

„Sie schmecken so wunderbar, Herrin, ich wünschte, dieser Moment würde nie vergehen!“, flüsterte er nach

dem Kuss.

Ohne etwas darauf zu antworten, drückte ich seinen Kopf wieder zwischen meine Beine und fest auf meine Möse.

„Leck, Sklave, leck!“, befahl ich. Es dauerte nicht lange, und ich bekam einen heftigen Orgasmus. Alles an mir zuckte. Das Beben in meinem Bauch ließ nur langsam nach und dennoch hörte er nicht auf zu lecken. Ich begann, dieses Spiel zu lieben.

„Leg dich hin!“, befahl ich ihm nach einer Weile. Als er auf dem kalten Boden lag, zog ich ihm ein Kondom über, setzte ich mich auf seinen steifen Penis und ritt ihn. Dabei zog ich an der Kette und ihm damit die Brustwarzen lang. Er stöhnte vor Schmerzen und Gier zugleich.

„Herrin, bitte, bitte, bitte, darf ich kommen? Ich kann es nicht mehr länger zurückhalten!“, schrie er flehentlich.

„Nein!“, herrschte ich ihn an. „Du wartest, bis ich deinen Schwanz ausgiebig geritten habe!“ Aber da war es schon passiert. Er hatte einen Orgasmus, der sehr intensiv gewesen sein musste. Sein Kopf war feuerrot und jeder Muskel seines Körpers zuckte.

Ermattet lag er auf dem eiskalten Boden.

„Wieso weiß ich nichts davon?“, fragte Marty, der Besitzer des Clubs, vorwurfsvoll, als ich aus dem SM-Raum kam. Er hatte dabei die Arme in die Hüfte gestemmt und einen strengen Blick mit großen erstaunten Augen.

„Von was?“, fragte ich und stellte mich naiv. Ich wusste natürlich sofort, was er meinte.

„Na, dass du dominant bist und das offensichtlich schon länger machst!“, wurde er lauter.

„Das war das erste Mal, dass ich so etwas mache!“, antwortete ich.

„Verarschen kann ich mich alleine!“, donnerte er und hätte ich meine Hände auf seinen runden, dicken Bauch gelegt, hätten ich gespürt, wie er vibrierte. Marty war ein großer, stämmiger Mann mit kuscheligem Bauch und tiefer, lauter Stimme. Ich mochte ihn sehr, bei ihm

fühlten wir uns wohl.

„Nein, es stimmt, das war mein erstes Spiel. Frank hat mich erst vor zwei Wochen angesprochen und wir haben es heute einfach mal versucht!“

„Das ist ja der Wahnsinn! Schon seit Monaten suche ich eine dominante Frau, die hier ein bisschen mit meinen Gästen spielt und du sagst nichts!“

„Was soll ich dir denn sagen, wenn ich es nicht weiß?“

Er regte sich furchtbar auf und glaubte immer noch, dass ich ihn anlog, aber Frank und Robert bestätigten, was ich sagte.

„O.k., Schätzchen, dann mache ich dir jetzt ein Angebot. Du kriegst von mir ein Handy, auf dem dich Gäste, denen ich deine Nummer gebe, anrufen. Außerdem machen wir Fotos und du kommst auf die Internetseite des Clubs. Du kannst während der Clubabende Termine ausmachen und mit den Gästen spielen. Wenn das klappt und die Gäste zufrieden sind, können wir auch gern darüber reden, dass ich dir das Studio an den Tagen, an denen der Club geschlossen ist, vermiete. Wie findest du das?“, fragte er euphorisch.

„Ich werde es mir überlegen und mit Robert besprechen!“, antwortete ich, vollkommen aufgewühlt vom eben Erlebten.

„Papperlapapp, das übernehme ich!“, entschied Marty und zu Robert gewandt sagte er: „Komm mal mit!“

Die beiden Männer unterhielten sich eine Weile, aber ich wusste schon vorher, was Robert sagen würde, dass das meine Entscheidung war und dass er mich unterstütze, wenn ich es versuchen wollte. So war es auch. Seine einzige Bedingung war, dass ich mit Kunden keinen Sex hatte, es sei denn, er war dabei.

Das war einer von vielen Momenten in unserer Ehe, in denen ich glücklich war, so einen Mann getroffen zu haben und mit ihm verheiratet zu sein.

Am nächsten Tag überraschte mich Robert mit der Bemerkung: „Du brauchst was zum Anziehen für das Studio, wir müssen einkaufen gehen!“

Ich antwortete: „Ob es auch irgendwo orthopädische

Lackstiefel für meine RheumafüÙe gibt?“ Wir sahen uns an und mussten herzlich lachen. Es tat gut, dass die Krankheit nicht mehr so wichtig war. Sie war zwar noch da, aber ich konzentrierte mich nicht mehr so auf sie, anderes drängte sich in den Vordergrund, Spannendes, Neues.

•Putzsklave Lutz

In den darauf folgenden Wochen lernte und übte ich an den Clubbesuchern. Ich war verwundert, wie viele Männer schon Erfahrungen mit SM hatten. Die Gespräche mit ihnen eröffneten mir im Lauf der Zeit neue Perspektiven. Gepaart mit meiner Neugierde und meiner Kreativität war diese Testphase für die Clubbesucher und mich eine Bereicherung.

Ich lernte schnell und bekam bald darauf verschiedene Angebote, als Gastdomina in anderen Clubs zu arbeiten.

Lutz war Putzsklave von Lady Kara und Herrin Ariadne im Haus Himmelshölle in B. Ich fand ihn arbeitend in der Küche vor.

„Herrin Pia!“, stellte ich mich vor und reichte ihm meine Hand. Er drehte sich zu mir um und sagte schlicht: „Hallo!“

In diesem Moment kam Lady Kara in die Küche, schlug ihm mit der flachen Hand mitten ins Gesicht und brüllte ihn an, er solle sich gefälligst angemessen bei mir vorstellen. Er schaute verdutzt und wusste nicht, was er tun sollte.

„Guten Tag, Pia!“, stammelte er. Ich lächelte ihn an.

„Du bist wohl noch nicht lange Sklave, oder?“, fragte ich ihn sanft. Lady Kara schnaubte: „Nee, die Sklavensau ist neu! Der weiß noch nicht, wie man sich benimmt!“

Ich ging langsam auf ihn zu und sah ihm dabei tief und fest in die Augen. Er ging einen Schritt zurück, er konnte meinem Blick nicht standhalten.

„Bleib stehen!“, befahl ich ihm. Ohne ihn anzufassen näherte ich mich ihm so, dass kaum eine Zeitung zwischen uns Platz gehabt hätte. Das war ihm zu viel, er ging in die Knie und starrte mich an.

„Dein Blick gehört auf den Boden, deine Unterarme auf die Oberschenkel und die Handflächen zeigen nach oben!“, erklärte ich ihm mit milder Stimme, ihn fest im

Blick behaltend. Eifrig führte er aus, was ich ihm gesagt hatte. Er wollte also lernen, dachte ich und war sehr zufrieden. Mit der Hand streichelte ich sanft seine Wangen und sagte mit lauter Stimme: „Danke, Herrin Pia, dass Sie mir die Gnade erweisen, mir etwas beizubringen!“

Mit leiser Stimme, fast schon flüsternd, wiederholte er meine Worte.

Lutz konnte gut putzen, was bei Putzsklaven selten vorkam. Er ließ sich viel Zeit, war aber bemüht, alles gut auszuführen. Scheinbar genoss er die Zeit bei seiner Herrin, er liebte die Atmosphäre und die Anwesenheit von drei Herrinnen. Jedes Mal, wenn ich den Raum betrat oder an ihm vorbeilief, spürte ich, wie er mich heimlich betrachtete.

Kara war eine sehr strenge Herrin. Sie war unbeherrscht, laut und launisch. Den ganzen Tag über hörte ich, wie sie ihm Befehle erteilte, ihn anbrüllte und manchmal ohne Grund schlug. Kara schlug aus Lust und Laune, nicht zur Bestrafung.

Am Nachmittag war wenig los und alle Putzarbeiten erledigt. Kara kontrollierte alle Arbeiten und fand sie vortrefflich ausgeführt. Wir beschlossen, Lutz zu belohnen. Ich sollte mit der Session beginnen und ihn dann an eine der anderen Dominas übergeben.

Er wartete in Sklavenhaltung im Zimmer. Ich ging auf ihn zu, nahm seinen Kopf zwischen meine Beine und kratzte ihm den Rücken entlang. Unangenehmer Schweißgeruch drang mir in die Nase.

„Du kleine Sklavendrecksau stinkst, dass mir die Nase weh tut. Bevor ich noch irgendwas anderes mit dir mache, duschst du erst einmal! Du wirst danach nochmals das Bad putzen und dort dann in Sklavenhaltung warten, bis ich dich hole, verstanden?“

Er stand sofort auf und ging leise ins Bad.

Die Zeit, die der Sklave im Bad verbrachte, nutzte ich, um mich umzuziehen. Ich zog ein Minikleid aus Lack an, halterlose Strümpfe und rote Overkneestiefel. Meine dunklen, langen Haare trug ich immer offen. Selten trug

ich einen Slip bei der Arbeit, er störte mich eher. Das Lackminikleid trug ich gern, es betonte meine großen Brüste. Das Kleid war so eng, dass meine Brüste ziemlich eingeeengt waren und aus dem Ausschnitt hervorquollen. Fertig angezogen ging ich ins Bad.

Der Sklave kniete in Sklavenhaltung auf dem Boden. Langsam ging ich auf ihn zu. Ich spürte, wie er zitterte und legte ihm das Halsband mit der Kette um den Hals.

„Nun beeil dich mal ein bisschen, ich habe nicht ewig Zeit!“, sagte ich und zog ihn am Halsband aus dem Bad. Er hatte Mühe, mir auf allen Vieren zu folgen, denn mein Schritt war schnell.

Im Zimmer saßen die beiden Herrinnen auf dem Sofa in ein Gespräch vertieft, das sie sofort unterbrachen, als wir hereinkamen.

„Hier bringe ich euch einen wunderbar duftenden Sklaven!“, sagte ich süffisant.

Die beiden hatten den Raum vorbereitet. Kerzen brannten, das Licht war gedämpft und leise Musik spielte. Sie wussten, dass ich die Musik von der Gruppe „Gregorian“ mochte und hatten sie aufgelegt.

Der Sklave wurde unruhig. Drei Dominas im Raum, die nacheinander mit ihm spielen wollten, war ihm wohl doch unheimlich.

„Steh auf!“, befahl ich ihm.

Er war ein großer Mann mit breiten Schultern, der mich wahrscheinlich mit einem Schlag in die gegenüberliegende Zimmerecke hätte werfen können. Ich sah ihn mir genauer an. Er hatte ein sehr schönes Gesicht und einen großen weich geschwungenen Mund mit nach oben zeigenden Mundwinkeln.

„Du willst also eine Belohnung für deine Dienste erhalten?“, fragte ich ihn. Er antwortete nichts.

Zu Kara gewandt wollte ich wissen: „Hat er die ihm auferlegten Arbeiten denn auch nach deinen Wünschen erfüllt?“ Sie nickte.

„Was bist du bereit, für deine drei Herrinnen auszuhalten?“, fragte ich ihn. Wie so viele Sklaven antwortete er: „Alles, Herrin!“

Kara und Ariadne lachten hämisch.

„Dann könnten mir folgende Spiele einfallen. Ich hänge dich für den Rest des Tages an Händen und Füßen auf und jeder Kunde, der uns besucht, darf dich anpissen, anspritzen oder dich benutzen, ganz so, wie er es mag. Vielleicht steckt dir auch einer seinen Schwanz in den Mund oder in deinen schönen Arsch?“ Meine Stimme wurde immer lauter.

„Oh bitte, Herrin, ersparen Sie mir das! Ich glaube, ich habe den Mund zu voll genommen, das möchte ich doch lieber nicht alles mit mir machen lassen!“, stammelte er leise.

„Nun gut, dann beginnen wir mit einem anderen Spiel. Aber merke dir gut für die Zukunft: Wenn dich eine Domina fragt, was du bereit bist, für sie auszuhalten oder mit dir machen zu lassen, dann überlege dir vorher sehr gut, was du ihr sagen wirst!“

„Ja, Herrin, ich danke Ihnen für Ihre Gnade!“

An der Kette zog ich ihn zum Andreaskreuz und fesselte ihn an Armen und Beinen. Ich fragte ihn: „Kennst du das Codewort?“

„Nein, Herrin!“, antwortete er.

„Es heißt Gnade. Wenn du einmal Gnade sagst, werde ich mit dem, was ich gerade tue, etwas sanfter verfahren und wenn du zum zweiten Mal Gnade sagst, werde ich ganz aufhören. Aber bedenke: Wenn du mir zu oft um Gnade flehst, langweilst du mich. Dann werde ich die Session abbrechen und dich mit einem Tritt in den Arsch wegzagen, verstanden?“

„Ja, Herrin, ich habe verstanden!“

Er starrte mir unaufhörlich in den Ausschnitt. „Wo gehört der Sklavenblick hin, Sklave?“, schrie ich ihn an.

„Auf den Boden, Herrin! Aber Sie stehen so nahe bei mir, dass mein Blick, wenn ich nach unten schaue, an Ihrem Busen hängen bleibt!“, antwortete er unglücklich. Ich packte seinen Hintern mit den Händen, zog ihn eng an mich heran, so dass ich Platz hatte, zum ersten Schlag auszuholen und schlug ihm mit der flachen Hand auf den Hintern. Sein harter Schwanz bohrte sich in

meinen Bauch und ich konnte seine Erregung sehr gut spüren. Immer wieder schlug ich ihn auf den Po und genoss das laute Geräusch des Klatschens.

„So, nun weißt du, wie es sich anfühlt, wenn du mir Widerrede gibst!“, zischte ich leise.

„Herrin, ich genieße es, Ihnen so nahe zu sein!“, antwortete er glücklich. Daraufhin drückte ich ihn energisch von mir weg ans Kreuz zurück.

Aus meinem Koffer holte ich ein Lederbändchen, trat wieder nahe an ihn heran, zurrte das Bändchen um Penis und Hoden und sah ihm in die Augen. Völlig irritiert blickte er mich an. Er ahnte nicht, was passieren würde, denn zunächst spürte er es nicht. Er fühlte nicht, dass ich das Bändchen allmählich zuzog. Seine Augen wurden immer größer, als er es merkte. Wir blickten uns in die Augen und ich zog immer fester zu. Sein Atem wurde schneller und sein Gesicht verzog sich, er hatte Schmerzen. Ich hielt seinem Blick stand und zog noch fester. Nicht nur er, sondern auch die Luft um uns herum war wie elektrisch aufgeladen, es knisterte förmlich. Meine Arme begannen zu zittern, so fest zog ich an dem Lederbändchen, es drohte zu zerreißen. Es sah so aus, als verdrehte er die Augen. Dann keuchte er das ihn erlösenden Wort: „Gnade!“

Ich lockerte meinen Zug und machte eine Schlaufe in das Bändchen.

„Weißt du, dass du dir eine Belohnung verdient hast? Ganz toll hast du das gemacht und für mich ausgehalten!“, lobte ich ihn.

„Schau, was ich für dich habe!“

Ich trat einen Schritt zurück und zog den Reißverschluss meines Kleides ein Stück nach unten. Wie gebannt starrte er auf den BH, der zum Vorschein kam. Ich hob meine Brüste aus dem BH und knetete sie vor seinen Augen: „Na, erzähl mir, was du gern mit ihnen machen würdest!“, befahl ich ihm.

Er antwortete: „Ich würde sie gerne genauso kneten, wie Sie es gerade tun. Dann würde ich sie gern lecken und an Ihren wunderschönen Knospen saugen und knob-

bern.“

„Dafür brauche ich aber keine Dreckssklaven. Und weißt du auch, warum?“, fragte ich ihn.

Er schüttelte den Kopf.

„Sie sind so groß, dass ich es selbst machen kann. Ich kann sie lecken und sogar saugen. Magst du das sehen?“, fragte ich. Er konnte seinen Blick nicht abwenden und antwortete: „Ja, Herrin, das würde ich sehr gern sehen!“

„Dann musst du aber erst betteln lernen. Betteln macht mich rattenscharf. Du musst dreimal ‚bitte‘ sagen und dann in einem vollständigen Satz formulieren, was du dir wünschst.“

Er lernte schnell und erfüllte meine Anforderungen. Die ganze Zeit schauten wir uns dabei in die Augen. Mit der Hand drückte ich meine Brust nach oben, streckte die Zunge heraus und leckte ganz sacht mit der Zungenspitze an meiner Brustwarze. Er begann, schwer zu stöhnen. Seine Erregung stieg ins Unermessliche.

„Herrin, bitte, darf ich auch mal?“

„Natürlich nicht!“, antwortete ich trocken. „Schau lieber gut zu, wie ich sie sauge!“

Wieder drückte ich meine Brust nach oben und schob mir die Brustwarze in den Mund. Ich saugte daran und achtete darauf, dass er alles gut sehen konnte. Um die Warze war mein Lippenstift zu sehen und ich befahl ihm: „Zunge raus, leck meinen Lippenstift ab!“

In dem Moment, in dem er die Zunge herausstreckte, um meine Brüste zu lecken, ging ich einen Schritt zurück.

„Du dachtest wohl, ich mache es dir so leicht? Wenn du meine Brüste lecken willst, dann musst du dich schon ein bisschen anstrengen.“

Er beugte sich weit nach vorn, die Fesseln schnitten ihm ins Fleisch. „Zunge raus!“, brüllte ich ihn an. „Ich will die Zunge sehen, die meine Knospen gleich leckt und mir Lust bereitet!“

Ganz weit streckte er seine Zunge heraus und mühte sich ab, an meine Brust zu kommen. Er reckte und

dehnte sich, aber immer, wenn er nahe genug herankam, ging ich ein Stückchen zurück.

„Ja, gleich hast du sie. Komm, streng dich doch ein bisschen mehr an, dann wirst du sie spüren. Streck die Zunge weit heraus, dann schaffst du es!“, feuerte ich ihn an.

Mit der Zungenspitze berührte er meine Knospe und leckte leicht daran. Das gefiel mir sehr gut und ich kam ihm wieder ein kleines Stück entgegen. Genüsslich leckte und saugte er an meiner Warze. Er machte das mit viel Hingabe und Lust. Seine Zunge erregte mich.

Aus meinem Koffer holte ich ein Kondom, streifte es ihm über und sagte dabei: „Ich werde dir jetzt die Fesseln abmachen und dann wirst du mich verwöhnen, so, wie ich es dir gezeigt habe. Du wirst meine Brüste kneten und sie lecken und saugen, verstanden?“

„Ja, Herrin, das mache ich wirklich sehr gerne.“

Ganz langsam entfernte ich seine Fesseln und drückte seine Hände fest an meinen Busen. Ich legte meine Hände auf seine und zeigte ihm, wie er sie behandeln musste. Dann führte ich seinen Schwanz längs zwischen meine Beine in meine Spalte und fragte:

„Spürst du, wie nass und heiß meine Spalte ist?“

„Oh Herrin, das ist so wunderschön mit Ihnen.“

Mit seiner prallen Eichel verwöhnte ich meine Klitoris und ließ mir dazu die Brüste lecken. 'Wenn ich jetzt die Augen schließe, könnte ich kommen', dachte ich, so sehr pochte die Lust zwischen meinen Beinen. Lutz keuchte.

„Ich spritze gleich, Herrin!“, rief er plötzlich. In diesem Moment war es schon passiert. Mit geschlossenen Augen spritze er sein Sperma in das Kondom.

Kara und Ariadne sprangen auf und schimpften und schrieten auf ihn ein, machten ihn von seinen Fesseln los, schleiften ihn zum Strafbock und peitschten ihn zur Bestrafung aus. Ich setzte mich auf das Sofa und sah beiden zu. Manchmal bemerkte ich, wie Lutz zu mir herüberschielte und das Gesicht bei jedem Schlag verzog.

Ich hätte gern weiter mit ihm gespielt. Es passiert nicht so häufig, dass die Chemie zwischen Herrin und Sklave auf Anhieb so gut passte. Nach meinem Gastaufenthalt sah ich ihn nie wieder!

•Bewerbung im Studio

„Gut eingeführtes Studio sucht Domina bei bestem Verdienst. Einarbeitung möglich“, stand unter den Stellenanzeigen eines kostenlosen Wochenblattes in meinem Wohnort. Eher zufällig stieß ich darauf und mir war klar, dass ich mich dort bewerben würde. Ich schrieb eine SMS an die angegebene Mobilnetznummer und wurde eine Woche später zu einem Bewerbungsgespräch eingeladen.

„Hallo, ich bin Silvia, komm rein!“ Wir gaben uns die Hand. Ihre war sehr klein und fühlte sich eher kraftlos an. Lange Fingernägel hatte sie aufgeklebt und in einem hässlich grellen Lila bemalt, das an verschiedenen Stellen schon wieder absplitterte. Sie war eine kleine, sehr schlanke Frau mit langen blonden, gewellten Haaren, harten, verlebten Gesichtszügen und furchtbar schriller Stimme. Sofort konnte ich sehen, dass an der Größe ihres Busen nachgeholfen worden war. Aus einem viel zu engen Oberteil quollen sie auf unnatürlich wirkende Art hervor. Ich hatte nie zuvor eine professionelle Domina leibhaftig vor mir gesehen, immer nur auf Fotos und ich war enttäuscht. Sie wirkte auf mich eher billig und wie eine Nutte.

Nachdem ich mich kurz umgesehen hatte, setzten wir uns und sie musterte mich von oben bis unten. Es kam mir vor, als machte sie sich innerlich über mich lustig, da ich in meinen Jeans und meinem selbst gestrickten Pullover eher wie eine ganz normale Hausfrau aussah. Später sagte sie mir, dass sie nicht geglaubt hatte, dass ich den ersten Arbeitstag überstehen würde.

Der kleine Raum war auf einer Seite fast komplett mit Spiegeln ausgestattet, so wirkte er größer. In der Ecke befand sich ein hoher Käfig, in dem man stehen und der mit einer Kette und einem Vorhängeschloss verschlossen werden konnte. An Metzgerhaken hingen daran verschiedene Fesselmateriale, also Ketten, Seile und

Handschellen.

Im Raum befand sich sonst noch ein Bett, eine Liege, die an Ketten von der Decke herunterhing, ein Toilettenstuhl und ein Andreaskreuz. Geschmückt war der Raum mit Spinnennetzen und fetten, schwarzen Plastikspinnen, vor denen ich mich gleich ekelte. Gestrichen war er in rot und schwarz, eine Küchenzeile war mit einem dunklen schweren Vorhang verhängt worden. Silvia zeigte mir kurz das Bad, in dem Dusche, Toilette und ein kleines Waschbecken vorhanden waren.

Wir setzten uns und sie kam sie gleich zur Sache.

„Du hast also schon was in dem Bereich gemacht?“

„Ja, ein bisschen. Ich kenne das allerdings nur von Swingerclubs und eher im privaten Rahmen. So richtig professionell, in einem Studio, war ich noch nicht.“

„Das ist kein Problem. Am Anfang würdest du bei mir oder bei deinen Kolleginnen zuschauen und lernen. Angefangen vom ersten Telefonat bis zum Ende der Session kriegst du dann alles mit. Nach ein oder zwei Wochen darfst du schon kleinere Sachen mitmachen und nach einer Probesession, bei der ich zuschauen, arbeitest du alleine. Ich stelle das Studio, das Handy und mache die Werbung, dafür geht die Hälfte deiner Einnahmen an mich. Während du zuschaust, verdienst du natürlich nichts, auch nicht, wenn du bei einer Session das eine oder andere mitmachst.“

„Denkst du, ich bin für diese Arbeit geeignet? Ich meine wegen meines Alters. Mit 44 so etwas anzufangen, hat das noch Sinn?“, wollte ich wissen.

„Als Domina kann man auch arbeiten, wenn man älter ist, aber so alt bist du doch noch gar nicht, zumindest siehst du aus wie Mitte 30 und das solltest du den Kunden auch so am Telefon sagen. Es kommt mir allein auf die Motivation an. Also, wann kannst du anfangen?“

Ich war mehr als überrascht über dieses schnelle Angebot. Auch wenn Robert mir die Arbeit nicht gestatten würde, könnte ich zumindest einige Tage bei professionellen Dominas zuschauen und vermutlich viel lernen. Also sagte ich zu.

„Wann du willst, ich habe Zeit. Ich muss nur wissen wann, weil ich das mit meinen Kindern regeln muss.“

Nachdem wir einige Termine zum Zuschauen festgelegt hatten, verabschiedete sie mich eilig, weil sie noch andere Vorstellungsgespräche vereinbart hatte. Da stand ich nun wieder vor der Tür, ziemlich verdattert, denn ich hatte mir das alles nicht so leicht vorgestellt.

Robert hatte ich von meinem Vorstellungsgespräch erzählt. Dennoch war er nicht positiv gestimmt, als ich ihm mitteilte, dass wir Termine zum Einarbeiten ausgemacht hatten. Das ginge ihm alles zu schnell, sagte er. Auch wenn er meine sich zum Positiven gewendete gesundheitliche Verfassung betrachtete, waren doch die Eifersucht und die Angst da, mir nicht mehr zu genügen. Die Folge davon waren Erektionsprobleme oder er konnte, auch nach vielen Bemühungen meinerseits, nicht abspritzen.

„Warum ist euch Männern das pralle Riesending wichtiger als alles andere im Leben?“, fragte ich ihn einmal erbost. „Wenn ich mich damals nicht bei dir gemeldet hätte, wären wir heute nicht verheiratet!“

Der Mann meines Lebens

Helga war frisch geschieden. Glücklich zwar, aber ihr fehlte doch etwas. Sie hatte Sehnsucht nach einem Mann, der für sie Freund und Liebhaber war, nicht wie ihr Ex-Mann, der eher ein weiteres Kind als ein gleichberechtigter Partner gewesen war. Alleine loszuziehen, um einen Mann kennen zu lernen, traute sie sich nicht, stattdessen sollte ich sie begleiten. Wochenlang ging ich mit ihr an den Samstagabenden in Tanzlokale oder Discos, wo sie sich dann vergnügen wollte. Ich dagegen fand die Lokale, die Musik und die Männer einfach nur grauenhaft. Das war nicht meine Welt, dieses mehr Schein als Sein, die überspannte Fröhlichkeit – mir war das alles zu oberflächlich. Nach Schweiß rochen diese Abende, der häufig von übel riechenden Deos zu überdecken versucht wurde. Von überall drang der Gestank zu mir her.

Ich saß auf meinem Platz, als Beschützerin und Burg, zu der Helga immer wieder zurückgehen konnte, sobald ihr etwas nicht gefiel. Ich war ihr Alibi und die, die ihr Mut machte. Vor dem ersten Ausgehen hatte ich den kurzen Gedanken 'Vielleicht ist da ja auch jemand für mich dabei!' Ich brauchte nur einen Atemzug und einen einzigen Blick in den Raum, um zu wissen: Hier würde ich nicht finden, was ich brauchte, was auch nur annähernd zu mir passen könnte.

Aber ich ging dennoch mit Helga, weil sie meine Freundin war. Ich wünschte ihr von Herzen jemanden, mit dem sie glücklich würde. Manchmal sagte ich ihr, dass sie so jemanden an diesen Orten sicher nicht finden könnte, aber davon wollte sie nichts hören. Jeden Spaß würde ich ihr versauen, sagte sie dann. Und jeden Samstag sagte ich zu mir selbst, dass dies der Letzte

war.

Diese Ausflüge bedeuteten für mich jedes Mal eine ungeheure Anstrengung und Organisation. Meine beiden Kinder Sonja und Alexander konnte ich nicht alleine lassen. Sonja war neun Jahre alt und Alexander noch ein Baby von 14 Monaten. Ich lebte alleine und auf die beiden Väter meiner Kinder war kein Verlass. Alexander stillte ich lange und er sollte auch während meiner Abwesenheit nicht auf Muttermilch verzichten. Ich pumpte also Milch in eine Flasche und gab sie der Betreuungsperson mit. Manchmal fing ich damit schon Tage vorher an und froh die Milch ein, damit es für Samstag reichte.

Aber ich nahm meine Freundschaften immer sehr ernst und es war wichtig, dass es Helga gut ging. Ich hatte gerade erfolgreich eine drei Jahre dauernde Therapie beendet und war glücklich und gefestigt, sie aber war unglücklich und haltlos. An diesem besonderen Samstag änderte sich allerdings mein Leben, nicht wie gewünscht das von Helga!

Es war ein Wochenende, an dem Sonja bei meiner Schwester Dagmar übernachten wollte. Sie bot mir an, auch Alexander zu nehmen, da mein Neffe am Sonntag Geburtstag hatte und wir dort sowieso eingeladen waren. Ich hatte also eine ganze Nacht lang frei und nicht nur ein paar Stunden wie sonst.

„Heute machen wir mal, was ich will!“, sagte ich zu Helga am Telefon, „ich habe keinen Bock mehr auf diese Läden. Ich langweile mich doch nur. Ich will thailändisch Essen gehen, scharf und mit viel Knoblauch und dann will ich ins Irish Pub, da ist heute Livemusik.“

„In diese üble Spelunke?“, schrie Helga entsetzt ins Telefon.

„Ja“, sagte ich, „genau dorthin.“

Die Luft war zum Schneiden. Dicker, zäher Zigarettenqualm umgab die vielen Menschen in dem kleinen Pub. Meine Kleidung passte zum Lokal. Ich hatte meine ältesten Jeans an und einen verwaschenen Pullover. Helga und ich stanken fürchterlich nach Knoblauch.

Da es so voll war, ergatterten wir nur einen Stehplatz in der dritten Reihe vor der Theke. Ich schrie dem Wirt zu, was wir trinken wollten und als er mir mein bestelltes Pils über die Köpfe der Gäste, die direkt an der Theke standen, reichen wollte, tauchte plötzlich neben mir ein Mann auf, schnappte sich mein Pils und trank einen herzhaften Schluck.

„Sag mal, was fällt dir eigentlich ein, das war mein Pils, du hast doch genau gesehen, dass er es mir überreichen wollte!“, meckerte ich ihn an.

„Jetzt habe ich es!“, antwortete er frech grinsend und schaute mit überheblichem Blick zu mir herab.

„Na, was bist du denn für ein arroganter Pinsel, du spinnst wohl?“, rief ich.

„Reg dich doch nicht so auf“, gab er mit gelangweilter Gelassenheit zurück und bestellte an der Theke ein Pils für „dieses temperamentvolle Fräulein“, wie er mich nannte. Ich war sprachlos!

In mir tobte es! So ein kleines Arschloch, dachte ich. Am liebsten hätte ich ihm eine gescheuert, so verärgert war ich. Ich fühlte mich, als hätte er mir mitten ins Gesicht geschlagen.

Da war aber noch etwas anderes, über das ich mich noch mehr aufregte. Ich ärgerte mich nicht nur deshalb, weil dieser arrogante, überhebliche Kerl mein Bier getrunken hatte, sondern weil mein Bauch sagte: „Er gefällt dir doch, das ist der Mann deines Lebens, du kennst ihn schon lange und er gehört zu dir!“

„Das gibt es doch gar nicht!“, dachte ich. Was sollte ich mit so einem Schnösel? Die Stimme sagte: „Na, dein ganzes weiteres Leben mit ihm teilen.“

Ich war so verwirrt, dass ich mich zu meiner Freundin umdrehte, um mich zu sammeln. Die Musik, die Menschen, alles war auf einmal in einer anderen Welt. Ich stand mitten unter ihnen und war taub und blind, obwohl es laut und hell genug war.

Robert tippte mir auf die Schulter und als ich mich umdrehte, stand er mit zwei frisch gezapften Pils in der Hand da, lächelte mich an und sagte: „Möchtest du mit

mir auf meine Entschuldigung anstoßen, ich lade dich auch ein.“ Ich giftete: „Das ist das Mindeste“, zerknirscht schmollend.

Wir unterhielten uns über Belanglosigkeiten. Als ich ihm erzählte, dass ich am Abendgymnasium gerade mit Informatik als Wahlfach angefangen hatte, hielt er mir einen Monolog über seinen Job. Er war Maschinenbauingenieur und schrieb Programme für irgendwelche Maschinen. Das interessierte mich überhaupt nicht. Am liebsten hätte ich zu ihm gesagt: „Du langweilst mich!“ Ich fragte meine innere Stimme: „Und der soll der Mann meines Lebens sein? Er, der doch nur ein blöder Wichtigtuier ist, der sich selbst gerne reden hört?“ Die Stimme schwieg.

Irgendwann unterbrach ich ihn einfach und fing an, über mich zu reden. Ich erzählte ihm, dass ich alleine lebte und zwei uneheliche Kinder von zwei verschiedenen Männern hatte. Sein Gesicht veränderte sich, er war sehr erstaunt. Damit hatte er nicht gerechnet, meine Offenheit und Unbefangenheit berührten ihn.

Meine Freundin kam sich wohl überflüssig vor, denn sie sagte, dass ihr schlecht geworden sei und sie gehen wolle. Da sie an diesem Samstag mit Fahren dran war, musste ich entweder die letzte Straßenbahn gegen ein Uhr erreichen oder mit dem Taxi heimfahren.

* * *

Ich blieb trotzdem dort, denn das Eis war gebrochen. Wir redeten und redeten. Er erzählte mir, dass er Witwer sei und gerade wieder versuchen würde, mit dem Leben zurechtzukommen. Dass wir irgendwann nur noch die einzigen Gäste im Pub waren, bemerkten wir erst, als uns der Wirt sanft auf die Straße setzte, weil er endlich Feierabend machen wollte.

Robert wollte mich zum Bahnhof bringen, damit ich von da aus ein Taxi nehmen konnte. Wir gingen durch die nächtlichen Straßen und hörten nichts außer unseren eigenen Schritten. So eine große Stadt und so eine Stille.

Automatisch flüsterten wir und redeten weiter, so, als ob uns der Wirt nicht unterbrochen und auf die Straße geschickt hätte.

Er legte einen Arm um mich und ich fühlte mich sehr wohl dabei. 'An der nächsten Ecke küsse ich ihn!', dachte ich. Ich war leicht angetrunken und überlegte, ob es sinnvoll sei, ihn in meinem Zustand zu küssen oder sich das, wenn ich wieder nüchtern war, als Fehler erweisen würde. Ich dachte: 'Quatsch, der ist in der Lage und bringt mich wirklich zum Bahnhof und lässt mich fahren, ohne seine Telefonnummer, ohne Adresse. Wenn er wirklich der Mann meines Lebens ist, muss ich es doch wenigstens versucht haben!' Kaum gedacht und schon lag ich in seinen Armen und wir küssten uns.

Seine Wohnung lag auf dem Weg zum Bahnhof. Als wir vor seiner Haustür standen, fragte er mich, ob ich mit ihm hochkommen wolle, er würde Kaffee machen. Ich ging mit. Den Kaffee kochte er tatsächlich, aber wir landeten doch schnell in seinem Bett, streichelten, fühlten und küssten uns. Sein Versuch, mir den wilden Liebhaber vorzuspielen, misslang, er bekam keinen hoch. Ich sagte ihm, dass ich selbst zu viel getrunken hätte und dass ich, seit mein Sohn gezeugt worden war, keinen sexuellen Kontakt mehr gehabt hatte, also ganz froh war, wenn wir es nicht überstürzten.

Keine Minute schliefen wir in dieser Nacht. Wir redeten, streichelten und küssten uns nur. Am Morgen brachte er mich nach Hause und versprach, mich am Abend anzurufen.

Der Tag bei meiner Schwester Dagmar war anstrengend, so ganz ohne Schlaf. Sie hatte zum Geburtstag meines Neffen die ganze Familie eingeladen und ich hatte versprochen, ihr bei der Bewirtung zu helfen. Also einfach die Kinder abholen und mich dann ins Bett legen ging nicht. Immer wieder dachte ich an Robert.

Am Abend wartete ich auf seinen Anruf, doch der kam nicht. Als auch Sonja endlich schlief, dachte ich: 'Was soll passieren? Er kann mir nur sagen, dass er nichts mehr von mir wissen will, mehr nicht. Aber dann weiß

ich wenigstens Bescheid.'

Er freute sich sehr über meinen Anruf und war eine Viertelstunde später bei mir. Einige Monate später erzählte er mir, dass er sich nicht meldete, weil er in der Nacht davor keine Erektion bekommen hatte. Er sei schon in mich verliebt gewesen, aber diese Schmach wäre für ihn so schlimm gewesen, dass er sich geschämt hatte.

In dieser Nacht war es anders. Einem leidenschaftlichen Vorspiel folgte ein wilder Fick. Er hatte einen großen Schwanz, der perfekt in meine Scheide passte. 'Da passt er also auch', durchfuhr es mich dabei.

Dann hörten wir meinen Sohn schreien. Na toll, dachte ich, jetzt zieht er sich bestimmt an und geht, das wäre nicht das erste Mal, dass ich so etwas in der Art erlebte. Ich ging zu meinem Sohn ins Zimmer, wollte ihn schnell beruhigen und wieder zu Robert ins Bett zurück. Alexander ließ sich aber nicht beruhigen, also nahm ich ihn mit in mein Bett. Robert war noch da.

Alexander hörte nicht auf zu weinen, seine Haut war kalt und feucht, er schrie und schrie. Plötzlich fing er an, zu sich zu übergeben, im hohen Bogen quer über das ganze Bett. Robert war vollgekotzt, Alexander und ich auch. Ich dachte bei mir: 'Spätestens jetzt ist er weg.'

Innerlich verabschiedete ich mich schon von meinem angeblichen Traummann und ging mit Alexander im Arm ins Bad, um ihn zu baden und umzuziehen. Ich hatte wirklich nicht mehr damit gerechnet, dass Robert noch da sein würde, wenn ich zurückkäme.

Als ich mit Alexander auf dem Arm ins Zimmer trat, blieb ich wie angewurzelt im Türrahmen stehen und starrte auf ein frisch bezogenes Bett. Robert stand mitten im Zimmer und sagte etwas zerstreut: „Entschuldige bitte, dass ich deinen Schrank aufgemacht und durchwühlt habe, aber ich habe Bettwäsche gesucht!“

Das war das Schlüsselerlebnis für mich. Ich dachte, wenn er mich fragt, dann heirate ich ihn. Er hat gefragt. Drei Monate später waren wir verheiratet.

• *Mein erster Arbeitstag im Studio*

Ausgestattet mit einem schwarzen Minirock, erotischen Dessous und schwarzen Stiefeln klingelte ich im Studio. Silvia meinte, ich solle mir vorerst nichts kaufen, sondern erotische schwarze Sachen tragen. Wahrscheinlich dachte sie, ich würde das nicht lange mitmachen wollen. Ich klingelte noch einmal, weil niemand öffnete.

„Hallo!“, rief eine wohlklingende, nette Stimme durch die Sprechanlage.

„Oh, da habe ich wohl falsch geklingelt!“, sagte ich verdattert, weil diese Stimme so gar nicht wie die von Silvia klang.

„Doch, doch, Silvia ist nicht da, warte, ich mach dir auf!“ Kira war eine kleine süße, blonde, etwas pummelig wirkende Frau, jedoch mit strammem Bauch und kräftigen Oberarmen.

„Hallo, komm rein!“ Sie streckte mir die Hand hin.

„Silvia hat mir gesagt, dass Besuch kommt. Ich heiße Kira und fange hier gerade als Domina an. Ich bin gerade dabei, mich umzuziehen, Silvia hat wohl gleich einen Termin und da will ich unbedingt zusehen!“, erzählte sie weiter.

„Oh, dann mache ich das besser auch gleich, vielleicht kriege ich was zu sehen!“ Ich strahlte sie an.

Sie gefiel mir sehr, sie war zwar zehn Jahre jünger, aber sympathisch und angenehm offen, ganz das Gegenteil von Silvia. Ihr herrlich großer Busen wurde in einem Lederoberteil wunderbar betont, der Bauch war frei und um die Hüften trug sie einen wirklich sehr knappen, kurzen Lederrock, dazu weiße Stiefel.

„Du bist auch zum Zuschauen da? Du willst hier arbeiten?“, fragte sie mich erstaunt.

„Ja, wieso? Ist das so undenkbar?“, fragte ich zurück.

„Nö“, antwortete sie leicht irritiert.

Ich packte meine Sachen aus und begann mich umzuziehen. Dass sie neben mir stand und mir zuschaute,

störte mich nicht. Nachdem ich mich sorgfältig geschminkt hatte, fragte ich sie. „Geht das so? Oder soll ich was anderes anziehen, ich habe noch eine andere Bluse dabei.“

„Ich habe gerade eine erstaunliche Verwandlung beobachtet. Von der, entschuldige bitte, fast altbackenen Hausfrau zum Vamp!“, antwortete sie mit großen Augen. Ich musste lachen, denn es passierte mir oft, dass ich so etwas in der Art hörte.

Ich legte Wert darauf, im Privatleben auszusehen wie eine ganz normale Frau. Am liebsten trug ich Jeans und legere praktische Oberteile dazu.

Wenn ich arbeitete, achtete ich auf Kleidung, die die Vorteile meiner Figur betonte, schminkte mich der Dunkelheit im Studio perfekt angepasst, also mit kräftigen Farben, und verwendete viel Zeit auf meine Frisur.

„Du verwandelst dich in einen ganz anderen Menschen“, sagten viele, die das beobachteten.

Plötzlich klingelte es. Kira sah mich erschrocken an: „Silvia kann das nicht sein, denn sie hat einen Schlüssel!“, sagte sie hektisch. „Hast du schon einmal etwas gemacht als Domina?“, wollte sie wissen,

„Ja, habe ich. Aber nur in Swingerclubs!“, antwortete ich.

„O.k., das reicht, denke ich. Mach mal auf!“, bat sie.

Ein junger Mann kam herein, der überrascht dreinblickte. „Ich wollte eigentlich zu Silvia!“, sagte er verdutzt.

„Silvia müsste schon längst da sein, keine Ahnung, wo sie bleibt. Was wolltest du denn von ihr?“, fragte ich.

„Wir hatten einen Termin für eine Session. Wer seid ihr beiden denn?“ Ich antwortete ihm: „Wir sind die neuen Dominas. Möchtest du denn etwas mit uns beiden machen, wenn du schon mal da bist, oder bist du auf Silvia festgelegt und willst warten?“

Erstaunt schaute er uns beide von oben bis unten an, lächelte und meinte: „Für den Preis von einer nehme ich euch gern beide!“, und er grinste über beide Ohren. Fragend schaute ich Kira an und sie nickte.

„O.k., was machen wir drei denn zusammen?“, wollte Kira wissen. „Ich stehe auf Naturekt mit Aufnahme,

allerdings kein Kaviar. Ein bisschen Bondage, ein bisschen Flagg darf es auch sein, aber keine englische Erziehung bitte. Sehr schmerzempfindlich bin ich zwar nicht, aber das mag ich nicht, ansonsten könnt ihr euch bei mir austoben“, antwortete er und lächelte.

„Dann gehst du jetzt erst einmal ins Bad!“, sagte Kira zu ihm und er verschwand unter der Dusche.

„Was bitte ist das alles? Sorry, aber diese Ausdrücke kenne ich nicht!“, hakte ich bei Kira nach.

„Also: Natursekt ist Urin, mit Aufnahme heißt, er will ihn trinken. Kaviar ist Kot, Bondage sind Fesselspiele, manche betreiben da auch tolle Fesselkunst. Flaggelation ist Auspeitschen und englische Erziehung ist noch heftiger als Flagg“, erklärte sie mir.

„Wie wollen wir es machen?“, fragte ich Kira.

„Ich hole ihn aus dem Bad und wenn ich mit ihm rauskomme, mischst du dich einfach ein. Wir klappen den Hocker auf, da kann er sich drauflegen und wir können ihn beide anpinkeln. Kannst du gerade pinkeln? Hast du das schon mal gemacht?“, wollte sie wissen.

„Ja, das habe ich schon einmal gemacht, aber ich war gerade auf der Toilette, versuch du es erst einmal, ich trinke noch schnell etwas, vielleicht geht es später besser!“, antwortete ich.

Kira nahm ein Halsband und eine Kette vom Haken und verschwand im Bad. Ich hörte, wie sie dem Kunden das Halsband anlegte und sich die Stiefel zur Begrüßung küssen ließ. Auf allen Vieren zog sie ihn hinter sich her ins Studio. Den Hocker hatte ich mitten in den Raum gestellt und mich darauf gesetzt. Kira zog ihn an mir vorbei, da stand ich auf und klatschte ihm mit der flachen Hand mehrmals auf den Po, immer auf die gleiche Stelle.

„Du hast vergessen, mich zu begrüßen. Hast du das so bei Silvia gelernt? Bei ihr kannst du so etwas machen, aber bei mir doch nicht!“, meckerte ich ihn an. Kira lächelte.

„Aber sie hat mich doch vorbeigezogen!“, jammerte Tom, drehte sich um und sagte: „Tut mir Leid, ich wollte

dich nicht ignorieren!“

Da holte ich aus und knallte ihm eine schallende Ohrfeige mitten ins Gesicht und sagte: „Deine neuen Herrinnen werden gesiezt, kapiert?“

Kira musste sich ein lautes Lachen verkneifen, wir würden viel Spaß zusammen haben, dachte ich bei mir.

Sie befahl ihm aufzustehen, fesselte ihn an das Andreaskreuz und verband ihm die Augen. Endlich konnten wir uns anlächeln, ohne dass er es sah. Per Zeichen machten wir aus, wer was macht. Sie streichelte ihn, oder besser gesagt, sie kratzte ihn mit ihren langen Fingernägeln an Armen und Oberkörper und ich band ihm währenddessen seinen Penis und die Hoden ab, dabei hängte ich ihm schwere Gewichte an. Die Brustwarzen schmückte ich mit Klammern, er stöhnte. Wie aus Versehen trat ich ihm auf die nackten Füße, dabei schrie er laut auf.

„So ein Weichei!“, verhöhnte ihn Kira und trat ihm mit dem Absatz ihrer Stöckelschuhe nochmals heftig auf den anderen Fuß. Sein Kopf wurde rot und er rang nach Atem.

„Nicht schmerzempfindlich, hat er gesagt. Dass ich nicht lache!“, rief ich und drückte die Klammern an seinen Brustwarzen fest zusammen. Voller Schmerz wand er sich, er sagte aber keinen Ton.

Seine Erregung war enorm. Voller Verwunderung starrte ich auf seinen immer größer und härter werdenden Schwanz. Jeder Schmerz verwandelte sich bei ihm in reine Lust, je mehr Schmerz, desto mehr Lust. So deutlich hatte ich das vorher noch nie gesehen und ich beobachtete diese Situation voller Ehrfurcht vor dem, was sich da vor mir abspielte. Jemandem solche Schmerzen zuzufügen, war vor einigen Wochen noch undenkbar für mich gewesen. Und nun sah ich, was diese Schmerzen auslösten. Einen kurzen Moment rieb ich ihm seinen Penis, dabei spürte ich, dass er kurz davor stand, zu kommen, also hörte ich damit sofort wieder auf.

Kira löste die Fesseln und führte ihn zu dem ausgeklappten Hocker. Auf den Boden hatte ich vorher Plas-

tikfolie und schon benutzte Handtücher gelegt, damit der Urin nicht auf den Boden tropfte und wir nicht so viel zu putzen hatten. Seine Hände und Füße fesselte ich an den Hockerbeinen. Dann nahm ich ihm die Augenmaske ab.

Kira hob ihre großen Brüste aus dem Oberteil und strich ihm damit sanft über den Schwanz. Lüstern starrte er sie an. Ich stellte mich breitbeinig über seinen Kopf und sagte: „Du bekommst viel zu sehen heute, findest du nicht?“

„Ihr beiden seid toll!“, staunte er.

„Halt den Mund und leck lieber!“, befahl ich und setzte mich auf sein Gesicht, so dass er nicht mehr reden konnte. Kira stellte sich unterdessen breitbeinig über seinen Schwanz und versuchte zu pinkeln. Sie drückte und drückte, machte Faxen dabei und wir lachten lautlos. Sie konnte nicht pinkeln, machte sie mir mit Handzeichen klar. Wir tauschten die Plätze. Sie stand zwar über ihm, verdeckte ihm aber nicht die Sicht, so konnte er sehen, wie ich ihm in einem dünnen Strahl auf den Schwanz pinkelte, der sich zuckend immer praller aufstellte. In ihrem Gesicht konnte ich lesen, dass sie ihm auch nicht in den Mund pinkeln konnte. Wir kommunizierten mit Mimik und Gestik und unterhielten uns dabei köstlich, es war wirklich Spaßig mit ihr. Also tauschten wir nochmals den Platz und obwohl ich dachte, bei mir käme nichts mehr, konnte ich die Situation noch retten und ihm eine kleine Menge in den Mund urinieren. Kira rieb seinen Schwanz und während er noch am Schlucken war, kam er und spritzte sich sein Sperma auf die Brust.

„Das war so toll mit euch beiden, wann seid ihr denn mal wieder zusammen da?“, fragte er uns, nachdem er frisch geduscht und angezogen aus dem Bad kam.

„Keine Ahnung, wir haben gerade erst angefangen und haben noch gar keinen Plan, wie das hier so läuft“, antwortete Kira, „ruf einfach demnächst mal wieder an.“

* * *

Als wir später Silvia davon erzählten, war sie hoch erfreut über unseren Arbeitseifer. Sie sagte, der Kunde sei einer von der Sorte, die immer Termine ausmachten und dann nicht kommen, deshalb hatte sie es nicht ernst genommen und sich bei ihren Erledigungen Zeit gelassen. Ich war jedenfalls sehr froh über diese „Panne“, denn ins eiskalte Wasser zu springen war für mich schon immer die geeignetste Möglichkeit, mit neuen Situationen umzugehen und an ihnen zu lernen.

Den Rest des Abends verbrachten wir zu dritt ohne einen weiteren Kunden. Wir unterhielten uns über unsere Neigungen und die Erfahrungen, die wir schon gemacht hatten. Silvia fragte ich viel über ihre Arbeit und die Begriffe, die ich zunächst lernen musste. Sie drückte mir ein Buch in die Hand, „SM-Handbuch“ stand darauf.

Bevor ich wieder gehen wollte, bestellte Silvia den Bodyguard des Hauses ein und stellte ihn uns vor. Sie sagte, er würde uns jeden Abend zum Auto bringen und warten, bis wir an der Kreuzung abgebogen wären, da es schon vorgekommen sei, dass Dominas belästigt wurden.

Er war ein schüchterner junger Mann, groß und breitschultrig. In einer Disco war er der Türsteher. Seiner Nase sah man an, dass er Boxer war oder schon des öfteren eine Faust auf die Nase bekommen hatte. Sehr schnell fasste ich zu ihm Vertrauen und gleich im ersten Moment unserer Begegnung spürte ich, dass er ein lieber Freund werden würde, über die Arbeit hinaus. Er nahm unsere Taschen, trug sie zu unseren Autos und wartete, bis wir um die Ecke gebogen waren.

•Der Trauernde

Er kam an einem Mittwoch. Ein hochgewachsener Mann, sehr gut gekleidet, mit leicht unsicherem Blick und einem Grinsen auf den Lippen, von dem er wohl hoffte, dass es gelangweilt auf mich wirkte.

Ich bat ihn herein, ließ ihn Platz nehmen und fragte, was er wolle.

„Was bietest du denn?“, hakte er nach. Ich erklärte ihm genau, was ich anbot und mit welchen Kosten er zu rechnen hatte.

„Ach und wie ist es mit ficken? Ich will mal wieder so richtig ficken!“

„Das geht nur mit einer Sklavin und die muss ich erst besorgen, außerdem kommen da noch mehr Kosten auf dich zu“, antwortete ich ihm.

Plötzlich stand er auf und erklärte mir lauthals: „Das ist nicht das, was ich will, ich gehe wieder!“ Ich begleitete ihn also zur Tür und hatte dabei den Gedanken, dass ihm das wohl zu teuer war.

Eine halbe Stunde später rief er an und fragte, ob er noch einmal vorbeikommen könne. „Klar“, sagte ich.

Er kam herein und meinte sofort: „Das war alles Unsinn, was ich vorhin sagte, ich kann ja gar nicht mehr so ohne weiteres ficken, ich habe Probleme mit der Prostata und eigentlich brauche ich ja auch was anderes!“

„O.k., erzähl mir, was du brauchst!“, schlug ich vor, „ich höre dir zu!“

„Vor sechs Wochen ist meine Mutter gestorben und ich komme damit überhaupt nicht zurecht. Sie fehlt mir. Ich bin wie erstarrt und denke an nichts anderes. Ich müsste mal wieder weinen, kannst du mir helfen?“

„Ja, ich helfe dir. Was hast du für Fantasien?“, fragte ich.

„Ich will mal wieder so richtig den Popo voll bekommen und du musst mich anschreien und beschimpfen, wie bei Mutti ... ich muss nur mal wieder weinen, dann

geht's mir sicher besser.“

Er musste sich ganz ausziehen.

Sein Körpergeruch war unerträglich. Ich wusste genau, wie Trauernde riechen, aber er übertraf alles. Ich befahl ihm, sich vornüber zu beugen und schlug ihn mit der Hand auf den Po. Dabei beschimpfte ich ihn, er sei ein Versager und dass er es nie zu etwas bringen würde, solange er nachts an seinem Schwanz rumspielte. Er begann sofort zu jammern: „Mutti, bitte nicht, ich werde auch ganz brav sein!“

Sein Jammern und Klagen wurde immer lauter und plötzlich schrie er: „Es ist genug, ich kann nicht mehr.“

Aber ich hörte nicht auf, setzte mich hin und legte ihn übers Knie, ich spürte, dass er meine Nähe und Wärme dabei brauchte. Immer wieder stammelte er: „Mutti, Mutti, bitte nicht, ich spiele mir nie mehr an meinem Schwanz und ich werde nie mehr Süßigkeiten aus der Kammer stehlen.“

Nach kurzer Zeit war sein Po ganz heiß und rot, aber er weinte noch nicht. Seine Erstarrung löste sich zwar, aber die ersehnten Tränen blieben aus. Er bot einen erbärmlichen Anblick. Ich ließ ihn los.

Er musste sich auf den Hocker setzen und auf den Boden sehen. Sein Gesicht schien verkrampft und er war den Tränen nahe, aber sie liefen nicht. Ich öffnete meine Bluse, zog meinen BH hinunter und drückte sein Gesicht an meinen großen, warmen Busen.

Das war es, was er brauchte nach der Tracht Prügel, den Trost. Sofort begann er jämmerlich zu weinen und ich hielt ihn solange fest an meinen Busen gedrückt, wie es nötig war, streichelte dabei seine Schulter und tröstete ihn mit den Worten: „Du bist ein guter Junge, aber du brauchst die Strafe doch auch, damit du groß und tüchtig wirst, ein richtig großer Junge!“

„Ja, Mutti, du hast Recht. Ich will mich in Zukunft auch bemühen, ich will alles machen, wie du es sagst.“

Dabei drückte er sein Gesicht fest an meinen Busen und klammerte sich verzweifelt an mich.

Ich ließ ihn gewähren, bis er sich selbst von mir löste. Mein ganzer Oberkörper war nass von seinen Tränen, aber es störte mich nicht. Stattdessen beobachtete ich, wie sich seine Gesichtszüge lockerten und seine Augen freundlicher blickten.

Er lachte!

„So frei habe ich mich schon lange nicht mehr gefühlt und dass ich das ausgerechnet bei dir in einem Dominastudio erfahre, ist ganz erstaunlich, das hätte ich nie gedacht.“

* * *

Er kam in den folgenden Wochen öfter. Am Anfang wöchentlich, manchmal sogar zwei Mal in der Woche. Das Spiel änderte er nur geringfügig und wurde es auch nicht weiter ausgebaut.

Das Einzige, was wir noch dazu nahmen, war sein Anus. Er erzählte mir, dass seine Mutti ihn immer am Po mit Creme eingerieben hatte, bevor sie bei ihm Fieber maß. Er musste oft krank gewesen sein. Das Eincremen hatte ihn sexuell erregt und so bekamen die Krankheiten in seinem Leben eine ganz neue, andere Bedeutung. Seine Mutti kümmerte sich mehr um ihn, sie massierte seinen Anus und steckte ihm sogar ein Fieberthermometer hinein.

Als besonders genussvoll hatte er es empfunden, wenn seine Mutti mit dem Finger den Anus massiert und dabei den Weg für das Thermometer gesucht hatte.

Ab dem zweiten Besuch befriedigte er sich selbst, nachdem er geweint hatte. Er fühlte sich nach der Bestrafung und dem anschließendem Trost so locker und so leicht, dass er Lust bekam. Irgendwann fing ich an, ihm dabei den Finger in den Po zu stecken wie seine Mutti früher!

„Du hast so eine sanfte Stimme, das fiel mir gleich auf, als ich dich das erste Mal anrief. Darf ich dich anrufen, wenn es mir mal schlecht geht und du nicht arbeitest, ich also nicht zu dir kommen kann?“, fragte er mich.

„Ja, das kannst du. Allerdings musst du mir die Zeit

dafür bezahlen.“

Er rief regelmäßig an und erzählte mir dabei sein ganzes Leben. Meine Kommentare empfand er als sehr hilfreich und schnell fühlte ich mich eher als seine Psychotherapeutin. Auf seine Frage: „Woher weißt du das alles? Und wieso hast du auf alles eine Antwort oder bringst mich dazu, diese für mich wichtigen Antworten zu finden?“, antwortete ich ihm, dass ich auch innig geliebte Menschen verloren hatte und deshalb genau wusste, wie er sich fühlte. So brach ich ein mir selbst gesetztes Tabu und erzählte ihm von meiner Trauer und vieles aus meinem Privatleben.

Einmal ging es ihm sehr schlecht. Ich war im Studio, aber er konnte nicht kommen. Er weinte und war nicht mehr zu beruhigen. Immer wieder kam mir das Gedicht „Stufen“ von Hermann Hesse in den Sinn und ich befahl ihm, ganz ruhig zu sein und aufmerksam zuzuhören:

Wie jede Blüte welkt und jede Jugend
Dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe,
Blüht jede Weisheit auch und jede Tugend
Zu ihrer Zeit und darf nicht ewig dauern.
Es muss das Herz bei jedem Lebensrufe
Bereit zu Abschied sein und Neubeginne,
Um sich in Tapferkeit und ohne Trauern
in andre, neue Bindungen zu geben.
Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft zu leben.

Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten,
An keinem wie an einer Heimat hängen,
Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen,
Er will uns Stuf' um Stufe heben, weiten.
Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise
Und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen,
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,
Mag lähmender Gewöhnung sich entrafen.

Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde
Uns neuen Räumen jung entgegenschicken,
Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden ...
Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!

„Bist du noch dran?“, fragte ich nach einer Weile.
„Ja“, sagte er. „Pia, das war wunderschön. Warum
kannst du so was auswendig? Es sind genau die Worte,
die ich gerade gebraucht habe. Sag mir noch einmal
das mit dem Anfang!“

„Nein, du wirst dir das Gedichtbändchen kaufen und es
lernen.“

„Oh ja, das mache ich. Was muss ich da kaufen?“ Ich
erklärte ihm, dass es zwar einen Band mit allen Gedich-
ten von Hermann Hesse gibt, aber er solle sich lieber
ein anderes Buch kaufen, in dem auch Texte andere
Dichter waren und von dem ich genau wusste, dass die
„Stufen“ drin sind. Er schrieb sich alles auf und bei sei-
nen nächsten Besuchen sagte er mir seine Erfolge auf.

„Du hast mir die Schönheit der Lyrik eröffnet“, sagte er
mir einmal. Von da an kam es öfter vor, dass wir im Stu-
dio saßen und er seiner Herrin Gedichte aufsagte. Für
einen Außenstehenden wäre das ein wunderliches Bild
gewesen, denke ich. Sein Spiel und sein Bedürfnis nach
Schlägen und Strafe waren manchmal gar nicht mehr
vorhanden.

Beim Abschied schüttelte er oft den Kopf und sagte.
„Dass ich ausgerechnet bei dir das finde, was ich schon
immer gesucht habe. Einen Menschen, der mich be-
rührt, der mich besser kennt als ich mich. Gedichte und
Therapie in einem Dominastudio, das glaubt mir kein
Mensch.“

Nach einigen Monaten rief er an und sagte, dass er
nicht mehr kommen würde, dass er mich nicht mehr
brauche. Ich sei für ihn nach seiner Mutter in seinem
ganzen Leben der wichtigste Mensch, gewesen, und
dass er mich nie vergessen würde. Er sei klar und inner-

lich geordnet aus dieser heftigen, aber kurzen Beziehung herausgegangen, aber eine wie auch immer gear-tete Beziehung zu einer Domina käme nicht mehr für ihn in Frage. Er wünschte mir für meinen Lebensweg alles Gute.

•*Inhalt meines Studiokoffers*

Manchmal, wenn nichts los war, besuchte mich mein Bodyguard auf einen Tee im Studio. Oft unterhielten wir uns dabei über Kunden oder auch Privates.

Doch eines Tages fragte er mich, was ich alles in meinem Studiokoffer hätte. Er war sehr neugierig, wusste aber nicht wirklich, was ich im Studio so alles machte und welche Utensilien ich dazu brauchen könnte.

Ich bekam Lust, für ihn mein kleines Schatzkästchen zu öffnen, es auszupacken und ihm alles zu erklären, denn ich wusste, wie sein Gesicht bald aussehen, wie erstaunt und wie erregt-interessiert er sein würde. Also holte ich den Koffer und machte ihn auf.

Als Erstes kam ein kleines Täschchen zum Vorschein, dieses legte ich aber beiseite. Darin waren Kliniksachen, die ich ihm erst später zeigen wollte.

In eine Plastiktüte gepackt, lag obenauf mein Umschnalldildo. Ich wickelte ihn aus und zeigte, wie er umzulegen und zu handhaben ist. Darunter befand sich eine Tüte mit Kondomen und eine weitere mit Wäscheklammern für Klammerspiele. Ein Hundehalsband mit Kette für den Sklavenhals, eine Rolle breites, festes Klebeband, Kabelbinder und Handfesseln, gut geeignet für jede Form von Fesselspielen. Für Bestrafungen hatte ich auch immer einen Kochlöffel dabei. Es erstaunte mich immer wieder, wie oft das gewünscht wurde, besonders von sehr jungen Männern.

Für Wachsspiele durften eine Kerze und Streichhölzer nicht fehlen. Zur Sicherheit hatte ich auch immer ein Teelicht dabei, falls im Studio einmal wieder keine mehr waren und ich dennoch etwas Atmosphäre in den Raum zaubern wollte.

Meine neueste Errungenschaft zeigte ich ihm auch stolz. Ich hatte mir ein Set aus echtem Leder für Schwanzbondagespiele zugelegt. Darin waren zwei Teile: ein breites Riemchen für den Hodensack und ein langes, schmales

Riemchen, auf dem noch weitere drei Riemchen quer befestigt waren, die am Penis angelegt wurden. Die lange Kordel, so erklärte ich unserem Bodyguard, diene zum Abbinden von Glied und Hodensack.

Für Analspiele hatte ich verschiedene Formen und Größen an Dildos in meinem Koffer. Einen sehr kleinen für den Anfang oder für Kunden, die zum ersten Mal eine Analdehnung wollen, einen Analplug, der am äußeren Ende dünn ist und dann immer dicker wird und einen großen Dildo mit Rillen. Ich zeigte ihm meine Einmalhandschuhe, das Gleitgel und das Melkfett und erklärte, wie ich erst die Dildos mit Kondomen ausstattete, die Fingerlinge oder Gummihandschuhe anzog und dann erst einmal mit den Fingern und viel Melkfett den Anus einreibe, langsam mit dem Finger eindringe und behutsam dehne.

Sterilium für die Handdesinfektion war immer dabei sowie Hautdesinfektionsmittel für die Klinikspiele.

Als ich das kleine Täschchen öffnete, wurde er immer neugieriger. Ich packte Nadeln in verschiedenen Größen für Nadelungen und Spritzen aus, sowie Katheter und die dazugehörigen Urinsäckchen. Ein Fieberthermometer, Klistier, Salzlösung für Unterspritzungen, steriles Gleitgel in einer Spritze für Katheterisierungen, lange Handschuhe für den ganzen Arm für Extremuntersuchungen des Darms und Pflaster waren ebenfalls Bestandteile in meinem Täschchen. Als ich das Skalpell auspackte, zuckte er zusammen und sagte, dass ich ihm lieber nicht erklären solle, was ich damit anstellen würde.

Um eine Kliniksession so authentisch wie möglich erscheinen zu lassen, benötige ich dazu neben Klinikkleidung auch Mundschutz und Haube, wie sie in einem OP verwendet werden. Manchmal wurden Intimirasuren gewünscht, dafür hatte ich eine Packung Einmalrasierer dabei. Sogar Massageöl war in meiner Tasche. So eine richtig fetzige Bizarrmassage war etwas Feines, auch für mich.

Als ich die Trillerpfeife auspackte, war er mehr als er-

staunt. Wozu ich so etwas denn bräuchte? Ich musste herzlich lachen. Sportstunde hatte ich auch schon gehalten und ich als gestrenge Lehrerin hatte den Schüler gezüchtigt, weil er nicht die ausreichende Menge an Liegestützen schaffte.

Visitenkarten hatte ich mir einmal gemacht, um Kunden meine Karte mitzugeben. Aber die meisten lehnten das ab, da fast alle Kunden verheiratet waren. Meist waren es liebe Familienväter, ein Kunde hatte sogar fünf Kinder!

•Baby Heinz

Er war als Kind nie gestillt worden. Frauen mit großen Brüsten waren für ihn das Größte. Schon beim ersten Kontakt am Telefon galt die erste Frage meiner Körbchengröße. Da ich in der Beziehung ausreichend etwas zu bieten habe, fragte er, ob ich auch Babyerziehung mache. „Klar mache ich das, gern sogar“, antwortete ich ihm.

Wenn er kam, steckte ich ihn zuerst einmal in die Badewanne, wusch ihm die Haare und redete dabei mit ihm wie eine Mutter, die gerade ihr Baby badet.

Ich war während der Sessions mit ihm niemals in Dominaoutfit, sondern zog meine Kleidung an, mit der ich an dem Tag ins Studio kam.

Nachdem ich ihn abgetrocknet hatte, legte ich ihn aufs Bett, cremte ihm den Penis, den Hodensack und seinen Po ein und puderte alles, bevor ich ihm eine Windel anzog. Dabei steckte er entweder den Daumen in den Mund oder wenn er jammerte, schob ich ihm einen Schnuller in den Mund. Er schnurrte dabei wie eine Katze.

Wenn ich meine Bluse öffnete, bekam er ganz große Augen. Dabei ließ ich mir viel Zeit und oft dachte ich dabei, wenn er ein Hund wäre, würde er spätestens in diesem Moment das Sabbern anfangen. Ich setzte mich auf das Bett und legte seinen Kopf auf meinen Schoß. Erst leckte er meine Warze nur ein bisschen und wenn sie groß und hart geworden war, nahm er sie sacht zwischen seine Lippen und saugte daran. Meist regte sich schnell sein Schwanz unter der Windel und ich konnte deutlich sehen, wie er wuchs und sich unter der Windel abzeichnete. Wenn er anfang, langsam über seine Windel zu streicheln, schlug ich mit der flachen Hand auf seine Finger und schimpfte: „Na, was ist das denn für ein böser Bube, dort fasst man sich doch nicht hin!! Das ist bäh!!“

Er hörte dann sofort auf zu saugen und fing an zu wei-

nen.

„So, nachdem mein Kleiner nun satt ist, gehen wir aufs Töpfchen!“, sagte ich, während ich ihn mit ins Bad nahm und ihm dort die Windel auszog. Von zu Hause hatte ich einen Aufsatz für die Toilette mitgebracht und unter den Klodeckel gelegt.

„Jetzt setz dich mal da drauf und mach mal schön Pipi!“, sagte ich sanft und ging danach kurz aus dem Bad.

Als ich wiederkam, schaute ich, ob er was „gemacht“ hat. Wenn nicht, schimpfte ich: „Du bleibst so lange dort sitzen, bis du Pipi und eine Rolle gemacht hast!“ Meist fing er an zu heulen und versuchte aufzustehen.

„Du bist ein ungehorsames Kind“, schrie ich ihn an und fesselte seine Hände und Füße. Die Ketten legte ich um das Fallrohr hinter der Toilette, sodass er sich nicht mehr bewegen konnte und sitzen bleiben musste.

Er fing an zu jammern und zu weinen: „Mama nein, Mama nein!“ Aber ich blieb konsequent. Er musste sitzen bleiben. Sein Schwanz war groß und hart, stellte sich mir entgegen, er konnte unmöglich damit pinkeln. Ich fing an, ihn ganz sacht zu wichsen. Er stöhnte vor Verlangen, aber ich ließ ihn los, steckte den dicken Schwanz in die kleine Öffnung des Kinderklorings zurück und brüllte wieder: „Los jetzt, du kleiner Teufel, du machst sofort Pipi oder es gibt was auf den Po.“ Ich schlug ihm mit der flachen Hand auf die Oberschenkel. Mehrere Male und immer auf die gleichen Stellen, wobei er anfang zu weinen.

Das brachte ihn so richtig in Fahrt und er stöhnte laut auf, als ich seinen Schwanz in die Hand nahm und ihn kräftig rieb. Es dauerte nie lange, bis er kam und unter lautem Lustgeschrei ließ er seine warme Sahne in die Toilette laufen.

„Brav, mein Kleiner, hast du schön Pipi gemacht!“, sagte ich und streichelte ihm über den Kopf.

Mit der Zeit änderte sich unser Spiel. Manchmal kam er schon mit einer Windel am Po, die er den ganzen Tag

trug. Er fand es sogar toll, als Kraftfahrer nicht wegen einem Toilettengang anhalten zu müssen, er pinkelte dann einfach in die Windel. Wenn er mit mir einen Termin vereinbart hatte, würde er am Abend sowieso gebadet werden. Ich fand das ziemlich extrem, weil so eine Windel, den ganzen Tag über getragen und voll gepinkelt, entsprechend roch.

Wenn seine Frau am Abend nicht da war, ließ er sich einen kleinen Einlauf machen und die Windel anziehen, damit er auf dem Heimweg genüsslich in die Windel scheißen konnte und seine Frau von seinen Neigungen nichts bemerkte.

Besonders erregend fand er es, wenn ich ihm eine Windel anzog und ihn damit einkaufen schickte. Er bekam die Aufgabe, im Laden, während er beispielsweise beim Bäcker die Brötchen für mich bestellte, in die Windel zu pinkeln. Kam er zurück und die Windel war trocken, gab es eine Bestrafung. Meist legte ich ihn übers Knie und schlug ihn mit der Hand, was er immer sehr genoss.

•*Letzter Liebesdienst*

Mit Sexualität war ich schon immer ziemlich locker umgegangen, ich hatte vor meiner Ehe viele Bettgeschichten gehabt und probierte gern Neues aus. Mit der Sexualität jedoch während einer Sterbebegleitung konfrontiert zu werden, war am Anfang etwas befremdlich.

Ich weiß noch, wie erschrocken ich war, als ich im Altenheim einen Sterbenden besuchte und er mich um einen letzten Liebesdienst bat. Was er sich denn wünsche, fragte ich ihn arglos. Da schlug er die Decke zurück und zeigte auf seinen Penis. Er hatte nur ein Schlafanzugoberteil an und keine Hose. Ich glaubte, meinen Augen nicht zu trauen. Zwar dachte ich mir, um was es geht, aber ich war weit davon entfernt, das zu tun. Unter einem Vorwand verließ ich das Zimmer, nicht ohne die Decke wieder über ihn zu legen.

Draußen traf ich eine Pflegerin und erzählte ihr alles. Sie sagte, dass es durchaus passierte, dass sterbende Männer auch noch kurz vor ihrem Tod sexuelle Wünsche hatten und dass sie persönlich diese erfüllen würde, weil sie denke, dass die Menschen auch am Ende ihres Lebens, so kurz vor dem Tod, auch noch Triebe haben und dass dies wohl das Letzte sei, das versage, trotz Schmerzen und Siechtum.

„Die Schwester Florentine macht es auch. Da im Nachttischchen nimmst du dir das Geld raus“, sagte er leise, als ich wieder ins Zimmer kam. Schwester Florentine war die Stationsleiterin. Ich war schockiert. Nicht, weil sie sterbenden Männern noch einen runterholte, sondern weil sie Geld dafür nahm. Hospizhelfern war es untersagt, und das musste ich unterschreiben, Geld oder sonstige Geschenke von den Patienten zu nehmen. Ich beschloss, mich nicht darum zu kümmern, was andere taten oder dachten, aber ich beschloss, diesen Liebesdienst auszuführen, ohne das Geld zu nehmen. Ich fand es schäbig, sich dafür bezahlen zu lassen,

denn was war es denn dann anderes als Prostitution?

Nun war ich diejenige, die die Decke wieder zurück-schlug.

In der Zwischenzeit hatte er ins Bett gepinkelt. Alles war nass, die Bettdecke, das Laken und sogar sein Schlafanzugoberteil, es stank fürchterlich. Er griff nach meiner Hand und sagte: „Wenn du jetzt die Schwester holst, dann kriege ich gleich wieder die Windel an.“ Ich nickte nur und begann, sein Glied sanft zu massieren und seine Hoden vorsichtig zu kneten. Er schloss die Augen.

Eine Erektion hatte er nicht mehr so, wie er es als jüngerer Mann sicher gehabt hatte, aber ich spürte eine leichte Verfestigung und Vergrößerung. Der Uringeruch biss in meine Nase und ich wäre gern weggelaufen.

„Ist schon fertig“, stöhnte er plötzlich. Ich hatte nichts bemerkt, kein Zucken, kein Sperma, nichts. Er nahm meine Hand und sagte: „Danke.“ „Bevor ich gehe, schicke ich die Schwester rein, damit Sie neu gebettet werden und morgen komme ich um die gleiche Zeit wieder.“

Nachdem ich mir die Hände gewaschen hatte und gehen wollte, rief er: „Halt, das Geld!“, aber ich ging einfach.

Einige Male war ich noch bei ihm, bevor er starb. Er bat nicht bei jedem Besuch um einen Liebesdienst, aber beim letzten schon! Und immer hatte er für mich etwas anderes auf das Nachttischchen gelegt. Er dachte, dass ich nur kein Geld wollte und legte deshalb Pralinen oder Schokolade, einmal sogar Blumen hin. Ich nahm nie etwas.

Bei meinem letzten Besuch sagte er, ehe ich hinausging: „Sie sind ein Engel, wissen Sie das?“

Ekel war es nicht, ich war eher unangenehm berührt, da ich Sexualität an dieser Stelle nicht als lustvoll ansah, sondern sie wohl eher dazu diente, das Leben festzuhalten. Damals hatte ich es aus Nächstenliebe getan oder weil ich in der Hospizhelferausbildung gelernt hatte,

dass wir den Wünschen der Sterbenden nachgeben sollten, auch wenn es den Anordnungen des Arztes widersprach. Aber da hatten wir über Zigaretten für jemanden, der Lungenkrebs hat, gesprochen oder über eine leckere Erdbeertorte für die schon blinde Diabetikerin.

Gehörte der letzte Liebesdienst auch dazu?

In diesem Sterbezimmer fragte ich mich zum ersten Mal, warum ich das eigentlich tat, mich in den Dienst von Sterbenden und Trauernden zu stellen und das mit einer Selbstverständlichkeit und Demut, die ich selbst nicht verstand. Aber das war schon immer so gewesen, ich stellte mich immer auf die Seite der Schwächeren. Um mich selbst groß und stark dabei zu fühlen? Bis heute weiß ich das nicht. Es war mir auch immer egal. Ich fühlte mich von einer unsichtbaren Macht dazu getrieben. Wo immer ich Leid und Bedrängnis sah, musste ich meine Begleitung anbieten. Erhielt ich eine Absage, empfand ich das eher als positiv denn als Ablehnung mir gegenüber, denn diese Menschen würden alleine zurechtkommen. Vielen reicht es, die Gewissheit zu haben, zu jemandem gehen zu können, der sie versteht, wenn sie nicht mehr weiterwissen. Dies gibt ihnen Sicherheit.

Aber vielleicht gab ich einfach nur das weiter, was ich selbst als Zuwendung mir fremder Menschen erfahren hatte?

* * *

Nach Felix' Tod schien unser aller Leben zu Ende zu sein. In den ersten Wochen war es gar nicht möglich, einen Alltag ohne ihn zu finden. Es war ein Vegetieren, mehr nicht. Warum sollte ich mich waschen? Den Kindern Essen kochen? Wozu? Durch den Schmerz um Felix vergaß ich die Kinder, die noch da waren und die mich brauchten. Tagelang saß ich auf der Couch im Wohnzimmer, die Haare fettig und die Hautfarbe in einem einzigen Grauton.

Eines Tages klingelte es, und als ich öffnete, stand die

Pfarrerin vor der Tür. Zwischen mir und ihr stand ein Kinderwagen. Es war ihr Kind, ich erinnerte mich, dass sie an Felix' Todestag davon gesprochen hatte.

„Wie geht es Ihnen?“, fragte sie mich und lächelte mich an. Ich konnte es nicht fassen. Sie, die uns derart im Stich gelassen hatte, stand nun vor der Tür und präsentierte mir ihr Baby!

In meiner Fantasie schrie ich sie an, sie solle einfach ihr blödes Balg nehmen und verschwinden, was sie sich eigentlich dachte, so mit mir umzugehen und ob sie es als ihre heilige Pflicht ansah, bei mir zu klingeln, oder ob es ihr Chef angeordnet hätte? Statt dessen stand ich da und sah sie nur mit unbeweglichem Gesicht an. Dadurch verunsichert, plapperte sie drauflos. Ich verstand kein Wort von dem, was sie sagte, ich starrte nur auf ihren Mund und verspürte das Verlangen, sie zu würgen. In mir tobte es und gleichzeitig fühlte ich Resignation. Ich beendete dieses unwürdige Schauspiel, indem ich wortlos vor ihrer Nase die Tür schloss.

* * *

Am Abend kam Robert heim, blass sah er aus, um Jahre gealtert. Noch bevor ich ihm von diesem unglaublichen Vorfall berichten konnte, fing er wie fast an jedem Abend an zu weinen und jammerte sich über den Tag in der Firma aus. Ein Abgrund tat sich auf. Ich selbst kam mit gar nichts mehr zurecht, hatte die Kinder und deren Trauer am Hals und am Abend kam Robert heim und lud seine ganze Anspannung vom Tag auf mir ab. Heiße Wut stieg in mir hoch und ich brüllte, wie ich noch nie in meinem Leben gebrüllt hatte. Meine Stimme überschlug sich, nach dem zweiten Satz schon brannte mein Hals, die Tränen liefen mir über das Gesicht. Robert, vom ganzen Ausmaß meiner Verzweiflung überwältigt, sah mich erschrocken an.

„So kann es nicht weitergehen“, sagte er in verängstigt leisem Ton. Brüllend antwortete ich: „Da hast du Recht. Wenn du dir nicht woanders Hilfe suchst und mich end-

lich mit deinem Mist in Ruhe lässt, ziehe ich mit den Kindern aus.“

In den darauffolgenden Wochen redeten wir kaum mehr als fünf Sätze miteinander. Das erlebte ich allerdings mehr als Erleichterung, denn besser, er redete gar nicht mit mir als über seine Trauer. Aber dennoch konnte es nicht so weitergehen.

In der Zeitung las ich von der Gründung eines Hospizvereins in meiner Nähe, dort wurde eine Trauergruppe angeboten. Ich legte Robert einen Zettel mit dem Termin und den Zeitungsbericht auf seinen Nachttisch, er nickte nur.

* * *

Anna war eine kleine, schlanke Frau mit langen dunkelblonden Haaren. Sie war etwa Mitte 60 und hatte einen gutmütigen Gesichtsausdruck, der beruhigend auf mich wirkte. Von Beruf war sie Psychotherapeutin und sie leitete die Trauergruppe. Nachdem sich alle Teilnehmer in einen Kreis gesetzt hatten, begann sie, ein Gedicht zu sprechen. Heute weiß ich nicht mehr, welches Gedicht es war, ich weiß nur noch, dass ich sofort weinen musste. Mein Schluchzen war so laut, dass sie ihr Gedicht nicht beenden konnte oder wollte. Sie sagte mit sanfter Stimme zu mir: „Erzählen Sie es uns!“

Da brach alles aus mir heraus. Zum ersten Mal seit der Beerdigung erzählte ich. Der Blick in die Gesichter der Anwesenden verriet mir, dass sie geschockt waren. Eine Frau starrte mich an und hatte Tränen in den Augen. Die unbändige Masse an Geschehnissen drängte ins Freie und ich hätte nicht aufhören können, von unserem Unglück zu erzählen. Es war, als verteilte ich den ganzen Schmerz auf die Schultern der Zuhörer. Mir wurde immer leichter und als ich fertig war, weinte ich nicht mehr.

„Dann können wir jetzt mit unserer Runde beginnen?“, fragte sie mich. Ich nickte. Reihum stellten sich alle Teilnehmer vor und erzählten von ihrer Geschichte und davon, wie sie mit der Trauer um ihren Verstorbenen umgingen. Ich weiß noch, wie froh ich war, all das von den Anderen zu hören, ich stand nicht alleine da und ich wusste: jeder der hier Anwesenden verstand mich sehr gut.

Dann war Robert an der Reihe. Er sagte mit bebenden Lippen seinen Namen und verstummte dann sofort. Anna fragte ihn: „Und um wen trauern Sie?“

„Um Birgit“, antwortete er und blickte dabei auf den Boden.

„Birgit, wer ist Birgit?“, dachte ich. Ich glaubte, meinen Ohren nicht zu trauen. Es war, als schlänge er mir mitten ins Gesicht. Anna sah mich erschrocken an. Ich holte tief Luft und wollte etwas sagen, aber Anna schüttelte flehend den Kopf. Ihr, und nur ihr, hatte ich es zu verdanken, dass diese fragile Situation nicht eskalierte.

„Erzählen Sie weiter“, bat sie Robert. Er fing an zu sprechen, ohne mich anzusehen. Ich hörte seine Worte als einzige Demütigung und wäre so gern geflüchtet. Mitleidig sahen mich die anderen Teilnehmer an. Anna schaute nur auf Robert, aber ich wusste um ihre Sorge um mich, das tat mir gut.

* * *

Am nächsten Morgen rief sie mich an und wir redeten lange miteinander. Sie erklärte mir, dass Roberts Trauer um seine erste Frau noch nicht verarbeitet war und es ein ganz natürlicher Vorgang sei, wenn sie bei einem erneuten Fall mächtig zu Tage tritt und den aktuellen Todesfall überschattet. Rational betrachtet war mir das völlig klar. Aber meine Gefühle waren die einer gedemütigten betrogenen Ehefrau.

Regelmäßig besuchten wir den Gesprächskreis. Dort

konnte ich meine Wut über die Menschen loswerden, die die Straßenseite wechselten, wenn sie mich sahen. Oder die, die mich mit dem Rat: „Ihr könnt ja noch viele Kinder haben!“ mehr vertrösteten, als Mut machten. Mit dem Finger zeigte man auf mich, da bekannt war, dass die Kripo ermittelt hatte. Das war zwar üblich bei Kindern unter einem Jahr, aber das schien niemanden zu interessieren. Für die Leute waren wir weiterhin Verdächtige. Das Thema Tod war ohnehin mit einem Tabu belegt. Jeder hatte Angst davor, aber keiner wollte sich damit beschäftigen.

Anna wusste um die Wirkung der Lyrik auf die Menschen und wann immer eine Möglichkeit gegeben war, ein Gedicht zu rezitieren, tat sie das. Einige sprach sie, ohne sie abzulesen, manche aber nicht. Immer, wenn sie eines vorlesen wollte, ich es aber auswendig konnte, fiel ich ihr ins Wort und sagte es auf. So auch das Gedicht von Hermann Hesse:

Jetzt bist du schon gegangen, Kind,
und hast vom Leben nichts erfahren,
indes in unsren welken Jahren
wir Alten noch gefangen sind.

Ein Atemzug, ein Augenspiel;
der Erde Lust und Licht zu schmecken;
war dir genug und schon zu viel;
du schliefest ein, nicht mehr zu wecken.

Vielleicht in diesem Hauch und Blick
sind alle Spiele, alle Mienen,
des ganzen Lebens dir erschienen,
erschrocken zogst du dich zurück.

Vielleicht wenn unsre Augen, Kind,
einmal erloschen, wird uns scheinen,
sie hätten von der Erde, Kind,
nicht mehr gesehen als die deinen.

Die Gruppe tat Robert und mir sehr gut. Meistens weinte ich die ganze Zeit, ob ich redete oder nur zuhörte. Niemand sonst weinte so viel wie ich.

„Warum muss ich so viel weinen?“, fragte ich einmal. Anna antwortete: „Wer weint, ist lebendig!“

Die Fahrt von den Gesprächskreisen nach Hause war einige Wochen lang die einzige Zeit, in der Robert und ich miteinander redeten. Zu Hause waren wir uns noch lange fremd und wir lebten wortlos nebeneinander her.

Einmal nahm ich meine kleine Tochter Sonja mit in die Gruppe. Sie war so still geworden, ich wusste mir keinen Rat mehr. Viele Male saßen wir Erwachsenen in der Gruppe und haben unseren Kummer und unsere Trauer hinausgeweint. Sonja trauerte auch, sie hatte aber keine Gruppe. Zurückhaltend, immer höflich, aber steif nahm sie am Familienleben teil, auch in der Schule war das so.

Sie sagte nur ihren Namen, sonst nichts. Alle saßen nah beieinander und erzählten von sich. Ich machte mir Sorgen, weil sie nichts sagte. Anna wusste, wie immer, um meine Gedanken und sagte: „Dabei sein ist das Wichtigste für uns.“ Sonja hörte mit so viel Mitgefühl zu, waren es doch fremde Menschen für sie. Doch dann schluckte sie, atmete tief und schwer, strich sich die dunklen Haare aus der Stirn und erzählte, wie es war, als Robert geschrien hatte: „Unser Baby ist tot!“

Sie berichtete, wie sie es empfunden hatte, als der Notarzt kam, später die Polizei, die sich vergewissern wollte, ob auch niemand den kleinen Bruder umgebracht hatte. Das Geschehen der ersten Tage nach seinem Tod, die Verzweiflung von uns als Eltern und das Geschrei von Alexander: „Der Felix soll wieder da sein!“ Von der Beerdigung und wie stolz sie darüber gewesen war, den Sarg auch mit tragen zu dürfen!

Sie erzählte leise, unaufhaltsam liefen die Tränen, tropften auf ihr T-Shirt, auf ihre Jeans. Jemand hielt ihr ein Taschentuch hin, aber sie schüttelte den Kopf. „Ich will es laufen lassen. Es kann jeder sehen!“

Sonja konnte ihre Trauer erstmals ohne Hemmungen zeigen, ihre Trauer über den Doppelverlust: den des Brüderchen und den der Eltern, der Eltern zumindest, die wir einmal gewesen waren vor dem Tod von Felix.

Irgendwann erzählte mir Anna, dass eine Hospizhelferschulung stattfinden sollte und dass sie mich gern dabei hätte. Ich mochte Anna und die Tatsache, dass ich sie dann über einen längeren Zeitraum ohne Robert treffen könnte, motivierte mich, die Schulung zu absolvieren.

Während dieser Zeit lachte ich zum ersten Mal wieder ganz herzlich, weil jemand bei der Mittagspause einen Witz machte. Ich lachte laut auf, erschrak aber gleichzeitig sehr darüber und schämte mich in Grund und Boden. Tränen standen mir in den Augen und ich war plötzlich ganz verzweifelt. ‚Mein Kind ist tot und ich sitze hier und lache‘, dachte ich. Da kam Anna zu mir, fasste mir ans Kinn, damit ich sie ansehen musste und sagte: „Du darfst das! Hörst du? Das ist erlaubt!“

Die Schulung war in jeder Hinsicht eine Bereicherung für mich. Je mehr ich erfuhr und lernte, desto inniger wurde mein Wunsch, Menschen in den letzten Tagen oder Wochen beizustehen. Über das Hospiztelefon bekam ich Patienten vermittelt, die ich privat oder im Alten- und Pflegeheim besuchte.

* * *

So traf ich auf Hertha. Sie war 65 Jahre alt, hatte Krebs und furchtbare Angst vor dem Tod. Die Angehörigen waren damit überfordert, denn mit der Pflege hatten sie genug zu tun. Hertha sollte bis zu ihrem Tod daheim bleiben dürfen. Also besuchte ich sie alle zwei bis drei Tage. Sie fasste schnell Vertrauen zu mir. Johannes, den ich inzwischen geboren hatte, schloss sie gleich mit in ihr Herz. Anfänglich dachte ich, er würde stören, denn er weinte meist in fremder Umgebung. Bei Hertha nicht. Ich legte Johannes zu ihr ins Bett oder er krabbelte unter ihr Bett und spielte auf einer Decke. Wenn er zu

Hause noch unruhig gewesen war, dann beruhigte er sich schnell bei ihr, er war wie verzaubert. Er schlief sogar einmal an sie gekuschelt ein. Sie betrachtete ihn innig und dabei erzählte sie mir, dass sie auch ein Kind verloren hatte. Es war behindert auf die Welt gekommen und obwohl es acht Monate gelebt hatte, habe es nicht ein Mal gelächelt. Ich erzählte ihr von Felix und so saßen wir beiden Frauen lange und weinten miteinander.

Nach kurzer Zeit wusste ich alles über sie. Nie hatte ich so viel über die Menschen und das Leben gelernt wie in dieser Zeit. Die Besuche bei Hertha waren keine Überwindung oder gar Arbeit für mich, im Nachhinein fragte ich mich sogar, ob sie mir nicht mehr half als ich ihr.

Als sich ihr Zustand drastisch verschlechterte, wurde ich gerufen. Sie war unruhig, ihr Gesicht angespannt. Fieber machte ihr zu schaffen. Die Angehörigen sahen abweisend zu Johannes.

„Ich lasse ihn niemals aus den Augen. Entweder er darf mit hinein oder ich gehe wieder.“ Sie ließen mich zu ihr. Ich nahm Johannes hoch und er streichelte Herthas Gesicht. Ich war überrascht, wie schnell sie sich beruhigte. Johannes krabbelte wie immer unter ihr Bett und spielte. Sein Plappern ertönte im Raum.

Nach einer Weile verfinsterte sich ihr Gesicht wieder und sie schien Angst zu haben. „Was ist?“, fragte ich.

Sie antwortete nicht.

„Das geht schon seit gestern so“, sagte ihr Sohn besorgt, „manchmal ruft sie und fuchtelt wild mit den Armen.“

Ich nahm ihr Gesicht in meine Hände und streichelte ihr mit dem Daumen von der Nasenwurzel über die Augenbrauen bis hin zu den Schläfen. Aber das war auch nur eine kurzzeitige Erleichterung.

„Ich bleibe bei ihr, erholt euch ein bisschen“, sagte ich zu ihren Angehörigen und dann war ich mit ihr und Johannes alleine.

Plötzlich riss sie die Augen auf und starrte angsterfüllt an die Decke. „Was ist da?“, fragte ich sie. Sie murmelte unverständliche Worte und rang dabei nach Atem. Dann

hatte ich einen Geistesblitz. Ich nahm ihr Gesicht in meine Hände und sagte mit fester Stimme: „Geh weiter! Dein Junge wird auf dich warten und er wird dich anlachen!“ Ich sagte es ihr zwei Mal, da sie beim ersten Mal so laut stöhnte und ich dachte, sie hörte mich nicht. Nach dem zweiten Mal fing sie an zu strahlen. Ihr Gesicht fing an zu leuchten und sie beruhigte sich schnell. „Was hast du mit ihr gemacht“, fragte mich ihre Tochter am nächsten Tag.

„Wieso?“, fragte ich zurück. „Sie war die ganze Nacht und heute Morgen ganz ruhig.“

„Ich weiß es nicht“, antwortete ich ihr, obwohl ich es genau wusste.

Mein letzter Tag bei ihr war an einem Sonntag. Johannes konnte ich daher bei Robert lassen. Hertha lag ruhig im Bett, war aber nicht mehr ansprechbar. Ihr Sohn stand am Fenster und starrte hinaus. Mit einem Kopfnicken begrüßte ich ihn und sagte, er könne nun gehen, wenn er wolle, aber er tat, als hörte er mich nicht.

Es war mir zu langweilig, nur dazusitzen und nichts zu tun. Auf dem Nachttischchen sah ich ein Gesangbuch liegen.

„Gehört das Ihrer Mutter?“, fragte ich. Ihr Sohn nickte. Ich nahm es. Es war abgegriffen, einige Blätter lagen lose darin. An manchen Stellen waren Lesezeichen eingeschoben. Ich öffnete das Gesangbuch und sah, dass Herthas Lieblingslieder angekreuzt waren. Auf leere Stellen der Seiten hatte sie Gedichte dazu geschrieben. Zum Abschied las ich ihr laut vor, was sie handschriftlich hineingeschrieben hatte und ich las ihre gekennzeichneten Lieblingslieder.

In der Nacht starb Hertha. Sie hat mich reich gemacht und ich werde sie nie vergessen. Manchmal, wenn ich noch sehr traurig war, sah ich in Gedanken ihr Strahlen wieder und es ging mir sofort besser.

Zum Leichenschmaus waren Johannes und ich eingeladen. Er bekam die Spielsachen geschenkt, mit denen er bei ihr gespielt hatte und ich ihr Gesangbuch.

•Der Wechselspieler

Nach jedem seiner Besuche fragte er mich, ob ich einmal switchen würde und jedes Mal hatte ich abgelehnt. Bei diesem Besuch war es anders. Gleich im Vorgespräch fragte er, ob ich mir vorstellen könnte, die andere Seite auszuprobieren.

„Ich mache kein Wechselspiel. Ich bin ausschließlich Domina“, sagte ich ihm. Dennoch fragte ich: „Wie würdest du dir denn so etwas vorstellen?“

„Ich weiß ja nicht, was Sie mitmachen und was nicht. Aber ich stelle mir ein Spiel in der Klinik auf dem gynäkologischen Stuhl vor. Erst verwöhne ich Sie und dann Sie mich“, erläuterte er.

Das Studio war neu und die Klinik noch nicht benutzt worden. Der Gedanke, ich könnte mit ihm die Klinik einweihen, gefiel mir. Die Utensilien fehlten zwar noch, aber das ließ sich schnell einrichten, ich hatte ja alles in meinem Studiokoffer.

„Das Spiel würde dir sicher zu langweilig werden, denn ich lasse mich nicht fesseln und wir werden keinen Sex haben!“, erklärte ich ihm.

„Das ist schon klar. Ich will Sie einfach mit Dildos und meinen Händen verwöhnen und mit dem Spekulum untersuchen, ohne Schmerzen, ohne Fesselungen, ohne Sex, versprochen!“, entgegnete er.

Mit gesenktem Kopf stammelte er weiter: „Ich habe noch nie eine Fotze so richtig angesehen ... so im Licht, meine ich ... so ganz nah vor mir ... meine Frau ist da sehr komisch.“ Inzwischen war er knallrot geworden.

Er war einer meiner Lieblingskunden, er genoss die Sessions und machte immer gut mit. In seinen Augen las ich sein Flehen, diesen Blick, den ich auch von anderen Kunden so gut kannte. Meist konnte ich das Verlangen meiner Kunden tief in meinem Bauch mitempfinden. Es musste sehr schwer sein, seine innigsten Wünsche stets zu unterdrücken und dennoch bei dem Men-

schen zu bleiben, der die Erfüllung dieser Sehnsüchte versagte. Er musste es sich in seinen Träumen schon lange ausgemalt haben. Ich hatte Vertrauen zu ihm und sagte, ich wolle mich auf dieses neue Spiel einlassen, obwohl mir ziemlich mulmig zumute war.

Während er im Bad war, stattete ich die Klinik mit dem nötigen Material aus und da es noch kein Licht in dem Raum gab, stellte ich überall Kerzen auf. Die Atmosphäre empfand ich dadurch als sehr warm und ruhig. In dem sonst so sterilen kalten Raum hätte ich mich nicht gern untersuchen lassen. Ich dachte mir, ich stelle mir einfach eine Untersuchung beim Frauenarzt vor.

Als er aus dem Bad kam, leuchteten seine Augen. Ich zeigte ihm alles, vor allem die Dinge, die er für mich benutzen durfte und wie. Eigentlich hätte er ganz nervös werden müssen, aber das Gegenteil war der Fall, er wurde immer ruhiger. Das wiederum beruhigte mich.

Nachdem ich ihm alles erklärt hatte, sagte ich: „Wir können beginnen. Was soll ich machen?“ Er bat: „Erst einmal ganz ausziehen, bitte.“

Langsam machte ich den Reißverschluss meines Kleides auf und zog es aus. Einen Slip hatte ich nicht an und der BH war auch schnell ausgezogen.

„Auch die halterlosen Strümpfe?“, fragte ich.

„Ja, die auch. Ich will dich ganz nackt sehen und anschauen“, antwortete er und musterte mich. Ich sah, dass ihn das sehr erregte, denn sein Penis war schon jetzt ganz steif. Seine Augen musterten meine Brüste, seine Hände kneteten sie sanft.

Er kam noch weiter auf mich zu und schob mich auf den Stuhl, drückte mir die Beine auseinander und legte sie auf die Schalen. Es war ein seltsames Gefühl, so vor ihm zu sitzen, mit offener Scham. Aber es war nicht unangenehm mit ihm. Neugierig, aber auch aufmerksam wollte ich verfolgen, was er tat.

„Ganz nass ist sie, sie glänzt und sie riecht wunderbar“, schwärmte er.

Mir war gar nicht aufgefallen, wie sehr mich diese gänzlich unbekannte Situation erregte. Meine Scheide war tatsächlich nass und meine Brustwarzen hart und dunkel, ein sicheres Zeichen für meine Erregung.

Er zog sich Gummihandschuhe an und streichelte meine Möse, er untersuchte die Schamlippen, die Klitoris und sämtliche Falten.

„Ich habe das wirklich noch nie so genau angesehen“, sagte er plötzlich. „Noch nie hat mir das eine Frau erlaubt. Danke! Es ist wunderschön mit dir! Dass du mir das gestattest, ist Klasse!“

Er führte vorsichtig das Spekulum ein und öffnete es, damit er eine gute Sicht hatte. Es war ganz kalt, so konnte ich genau spüren, wie tief er in mich eindrang. Das Licht war nicht ausreichend, um etwas zu sehen, aber das war ihm nicht so wichtig. Er war ganz eifrig und sehr konzentriert, vor allem tat er mir überhaupt nicht weh. Ich bekam immer größere Lust.

Mit breiter Zunge leckte er langsam über meine Klitoris. Es fühlte sich sehr gut an, seltsam zwar, denn mit einem Spekulum tief in meiner Scheide war ich noch nie geleckert worden.

Er entfernte das Spekulum und stattete die verschiedenen Dildos mit Kondomen aus und spielte damit an meiner Möse. Dabei ließ er sich Zeit. Mit dem Finger nahm er Melkfett aus dem Topf und massierte meinen Anus. Mit der anderen Hand nahm er einen Analplug, den er langsam in den Anus einführte. Zwischendurch leckte er immer wieder meine Klitoris und meinen Mösensaft.

Es kitzelte, als ein Tröpfchen nach dem anderen aus meine Scheide an den Schamlippen entlang über den Damm lief.

„Hm, das schmeckt gut!“, sagte er.

„Den Geschmack kennst du also. Dann darfst du deine Frau lecken, aber nicht ansehen?“, fragte ich ihn.

„Nein, ich darf sie auch nicht lecken. Ich gehe manchmal zu einer Prostituierten, aber die darf ich nicht untersuchen, nur lecken“, antwortete er seufzend.

Als der Analplug eingeführt war, wechselte er die Gummihandschuhe und spielte mit dem Vibrator weiter an meiner Möse herum. Er legte ihn längs in meine Spalte und stellte ihn an. Die Vibrationen fühlten sich toll an. Mit der anderen Hand knetete er meine Brüste und immer wieder beugte er sich herunter, um zwischen- durch meine Möse zu lecken. Er riss mich damit in einen Strudel verschiedener Gefühle. Wenn ich kurz vor dem Orgasmus stand, hörte er mit dem, was er tat, auf und schlug mir mit der flachen Hand auf meine Möse, dass es laut klatschte. Das empfand ich als sehr unange- nehme, ich ließ ihn aber gewähren, auch wenn meine Lust mit jedem Schlag fast verfliegen schien.

Dann steckte er seine Finger tief in meine Möse und be- bewegte sie heftig hinein und hinaus. Ich war so nass, dass das schmatzende Geräusch meiner Geilheit laut und deutlich zu hören war. Erst nahm er nur einen Finger, dann zwei und zum Schluss hatte er seine ganze Faust hineingeschoben und bewegte sie heftig in mir hin und her. Dabei leckte er mich oder knetete meine Brüs- te. Ich lag nur da mit geschlossenen Augen, ließ es mit mir geschehen und genoss die neue Erfahrung.

„Soll ich es dir kommen lassen?“, fragte er mich. Aber ich hörte ihn gar nicht, ich war wie in einer anderen Welt. Es dauerte nicht lange und ich bekam einen wun- derschönen und lang anhaltenden Orgasmus. Als ich ihn ansah, strahlte er und seine Augen leuchteten.

„Danke“, sagte er nur.

„Jetzt bist du dran“, sagte ich und sprang vom Stuhl herunter, wäre aber beinahe gefallen, denn meine Knie waren weich wie Butter. Er fing mich auf, nahm mich in den Arm und so standen wir eine Weile eng umschlungen in der Klinik.

„Jetzt du“, erinnerte ich ihn und schob ihn sanft, aber be- stimmt von mir weg.

•*Zeichen setzen (Bericht eines Sklaven)*

Seit ich Lady Pia kenne, entwickelte sich langsam eine richtig gute Freundschaft zwischen uns, wir telefonieren recht häufig und reden natürlich nicht nur über SM, sondern auch über ganz alltägliche Dinge im Leben. Bei jedem Gespräch haben wir auch immer sehr viel zu lachen, doch trotzdem habe ich, wenn wir aufgelegt haben, immer wieder etwas Neues gelernt. Lady Pia gibt mir unheimlich viele Denkanstöße, die ich dann auch wahrnehme und mich mit ihnen befasse bzw. auseinandersetze.

Als wir vor paar Tagen wieder einmal recht locker miteinander kommunizierten, habe ich meinen ganzen Mut zusammengenommen und ihr von meinen Gedanken erzählt, die mich seit Tagen sehr beschäftigten.

Bei jedem Spiel, das wir zusammen erlebt haben, kam ich immer an meine Grenzen und manchmal hat mich Lady Pia auch ein kleines Stück darüber gebracht. Nur eine innere Stimme sagte jetzt zu mir, dass es nicht reicht. Ich hatte einfach das Gefühl, viel, viel mehr zu wollen. Heute bin ich mir darüber im Klaren, dass es sehr viel Zeit braucht, seine Grenzen zu erweitern, man muss es lernen und kann nichts erzwingen. Lady Pia kennt mich anscheinend besser als ich mich selbst und ich glaube, sie wusste, dass ich mir zu viel zutraute, als ich ihr meinen Wunsch nach mehr Qualen mitteilte. Ich merkte das daran, dass sie erst zögerte, aber dann doch meinen Wunsch erfüllen wollte. Ich schilderte ihr meine Fantasien, die ich jetzt gerne mit ihr zusammen verwirklichen wollte und wir vereinbarten einen Termin, auf den ich mich unheimlich freute.

Wir trafen uns und suchten den Club auf, in dem wir schon mehrmals gespielt hatten, dort fühle ich mich

sehr wohl. Wie jedes Mal war die Atmosphäre sehr locker und wir haben uns prächtig unterhalten, aber im Innersten war ich unheimlich nervös und gespannt auf das Spiel.

Plötzlich sagte sie ganz ruhig, aber in einem bestimmenden Ton:

„Nimm die Sachen, geh schon mal in den Raum vor und zünde die Kerzen an, ich komme nach!“

Ich war sehr erstaunt, da wir bislang immer gemeinsam gegangen waren, aber natürlich tat ich es und machte mich auf den Weg nach unten. Als ich dabei war, die Kerzen anzuzünden, betrat Lady Pia auch schon den Raum, ich zog mich dann aus und Lady Pia legte sich währenddessen auf die Liege und schaute mir zu. Dann stellte ich mich vor sie, wie sie es mir beigebracht hatte und bedankte mich erst einmal, dass ich das Halsband, das sie mir beim letzten Spiel angelegt hatte, immer noch tragen durfte. Dabei schaute ich sie natürlich nicht an, aber ich bemerkte, dass sie ein kleines Lächeln auf den Lippen hatte, als sie das hörte und sie erlaubte mir sogar, das Halsband noch während der Session zu tragen. Ich war nun, ehrlich gesagt, sehr erleichtert, weil es mir sehr schwer gefallen wäre, mich von dem Halsband zu trennen.

Lady Pia stand auf und holte aus ihrer Tasche eine Rolle Folie. Ich legte meine Arme fest an meinem Körper und sie fing an, mich mit der Folie einzuwickeln. Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, wenn man langsam seine Bewegungsfreiheit verliert, der absolute Kick war es, als sie mir dann auch noch meinen Mund mit der Folie verschloss. Als mein Oberkörper bewegungslos war, musste ich mich auf die Liege legen und Lady Pia wickelte noch meine Beine ein.

Völlig hilflos lag ich nun da und war ihr vollkommen ausgeliefert. Dann fing sie an, mich zu „bearbeiten“, doch leider war ich nun doch nicht so stark, wie ich es gerne gewollt hätte. Als Lady Pia gerade ange-

fangen hatte, ihre sadistische Ader zu zeigen, war ich schon am Ende meiner Kräfte.

Flaggellation, egal ob mit der Hand oder der Peitsche, wirkt extrem auf in Folie eingewickelte Haut. Als sie dann auch noch Kerzenwachs über mich goss, war ich am Ende.

Ich hatte mir vorgenommen, alles zu ertragen, was Lady Pia machen würde, aber mir ist nun endgültig klar geworden, dass diese Lady wirklich extrem hart sein kann. Doch ich habe den Willen, es eines Tages zu ertragen, hatte ich doch nach dieser heftigen Erfahrung sogar schon wieder das Bedürfnis, das sofort zu wiederholen und dann etwas länger durchzuhalten.

Das ist das Los der Sklaven. Wenn es hart wird, wünsche ich mir, sie soll es beenden oder sanfter mit mir umgehen, aber wenn sie es tut, empfinde ich es als sehr schade, dass sie aufhört und ich es nicht ausgehalten habe. Dann wünsche ich mir wieder, sie macht weiter oder spielt noch einmal mit mir. Von Session zu Session steigere ich aber meine Schmerzbelastung und das beruhigt mich.

Lady Pia befreite mich nun erst einmal von der Folie und wir setzten uns auf die Liege und redeten über das Spiel. Sie fragte mich, ob ich mir das so heftig vorgestellt hatte und ich sagte natürlich „nein“, aber was ich für mich behalten hatte war, „dass ich gerne noch mehr Schmerzen ertragen hätte, aber wie heißt es so schön: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“

Ich hatte jetzt eigentlich damit gerechnet, dass wir den Raum verlassen und den Abend beenden würden, doch da war etwas, das ich völlig verdrängt hatte. Vor uns stand noch ein kleiner Koffer mit Nadeln. Lady Pia wusste, wie viel Angst ich vor Nadeln hatte, doch sie sagte in einem ganz beruhigenden Ton zu mir: „Bleib ganz ruhig, ich werde dir deine Angst nehmen.“

Sie fesselte meine Hände und holte eine Nadel aus

der Tasche. Ich konnte das nicht mit ansehen und drehte meinen Kopf zur Seite. Plötzlich spürte ich einen sanften Schmerz an meinem linken Oberarm. Als Pia fertig war, drehte ich meinen Kopf wieder zu ihr und wollte den Einstich der Nadel anschauen, doch was ich da sah, war kein Einstich, sondern ein P. Ich war unsagbar stolz darauf, dass ich nun das „P“ meiner Domina tragen durfte.

Doch das war noch nicht alles. Ich musste mich ans Kreuz stellen, wo mich Lady Pia fixierte. Ich war sehr nervös, weil ich wusste, was sie vorhatte. Es waren zwei kurze Schmerzmomente und schon hingen zwei Nadeln an meinem Körper. Ich habe sie mit sehr viel Stolz angeschaut und muss zugeben: Meine Angst vor Nadeln ist seit diesem Abend verschwunden und ich hoffe, dass ich jetzt häufiger in den Genuss komme, die Nadeln zu spüren.

Fazit des Abends war, dass ich wieder einmal ein paar Ängste losgeworden bin und gelernt habe, dass ich noch sehr lange brauche, um das aushalten zu können, was Lady Pia mir zufügen kann. Doch ich habe den Willen, es für sie auszuhalten und ich werde Stück für Stück stärker. An diesem Abend habe ich auch drei Praktiken kennen gelernt, die ab sofort zu meinen Vorlieben gehören. Das ist: in Folie gewickelt zu sein, Nadeln an meinem Körper zu ertragen und das Allerschönste – mit Nadeln geritzt zu werden.

Zum Schluss noch ein kluger Satz meiner Lady:
„Hinter jeder Grenze gibt es eine neue Grenze, die man überschreiten kann!“

•Atemkontrolle durch Facesitting

„Ja bitte!“, meldete ich mich am Telefon. Ich saß gerade auf der Toilette, als das Handy in meiner Hosentasche vibrierte.

„Hier ist Gregor, verehrte Lady Pia!“, sagte die tiefe, weiche Stimme am anderen Ende der Leitung. „Ich wollte Sie fragen, wann ich Sie wieder einmal besuchen kann?“

„Du brauchst wohl wieder deine Vitamine?“, fragte ich.

„Ja, Herrin, es wird Zeit!“

Mit Vitaminen meinte er meinen Natursekt. Gierig schluckte er jeden Tropfen und litt, wenn etwas daneben ging. Eine ganz schlimme Bestrafung für ihn war es, wenn ich ihm auf den Körper anstatt in den Mund pinkelte. Keine Peitsche, keine verbale Demütigung war schlimmer für ihn, als wenn ich breitbeinig über ihm stand und ihm auf den Bauch pinkelte anstatt in seinen Mund.

„Ich sitze gerade auf dem Klo und lasse meinen goldenen Saft hineinlaufen. Hörst du es plätschern?“, fragte ich ihn provokant. Seine Stimme wurde immer leiser:

„Ja, Herrin, ich leide!“

„Hör genau hin!“, befahl ich ihm und hielt das Handy direkt an die Klobrille, damit er alles genau hören konnte. Ich wollte ihn gern noch weiter reizen und stichelte weiter: „Ach ja, und das Facesitting müssen wir weiter üben, damit du auch wirklich mal unter echte Atemnot kommst, das bisher war doch nur Spielerei!“

„Ach, Herrin, das ist jetzt aber gemein. Ich sitze hier in meinem Büro und ich täte nichts lieber, als mich ins Auto zu setzen und zu Ihnen zu fahren!“ Seine Stimme zitterte und er war plötzlich sehr nervös.

Er war einer der wenigen Kunden, bei denen es mir sehr Leid tat, keinen Sex mit ihnen zu haben. Er gefiel mir sehr gut, er war groß und schlank und hatte ein markantes Gesicht, das unglaublich anziehend war. Seine

Haare waren lang, aber gepflegt. Mir war schon beim ersten Telefonat aufgefallen, dass er Ruhe ausstrahlte. Alles, was er tat, machte er sehr leise.

Ich ertappte mich dabei, wie ich mir beim Vorgespräch wünschte, dass er etwas anderes wollte als sonst, also mehr Nähe zu mir und dass er mich gern anfassen würde ... aber leider nichts in der Hinsicht. Ich war ein bisschen enttäuscht, aber dennoch wollte ich alles so gut machen, wie er es sich vorstellte.

Er liebte Erniedrigung, Natursekt aus der Quelle und Facesitting mit Atemreduktion. Wie immer schickte ich ihn zunächst ins Bad. Ich befahl ihm, sich nach dem Duschen auf den Toilettendeckel zu setzen und an die Tür zu klopfen, ich würde ihn dann abholen, wenn ich bereit sei.

Bevor ich die Tür zum Bad öffnete, machte ich das Licht darin aus. Der Raum war nur noch mit fünf Teelichtern erhellt, was ihm im ersten Moment wahrscheinlich als Dunkelheit vorkam. Er saß auf dem Klodeckel und starrte mich an, voller Verwunderung, Erwartung und sogar ein bisschen Furcht.

„Beine breit!“, befahl ich ihm. „Und Hände auf die Knie!“ Er tat wie ihm befohlen. Ganz dicht trat ich auf ihn zu, ganz nah, aber ohne Berührung. Er erschrak, als ich die Kette, die am Halsband angebracht war, auf den Boden fallen ließ. Ich machte das sehr gern, da ich wusste, wie sehr er die Ruhe liebte. Während der Sessions durfte keine Musik zu hören sein, er meinte, sie würde ihn ablenken.

Ich spürte seinen Atem dicht an meinem Bauch, als ich das Halsband anlegte und sagte: „Ich freue mich auf deine Begrüßung!“, dabei trat ich langsam zwei Schritte zurück. Sofort fiel er vor mir auf den Boden, nahm meine Stiefel am Fuß in seine Hände und küsste sie hektisch und kurz.

„So kannst du mich nicht abspeisen. Du weißt wohl nicht mehr, was Hingabe ist? Alles noch einmal von Anfang

und dann aber in einer deiner Herrin würdigen Form!“

„Ja, Herrin!“, flüsterte er leise und küsste den Stiefel nochmals.

„Das fühlt sich doch schon viel besser an. Deinen hektischen Alltag will ich hier nicht haben, schmeiß deinen Ärger aus deinem Kopf. Hier gehörst du mir! Und nur mir! Hast du mich verstanden?“

Laut stöhnend antwortete er: „Ja, Herrin. Es tut so gut, bei Ihnen zu sein. Ich will Ihnen ganz gehören.“

„Höher!“, sagte ich nun leise und er begann gleich am Stiefel entlang nach oben zu küssen. Bevor er bei den Nylons anlangte, hielt er einen Moment inne, ich wusste, wie scharf ihn schwarze Halterlose machten. Den Duft zu riechen und den Stoff auf den Lippen zu spüren, machte ihn unruhig. Die Spannung stieg und er stöhnte, als seine Zungenspitze auf die Nylonstrümpfe traf.

„Höher!“, sagte ich etwas lauter, fasste den Saum meines kurzen Lackkleides und schob ihn nach oben, sodass er mit seinen Lippen die Haut über dem Bündchen der Halterlosen berührte.

„Wie schmeckt sie dir?“, fragte ich ihn.

„Sehr gut“, antwortete er.

„Wie bitte? Sehr gut nur?“, hakte ich nach.

„Herrin, Ihre Haut schmeckt göttlich!“, antwortete er brav.

An der Kette zog ich ihn aus dem Bad mitten ins Studio, befahl ihm, sich in Sklavenhaltung hinzusetzen und schaute ihn an.

„Was bist du heute bereit für mich auszuhalten? Was, denkst du, kannst du für deine Herrin heute tun?“, fragte ich mit fester Stimme.

„Alles, Herrin!“, antwortete er sofort.

„Alles? Wirklich alles? Das ist eine sehr gefährliche Aussage gegenüber einer Herrin. Wie wäre es, wenn ich dich an den Haaren packe, dich ins Bad zurückziehe und dir deinen dreckigen Sklavenkopf dahin stecke, wo er hingehört, nämlich ins Klo und dir befehle, die süße Brühe zu lecken?“ Einen Moment hielt er inne, antwortete dann aber: „Auch das würde ich für Sie

ertragen!“

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Ich sprang auf, packte ihn an den Haaren und zog ihn ins Bad, klappte den Klodeckel auf und steckte seinen Kopf hinein.

„Willst du immer noch alles für mich tun?“, schrie ich ihn an.

„Ja, Herrin!“, antwortete er mit zittriger Stimme.

„Dann lecke!“, befahl ich ihm und drückte seinen Kopf so weit ins Klo, dass er Kontakt mit dem Wasser hatte. Als Krönung des Spiels betätigte ich noch die Klospülung, sodass sein Gesicht komplett nass wurde.

Wieder im Studio fragte ich ihn erneut: „Na, willst du immer noch alles für mich tun, oder hast du es dir doch überlegt, vielleicht hat es dir am Ende geschmeckt?“

„Herrin, ich würde auch weiterhin alles für Sie tun oder auch aushalten und das Klowasser hat mir selbstverständlich nicht geschmeckt!“, antwortete er kleinlaut.

Ich ließ ihn aufstehen, zog seinen Kopf an der Kette nach unten und schlang die Kette zwei Mal fest um seinen Penis und die Hoden, packte seine Schultern und drückte ihn ans Andreaskreuz.

„Den Kopf an die Wand!“, befahl ich. Sein Gesicht verzerrte sich, denn als er den Kopf hob, zog er damit unweigerlich an der Kette und seinen Schwanz mitsamt den Hoden schmerzhaft nach oben.

„Na, tut es weh, du kleines, dreckiges Weichei, du?“

„Ja Herrin, es tut sehr weh! Darf ich den Kopf wieder nach unten nehmen?“, fragte er bettelnd.

„Natürlich nicht!“, war die energische Antwort.

Ich näherte mich ihm wieder, ohne ihn zu berühren, kratzte ihn mit meinen langen Fingernägeln von den Schultern über die Arme bis hin zum Po und zuletzt zum Schwanz. Er stöhnte laut.

Nachdem ich seine Füße ans Kreuz gefesselt hatte, schob ich den Hocker eine Körperlänge weit von ihm weg und befahl ihm, sich hinzuknien. Gespannt wartete er auf meine nächsten Wünsche.

„Zieh mir die Stiefel aus und massiere mir meine Füße.“

Er tat wie ihm befohlen und mit einer ruhigen Innigkeit, die mich verblüffte. Langsam leckte und küsste er meine verschwitzten Füße, rieb sie an seiner Wange und lutschte an meinen großen Zehen.

„Vor lauter Leckerei nicht die Massage vergessen, du hast wie immer nur deine Gelüste im Kopf, nicht aber deine Herrin, für die du schließlich da bist!“, ermahnte ich ihn.

Ich beobachtete ihn, wie er mit seinen großen, kräftigen und wunderschönen Händen meine Füße fest massierte, schloss dann aber die Augen und gab mich dem entspannenden Gefühl hin.

Lange konnte ich das aber nicht genießen, denn ich war schließlich da, um zu arbeiten. Ich holte mich also schnell wieder aus meinen entspannenden Träumen.

Ich setzte ich mich breitbeinig vor ihn hin, nachdem ich den Hocker noch weiter von ihm wegschob und befahl ihm, auf allen Vieren näher zu kommen. Er gab sich große Mühe, denn die Ketten ließen ihm nicht viel Bewegungsfreiheit. Daher machte er sich lang und streckte seine Zunge so weit heraus, wie er konnte.

„Riechst du mich schon?“, fragte ich ihn.

„Ja, Herrin, ich rieche Ihren wunderbaren Duft und erinnere mich, wie Sie das letzte Mal kamen, als ich Sie lecken durfte. Das war ein wunderbares Erlebnis, an das ich immer denken musste, wenn ich mich wichste.“

„Na, wenn du das so liebst, strengst du dich sicher entsprechend an, um dorthin zu kommen!“, war meine einfache Antwort. Mit dem Finger zeigte ich auf mein Knie. „Dort fängst du an und küsst langsam und sachte an meinem Schenkel entlang!“, befahl ich. Er zog an den Ketten und streckte sich lang auf den Boden, um meinen Befehl auszuführen. Als er an den Bündchen der Halterlosen ankam, fingen seine Lippen an zu zittern, denn gleich würde er die Herrinnenhaut schmecken.

„Stopp!“, rief ich, „und wieder zurück. Sei nicht so gierig!“

Wieder am Knie angekommen, musste er die gleiche

Prozedur am anderen Bein wiederholen. Doch diesmal rief ich nicht Stopp, sondern ließ ihn weiter küssen bis zu meinen Schamlippen. Weil er sich auf den Händen abstützen musste, zitterten seine Arme vor Anstrengung, aber er bettelte nicht, aufhören zu dürfen. Lange und genüsslich leckte er meine Schamlippen, meine Klitoris und schluckte gierig meinen Mösensaft. Meine Beine legte ich dabei auf seinem Rücken ab, es kostete ihn also noch mehr Mühe, sich wie bei einer Liegestütze auf den Händen zu halten.

Zu meinen besonderen Fähigkeiten gehört unter anderem, immer und zu jeder Zeit pinkeln zu können. Während er am Lecken war, verpasste ich ihm eine Ladung Natursekt mitten ins Gesicht.

„So viel daneben!“, jammerte er und begann, den Boden abzulecken. Er liebte meinen Natursekt über alles.

Als ich ihm befahl, sich auf dem Rücken flach auf den Boden zu legen, lächelte er. Er wusste, was jetzt passierte. Ich würde mich über ihn stellen, meinen Rock heben und mich dann auf sein Gesicht setzen. Gespannt starrte er auf meine Möse und den Strahl. Genüsslich pinkelte ich ihm in den Mund. Gierig trank er, was ich ihm gab. Seine Lippen legten sich eng an die Öffnung, er saugte sich förmlich fest, damit kein Tropfen danebenging.

Mir gelang es gut, den Strahl mit viel Druck laufen zu lassen, genauso, ihn einzuhalten und damit die Spannung zu steigern. Geduldig wartete er, bis der nächste Strahl kam und jedes Mal, wenn ich einhielt, stöhnte er laut vor Erregung. Ich wunderte mich dabei oft, dass er sich nicht verschluckte, wenn ich mit so viel Druck direkt in seinen Rachen pisste.

Nachdem meine Blase leer war, befahl ich ihm, mich weiter zu lecken, ich wühlte dabei in seinem Haar und feuerte ihn dabei an.

„Knete meinen Arsch, komm schon! Machs deiner Herrin gut!“ Ich genoss seine Zunge, spürte, wie sich langsam die Wellen des Orgasmus zusammenbrauten und schloss die Augen. Auf der Höhe meiner Lust fing

er plötzlich an zu husten, eine sehr unsanfte Art, einen Orgasmus zu beenden, wie ich fand. Ich hob meinen Po ein bisschen an, dass er etwas mehr Platz hatte.

„Herrin, Sie haben gespritzt, damit habe ich nicht gerechnet. Ich habe mich an Ihrem MöSENSaft verschluckt, herrlich! Ich bin Ihnen hörig, Herrin!“, stammelte er.

Ich erlaubte ihm, sich zu wichsen.

Sein Faible war es, unter Atemnot zu kommen. Dazu drückte ich meine fleischige Möse fest auf sein Gesicht, sodass Nase und Mund umschlossen waren. Während seines Orgasmus' sollten seine Sinne schwinden, sich alles um ihn herum drehen; er mochte dabei mein Gewicht auf seinem Gesicht spüren und die Angst, sich nicht wehren zu können. Diesen Zeitpunkt zu erwischen, war nicht so leicht, aber je länger wir uns kannten, desto besser konnte ich die Zeit so einteilen, dass ihm die Luft reichte, bis er kam. Er kam heftig, sein Körper zuckte und bäumte sich auf, alles an ihm war in Bewegung. Manchmal spritzte seine Sahne bis auf seinen Hals, und wenn ich ihn wichste und mich deshalb über ihn beugen musste, traf er manchmal meine Brüste.

Zum Abschied fragte er immer das Gleiche. Ob ich ihm erlauben würde, noch einmal an mir zu riechen. Zu gerne würde er meinen Duft in der Nase mit nach Hause nehmen. Er liebte mein Parfüm und gestand mir, dass er sich, wann immer er an einer Parfümerie vorbeikam, diesen Duft auf ein Blatt sprühen ließ, um mir für einen kurzen Moment nahe zu sein. Es genügte, dicht an ihn heranzutreten. Mit tiefen Atemzügen sog er meinen Geruch ein und ging mit einem Lächeln auf den Lippen heim.

•Den Kopf verlieren

Von ihm sah ich als Erstes seinen Po. Einen runden, wohlgeformten unbehaarten Po. Ich war gerade mit einigen Männern auf der Spielwiese im Swingerclub, als er sich dazwischendrängte und mich in Besitz nahm.

Er war der einzige mir fremde Mann, mit dem ich im Club unglaublich guten Sex hatte. Eigentlich war mir das nicht so angenehm, einen Mann erst einmal per Hinterteil kennen zu lernen, aber er leckte wirklich sehr gut und sein Schwanz schmeckte mir, also ließ ich ihn gewähren. Seine Hände waren überall und er gab mir zu verstehen, dass er meinen Körper beehrte, auch wenn ich Komplexe hatte, weil ich meine fraulich runde Figur nicht so besonders mochte.

Nach kurzer Zeit hatte ich meinen ersten Orgasmus und bäumte mich wild unter ihm auf. Da drehte er sich um und ich sah zum ersten Mal sein Gesicht. Es war ganz nass. Was mir als Erstes auffiel, waren seine warmen, mich bewundernden Augen, die mich umhüllten. Ich nahm es in meine Hände und zog ihn zu mir heran, leckte ihm meine Nässe von den Wangen und küsste seine warmen, weichen Lippen. Dieser Duft ... und dieser Kuss!

Schon beim Eindringen kam ich gleich ein zweites Mal und er flüsterte mir ins Ohr: „Ich würde gern ganz in dich kriechen.“ Er kniete sich aufrecht vor mich, packte mich an den Oberschenkeln und zog mich zu sich heran. Mein Po lag nun auf seinen Oberschenkeln, sein Glied war tief in meiner Möse versunken und er schaute mich an.

„Du bist so schön“, sagte er, „genau mein Typ.“ Dabei streichelte er meinen Bauch, als wenn er geahnt hätte, dass ich ihn nicht gern anschaute. Dass ich vier Kinder geboren und gestillt hatte, sah man meinem Körper an und meine mollige Figur tat ihr übriges dazu. Aber er sagte nur: „Ich werde jedes Gramm streicheln und jede deiner Hautfalten küssen.“

In diesem Moment bemerkte ich erst, dass alle anderen Männer verschwunden waren. Ich war irritiert.

Er packte meine Oberarme und zog mich zu sich hoch. Ich schlang meine Arme um ihn, war ihm nun ganz nah und sein Schwanz drang ganz tief in mich. Er hatte einen riesengroßen Penis, der mir ziemlich schmerzhaft meine Gebärmutter nach oben schob, aber ich spürte es nur wie aus einer großen Entfernung, denn ich hatte schon den nächsten Orgasmus. Dieser Mann fickte mich von einem Höhepunkt zum anderen, in den verschiedensten Stellungen. Ich konnte nicht damit aufhören, seine Hände waren überall und seine Ausdauer schien ewig anzuhalten.

„Du hast einen Prachtarsch!“, sagte er mit keuchender Stimme.

„Dann pack ihn und zieh ihn fest an dich ran!“, rief ich ihm zu. Tief gruben sich seine Finger in mein Fleisch und auch wenn es weh tat, war es wunderbar, in seinem Besitz zu sein.

Auf einmal legte er sich hin, alle Viere von sich gesteckt. Ich kauerte mich zwischen seine Beine und leckte seine Eier und seinen Schwanz ab wie ein Eis.

„Du schmeckst so gut“, schwärmte ich.

„Das ist überhaupt kein Wunder, er schmeckt nach dir und nur nach dir, so schmeckst du, du schmeckst toll!“, gab er zurück. Dann nahm ich seine Eichel in meinen Mund und leckte sie ab. Ich spannte meine Lippen an und fuhr damit an seinem Schwanz auf und ab. Mit einer Hand knetete ich sacht seine Eier. Ganz tief verschwand sein wunderschöner Schwanz in meinem Mund und dann fing ich an zu saugen.

„Mein Gott“, rief er aus, „du bläst wie eine Göttin!“

„Ich schmecke mich nicht mehr, ich muss mir wieder was holen“, sagte ich frivol lächelnd und kniete mich über ihn, legte seinen Schwanz längs in meine heiße Spalte und rieb ihn mit meinem Mösensaft ein. Er knetete dabei meinen Busen, kam zu mir hoch, saugte und leckte meine Knospen.

„Bitte, reite mich!“, flüsterte er mir ins Ohr.

„Nee, nee“, lehnte ich ab, „jetzt muss ich erst noch einmal meinen Saft ablecken.“

Ich kauerte mich also wieder zwischen seine Beine und blies ihn weiter, bis er heftig zuckend kam. Es war so viel, dass es mir aus den Mundwinkeln herauslief. Ich beugte mich über ihn und nun war er es, der mein Gesicht in seine Hände nahm, es an sich zog und sein Sperma auf meiner Wange ableckte. Wir teilten uns seinen Lustsaft und küssten uns innig, wie angesaugt klebte mein Mund an seinem, die Zungen ineinander verschlungen, wir waren nicht fähig, dies zu beenden. Sein Schwanz, sein Mund, seine Hände, es passte einfach alles zusammen.

„Gehen wir zusammen duschen? Ich würde dich gern einseifen!“, fragte er mich.

„Ja, ich komme mit“, antwortete ich. Zum ersten Mal sah ich ihn mir ganz an. Er war sehr groß, schlank, hatte eine Halbglatze, volle Lippen und diese warmherzigen Augen. Keine Schönheit, aber das war nicht wichtig. Wichtig war, wie er mit mir umging und das war herrlich! In der Dusche drängten wir uns eng aneinander.

„Ich kann einfach nicht meine Finger von dir lassen. Du bist so weich, wie elektrisch geladen. Es passt selten so gut, wenn ich in Clubs gehe.“

Wir küssten uns und ich ließ mich einfach in seine Arme fallen; ich war mir sicher, das er mich auffangen würde. Das warme Wasser lief über uns und die Welt um mich versank. Er schien genau zu wissen, was ich brauchte, genau zu fühlen, wie und wann ich wo angefasst werden wollte. Das fand ich ganz erstaunlich.

Meine Hände wanderten über seinen Po zu seinem Penis, der abermals fest und dick war.

„Hast du etwa schon wieder Lust?“, fragte ich ihn überrascht.

„Na, bei der Frau? Er war noch gar nicht richtig schlaff!“, antwortete er.

Er schlang seine langen, kräftigen Arme um mich, hob mich hoch und legte meine Beine um seine Hüften. Ich

klammerte mich an seinen Schultern fest und mit den Beinen zog ich ihn immer weiter an mich heran, sodass meine Möse an seinem Bauch rieb, das machte mich fast wahnsinnig vor Lust. Er drückte mich an die Kachelwand, hielt mich mit seinen Händen am Po fest und drang in mich ein. Ich legte nur meinen Kopf auf seine Schulter, schloss die Augen und ließ alles geschehen. Wie im Rausch nahm ich kaum noch wahr, was um uns herum geschah. Die Wellen der Lust rissen mich mit sich und das warme Wasser plätscherte weiter überall auf mich.

Als er mich wieder herunterließ, konnte ich kaum stehen. Besorgt streichelte er mein Gesicht. Meine Knie zitterten und mir war schwindlig. Ich brauchte eine ganze Weile, bis ich mich abtrocknen und wieder anziehen konnte.

* * *

Robert war unterdessen in der Sauna gewesen, er hatte von all dem nichts mitbekommen. Er wäre sehr eifersüchtig gewesen, auch wenn er vorher nie einen Grund dazu gehabt hatte. Aber bei Peter war das anders.

Als ich mit einem Getränk auf der Couch im Wohnzimmer saß, wurde mir plötzlich bewusst, dass ich nicht auf einem Kondom bestanden hatte und dass ich mir von einem Fremden in den Mund hatte spritzen lassen. Ich erschrak. Das war mir noch nie passiert, ich hatte doch tatsächlich den Kopf verloren! Und ich hatte eine wichtige Regel gebrochen – ich hatte ihn geküsst, heiß und innig geküsst!

Ich, die ich immer den Kopf oben trug, ihn nie verlor, sich zwar ungehemmt hingeben konnte, aber immer einen Blick hatte, der über mir schwebte und über alles wachte. Ausgerechnet ich! Wie zog ich über Menschen her, die über Geschehenes lapidar sagen konnten: „Es ist halt einfach passiert!“ Ich hatte dann immer geantwortet: „Nichts, absolut nichts passiert einfach nur

so!“ Nun hatte ich die Erfahrung gemacht, dass ich auch nicht gegen unerwartete Situationen gefeit bin. Aber die Erfahrung war wunderschön, so sehr sie mich auch irritierte.

Als Robert aus der Sauna kam, sagte ich ihm, dass ich nach Hause mochte, da mir schlecht sei. Die Wahrheit war: ich musste dort weg. Weglaufen vor dem Mann, der mir und meiner Ehe gefährlich werden konnte. Also fuhren wir heim.

* * *

In den nächsten Wochen dachte ich viel an den Mann aus dem Club und überlegte, dass es wahrscheinlich nur eine einmalige Sache gewesen war. Ich hatte das schon häufiger erlebt, wenn ich guten Sex mit einem Mann gehabt hatte, dass sich das nicht unbedingt bei einem weiteren Kontakt wiederholte. Aber das redete ich mir nur ein, um nicht mehr an ihn zu denken. Ich sehnte mich nach seinen Händen, seiner Zunge und nach der Nähe zu ihm.

In dieser Zeit kam mir immer wieder ein Gedicht von Hermann Hesse in den Sinn:

Wie der stöhnende Wind durch die Nacht
stürmt mein Verlangen nach dir
jede Sehnsucht ist aufgewacht
oh du, der mich krank gemacht
was weißt du von mir?

Leise lösche ich mein spätes Licht
fiebernde Stunden zu wachen
und die Nacht hat dein Angesicht
und der Wind, der von Liebe spricht
hat dein unvergessliches Lachen.

Als wir uns bei einem weiteren Clubbesuch wieder trafen, nahm er mich abermals in Besitz. Es war wie beim

ersten Treffen, nur sagte ich ihm vorher, dass er diesmal unbedingt an Kondome denken müsse. Er sagte, er hätte es auch vergessen und dass es ihm auch noch nie passiert sei.

Eine seltsame Innigkeit erfasste uns, eine Vertrautheit, die rein gefühlsmäßig meiner Empfindung nach schon ewig bestand. Der Sex mit ihm war wie beim ersten Mal. So sehr ich es genoss, so viel Angst hatte ich auch. Hätte er mich nach meiner Telefonnummer gefragt, ich hätte sie ihm gegeben. Das war mir unheimlich!

Als wir später beim Essen zusammensaßen, fragte er mich nach meiner Begleitung.

„Das ist mein Mann“, erklärte ich.

„Und du bist so richtig verheiratet, mit Kindern, Haus und Hof?“

„Ja“, nickte ich. Seine Enttäuschung war riesengroß, das sah ich ihm an, er hatte sich tatsächlich Hoffnungen gemacht. Seine Augen schauten mich traurig an, als er meinte: „Du bist meine Traumfrau, weißt du das?“

* * *

Als ich später mit Robert Sex hatte und sich Peter dazugesellte, spürte Robert sofort, dass etwas nicht stimmte und das nicht nur, weil Peter versuchte, ihn wegzudrängen, sondern weil er spürte, wie sehr ich mich anstrengte, meine innigen Gefühle zu Peter zu kontrollieren. Ich konnte mich nicht mehr fallen lassen, sondern bemühte mich, nur still dazuliegen. Einige Minuten genügten Robert, um zu begreifen, was im Gange war.

„Zieh dich an, wir gehen!“, rief er und er sagte das in einem solchen Tonfall, dass jede Diskussion überflüssig war.

Im Auto fragte mich Robert aus, und da ich ihn nicht anlügen konnte und wollte, erzählte ich ihm alles. Dass ich meinen Kopf verloren hatte und mir dieser Mann näher gekommen war als sonst irgendjemand vor ihm. Ich erzählte ihm aber auch, dass mir sehr wohl aufgefallen war, dass mich Peter regelrecht in Besitz nahm,

dass bei beiden Treffen nach kurzer Zeit alle Männer um mich herum verschwunden waren und dass mir so etwas gar nicht gefiel. Ich erklärte Robert, dass er keine Angst haben müsse und fragte, ob er mich für so dumm hielt, mich an einen Mann zu hängen, der mich einengte, wo ich doch einen toleranten, freizügigen Mann hätte, der mir meine Freiheit ließ, die mir immer wichtiger als alles andere gewesen war.

„Wir gehen da nie mehr hin!“, bestimmte Robert und ich nickte nur mit dem Kopf. Dann meinte er ruhig: „Ich finde deine Ehrlichkeit sehr gut und fühle mich sicher damit.“

In den folgenden Tagen versuchte ich, mich abzulenken und nicht mehr an Peter zu denken, aber das klappte nicht. Eine Woche später gingen wir wieder in einen Club, dieses Mal in einen anderen. Ich musste die ganze Zeit an Peter denken. Der Abend war die totale Pleite, es war langweilig und die Männer gefielen mir alle nicht. Ich wollte früh wieder nach Hause. Robert sah mich an, als wisse er genau, woher der Wind weht. „Er hat dich versaut“, meinte er kurz.

•*Gedichtband*

Seit fast 20 Jahren ist es mit mir überallhin unterwegs, das kleine Gedichtbändchen von Reclam, eine kleine Anthologie mit deutschen Dichtern. Es hat mich in Handtaschen und Koffern begleitet, egal bei welcher Reise. Der Umschlag sieht zerfleddert aus, er ist mehrfach mit Tesastreifen geklebt.

Innen fehlt keine Seite, aber jede freie Stelle im Buch hatte ich im Lauf der Zeit mit weiteren Gedichten gefüllt. Wenn auf einer Seite oben ein Eselsohr war, bedeutete das, dass ich dieses Gedicht auf dieser Seite auswendig gelernt hatte, war das Eselsohr unten geknickt, dass ich es schön fand und noch lernen wollte. Mit der Zeit befanden sich immer mehr Knicke auf den oberen Buchseiten, nur noch wenige befinden sich heute unten.

Die Texte begleiten mich durch den Tag, durch alle Zeiten. Manchmal fällt mir mitten im Alltag eine Zeile ein, oder nur ein Wort, dann sinne ich darüber nach und lerne. Lerne, was mir dieser Satz oder dieses Wort in diesem Moment sagen will. Es brachte mir schöne und auch ernste Erkenntnisse. Es macht keinen Unterschied, ob Erkenntnisse schön oder ernst sind, sie sind wahrhaftig.

Wenn ich bei Sterbenden war oder die Trauernden besuchte und nicht mehr weiter wusste, fiel mir immer die passende Zeile ein und ich rezitierte sie. Lyrik war Trost, war Licht in der Dunkelheit. Ich verzauberte viele Menschen damit. Wenn sie an meinen Lippen hingen, wusste ich, dass es gut war, diese Texte zu lernen.

•Extremeinlauf

Er kam mit einer schwarzen Aktentasche ins Studio, in der zwei Flaschen und ein Messbecher waren. In der einen Flasche war Glyzerin und in der anderen flüssige Seife. Daraus sollte ich ihm drei Liter Einlauflösung brauen. Es muss ulkig ausgesehen haben: Eine Domina in Leder und hohen Plateaustiefeln, stark geschminkt, wie sie mit einer Lesebrille vorn auf der Nase in der Klinik steht und den Beipackzettel studiert.

Reinhold war mein ältester Kunde. Er war sehr angenehm und hatte immer ein Kompliment parat, in der Hoffnung, ich würde ihn nicht so hernehmen wie beim letzten Treffen. Aber davon ließ ich mich nie einwickeln. Ich habe nie verstanden, warum er seinen Besuch bei mir immer begründen musste. Er rechtfertigte ihn vor mir, aber ich denke, er musste ihn vor sich selbst begründen. Er könne immer schlecht auf die Toilette gehen, sagte er und wenn er drei Wochen keinen Stuhlgang gehabt hatte, musste er schließlich schon aus medizinischen Gründen ins Studio kommen. Vorher sollte ich ihn jedoch gefügig machen, indem ich ihm den Po versohlte.

Seine Mutter hatte er mit diesem Verhalten schon zur Weißglut gebracht. Er musste ein sehr bockiges Kind gewesen sein. Wenn er sich ungerecht behandelt fühlte, verweigerte er sich wochenlang, indem er keinen Stuhlgang hatte. Alle Schläge und Ermahnungen nutzen nichts, er verweigerte sich so lange, bis sich seine Mutter erbarmte und ihm Zuneigung in Form eines Einlaufs zukommen ließ.

„Sie haben wunderschöne Augen und einen herrlichen Busen, Frau Doktor!“, sagte er, als er aus dem Bad kam und schmachtete mich an.

„Mein Busen ist absolut uninteressant für dich, du brauchst doch was ganz anderes“, antwortete ich.

„Schade“, entgegnete er mit gesenktem Blick.

„Beug dich vor und lege die Hände auf die Knie!“, befahl

ich ihm. „Beine schön breit machen und den Po rausstrecken ... ja, so ist es gut!“

Ich ging um ihn herum und er verfolgte jeden meiner Schritte. Er liebte meine weißen Stiefel, allein dieser Anblick brachte ihn in Erregung. Er wartete auf den ersten Schlag. Auf dem Schrank hatte ich vorsorglich eine Peitsche versteckt und da er das vorher nicht gesehen hatte, kam der erste Schlag ganz unvermittelt.

„Oh Herrin, bitte nicht!“, flüsterte er sofort.

„Ja, ich weiß“, antwortete ich, „du willst die Hand.“

Ich schlug ihn schnell und so fest ich konnte mit der flachen Hand, immer auf die gleiche Stelle der Pobacke, die schnell sehr heiß und rot wurde. Dann trat ich auf die andere Seite und bearbeitete mit der anderen Hand die andere Pobacke auf die gleiche Weise. Er stöhnte und rang nach Atem.

„Herrin, ich freue mich jetzt auf Ihren Trost.“

Er wusste, dass ich die roten Stellen streicheln und mit meinem Atem anblasen würde, wie es früher seine Mutter getan haben musste, wenn er sich verletzt hatte.

„Ist es wieder gut?“, fragte ich ihn sanft.

„Danke, Herrin, Sie sind so gut zu mir!“

„Leg dich auf das Bett!“, befahl ich ihm. Das Krankenbett in der Klinik war mit Latexbettbezügen ausgestattet, abwaschbar und pflegeleicht. Von den Kunden wurden die Bezüge aber zunächst als sehr kalt empfunden. Ich begann, ihn ans Bett zu fesseln. Das Bett war mit verschiedenen Fesselmöglichkeiten ausgestattet. Am Fuß- und Kopfteil sowie in der Mitte des Bettes, für den Bauch, waren breite Bänder angebracht. Seine Beine fesselte ich an den Bettpfosten, damit er sie schön breit halten musste.

„Sie machen das so zärtlich, Frau Doktor!“, schmeichelte er weiter. „Sie anzuschauen ist eine wahre Wonne, und wenn ich mir vorstelle, dass Sie mir wieder Ihre geilen Titten ins Gesicht drücken, werde ich scharf.“

* * *

In den Einlaufbecher passte immer nur ein Liter Flüssigkeit, deshalb musste die Lösung in drei Schritten verabreicht werden. Ich hängte den ersten Becher an den dafür vorgesehenen Ständer, schob das Darmrohr auf den Schlauch, zog mir Gummihandschuhe an und streichelte und knetete zunächst damit seine Haut. Er starrte mich dabei an und wenn er gerade auf meine Brüste schaute, leckte er sich dabei die Lippen. Seine Erregung konnte man nun gut sehen.

Mit viel Melkfett ausgestattet, massierte ich seinen Anus. Ich kniff ihn mit der anderen Hand in die Innenseiten seiner Schenkel und sagte mit Befehlsstimme: „Mach die Beine schön breit!“

Ich schob den Finger in seinen Anus, ganz weit hinein und als ich ihn ganz nach oben bog, konnte ich seine Prostata ertasten. Er liebte diese Prozedur. Sein Anus klammerte sich sehr fest an meinen Finger, er schob sein Becken meinem Finger entgegen.

„Wie Sie die Prostatamassage beherrschen, Frau Doktor, also das kann keine so wie Sie!“

„Schleim hier nicht rum und halt den Mund!“ Mehr sagte ich darauf nicht.

Nach der Entspannungsmassage führte ich die Spitze des Einlaufschlauchs ein und drehte den Hahn auf. Langsam lief die Flüssigkeit hinein. Ich beobachtete ihn dabei. Mit geschlossenen Augen sagte er immer wieder: „Herrlich, Frau Doktor.“

In der Zwischenzeit bereitete ich die nächste Füllung vor. Dabei ließ ich ihn nicht aus den Augen. Nachdem ich ihm Hoden und Penis abgebunden hatte, massierte ich seinen schlaff werdenden Schwanz. Mit der anderen Hand bearbeitete ich seine Brustwarzen. Ich kniff hinein und zwirbelte und drehte sie.

Als gerade der zweite Liter in ihn floss, begann er zu zittern und ich massierte ihm leicht den Bauch. Zur Ablenkung machte ich den Reißverschluss meines Kleides auf und befahl ihm, mich anzusehen. Er starrte meine Brüste an und verzog leicht das Gesicht dabei, als wenn er Schmerzen hätte.

„Ich kenne dich, du undankbarer Patient! Du willst doch nur, dass ich sie rausnehme, deshalb täuschst du hier Schmerzen vor, oder?“

Er nickte nur.

„Heute bekommst du sie aber nicht! Heute darfst du den Einlauf ohne Ablenkung genießen und ich schaue dabei zu, wie du leidest!“, befand ich lapidar.

Der dritte Liter war eine Geduldsprobe. Reinhold hatte Schmerzen. Selbst die Bauchmassage half nicht mehr. Leicht massierte ich sein Glied. Er hatte trotz seines hohen Alters einen sehr schönen und großen Schwanz, der zwar nicht mehr ganz so fest wurde, aber dennoch schön anzusehen war.

„Oh, Frau Doktor, ich komme gleich!“, stöhnte er hastig und ich ließ von ihm ab.

Er aber flehte: „Bitte, Herrin, nicht weggehen! Ich komme doch gleich.“

Ohne Eile zog ich vor seinen Augen meinen Slip aus. Sein Körper zitterte und war angespannt. Er wusste nicht, was nun geschah, denn das hatte ich bisher noch nie bei ihm gemacht. Ich schob meinen Rock nach oben, stieg auf das Bett und setzte mich über sein Gesicht.

„Na, gefällt dir dieser Anblick?“, fragte ich.

„Oh, Frau Doktor, das ist ja der Wahnsinn!“, rief er.

Langsam drückte ich ihm meine Möse ins Gesicht und er leckte und schmatzte dabei. Ich begann wieder, seinen Schwanz zu massieren und dann befahl ich ihm: „Jetzt will ich deine Sahne sehen, komm, versuch mir auf diese wunderschönen Titten zu spritzen.“ Er leckte immer wilder und ich drückte meine Möse noch fester auf sein Gesicht, sodass er keine Luft mehr bekam.

„Los, komm schon, sonst wirst du ersticken!“

Sein Körper bäumte sich auf und eine kleine Menge Sperma ergoss sich auf seinen Bauch.

Er lag lange noch mit geschlossenen Augen da. Der dritte Liter war, ohne dass er es so richtig mitbekommen hatte, in seinen Darm gelaufen.

„Oh, Frau Doktor, ich glaube, ich muss jetzt aufs Klo, ich

kann es bald nicht mehr halten!“, sagte er ganz unvermittelt.

„Ich mache dich gleich los. Aber wenn etwas daneben geht, werde ich dir dein Gesicht in die Scheiße drücken, das weißt du, oder?“

„Ja, Lady Pia, das weiß ich noch und das will ich nie mehr erleben müssen!“, stammelte er ängstlich.

Den Rest der Session verbrachte er auf dem Klo. In der Zwischenzeit reinigte ich die Klinik und desinfizierte die verwendeten Materialien. Dabei schaute ich häufiger nach ihm. In der Toilette stank es fürchterlich, aber nach ihm zu sehen gehörte zu meiner Arbeit. Bei jedem Blick auf ihn sah ich, wie viel gelöster sein Gesichtsausdruck wurde.

„Wissen Sie, Frau Doktor, es ist schrecklich, wenn man nicht aufs Klo kann! Ich brauche Sie so sehr und ich hoffe, ich darf wiederkommen?“

• *Sklavin Kathy*

Sie war ein ausgesprochener Glücksfall für mich. Angesprochen hatte sie mich in einem Swingerclub. Sie war mit ihrem Mann dort, wurde regelmäßig von ihm behandelt und nicht selten vorgeführt. Eine Schönheit war sie nicht, aber nie hatte ich vorher eine Frau erlebt, die derart devot und demütig war wie sie. Wenn die beiden im SM-Raum spielten, sah ich gerne zu. Ihr Blick faszinierte mich sehr. In Situationen großer Schmerzen ging er ins Leere, fast wie in Trance und sie schien nicht bei sich zu sein. Kein Laut kam ihr über die Lippen, wenn ihr Mann sie blutig peitschte. Nur wenn er von ihr abließ, um sie zu streicheln, kam sie zu sich, schloss die Augen und gab sich ganz dem Gefühl der Lust hin. Dann stöhnte sie, ihr Körper wand sich seinen Händen entgegen und sog die weichen, zärtlichen Berührungen wie ein trockener Schwamm in sich auf.

Mühelos wurde sie mit acht Männern fertig. Sie machte mit ihnen, was ihr Mann ihr befahl. Dabei war sie meist in dicke Seile eingeschnürt, fast bewegungsunfähig, hatte schwere Gewichte an den Brustwarzen und wurde von ihrem Mann per Fernbedienung mit Elektroschocks an den Schamlippen gefoltert. Je mehr er sie folterte, desto mehr Lust verschaffte er ihr damit.

„Einer Frau zu dienen muss sehr schön sein. Das habe ich mir schon so oft vorgestellt!“, sagte sie zu mir, während sie sich neben mich auf einen Barhocker setzte. „Mein Mann weiß zwar, dass ich Frauen mag, aber wenn wir hier im Club sind, befiehlt er mir meistens, nur Männer zu bedienen!“, erzählte sie traurig weiter.

„Was stellst du dir denn vor?“, fragte ich sie neugierig.

„Ich würde gern einmal einer Frau dienen. Also nicht dienen, wenn mein Mann es anordnet, sondern ihr nach ihren Befehlen dienen. Wenn du mit Frauen auf der Matte bist, schaue ich dir oft zu und bin neidisch. Manchmal treffe ich hier die eine oder andere Bekannte,

aber die sind alle nicht dominant. Und soll ich dir sagen, was am geilsten wäre? Wenn ich nur einmal einen ganzen Tag bei dir sein könnte und dich und deine Gäste, nach deinen Befehlen, bedienen müsste!“, schwärmte sie.

„Du kannst mich doch einfach im Studio besuchen oder wenn ich unter der Woche hier im Club bin! Manchmal arbeite ich mit Sklavinnen und es wird häufig danach verlangt!“, bot ich ihr an. Plötzlich leuchteten ihre Augen und eine leichte Erregung sprang aus ihrem Gesicht. Wir tauschten unsere Handynummern aus. Noch bevor wir uns verabreden konnten, befahl ihr Mann sie per Pfiff zu sich, legte ihr ein Halsband mit Hundeleine an und trug ihr auf, einen Mann zu blasen, der neben ihm saß.

Einige Wochen später rief sie mich an. Ich hatte die Begegnung mit ihr schon fast vergessen und Mühe, mich an sie zu erinnern.

„Weißt du, wer dran ist?“, flötete sie ins Telefon.

„Nein“, antwortete ich wahrheitsgemäß.

„Ich bin Kathy aus dem Swingerclub. Du hattest mir mal deine Handynummer gegeben. Eigentlich wollte ich mich schon früher melden, aber das hat irgendwie nie geklappt. Jetzt ist es so, dass mein Mann geschäftlich für eine Woche unterwegs ist und ich dich besuchen könnte, ohne dass er etwas davon mitkriegen würde. Hast du noch Interesse?“

„Ja, klar. Wann kannst du kommen? Schlafen könntest du im Studio“, antwortete ich.

„Ich könnte gleich morgen kommen und für einige Tage bleiben, je nachdem, wie es mir bei dir gefällt“, sagte sie lachend.

Ich hatte angenommen, dass unser kurzes Gespräch im Club nur leeres Gerede gewesen war, so war ich nach dem Telefonat angenehm überrascht. Ich freute mich auf sie und änderte die Anzeige in der Zeitung für die nächsten Tage: Domina Pia mit Sklavin Kathy.

Sie war vollkommen verändert, als sie vor mir im Studio stand. Gelöst und strahlend blickte sie sich im Studio

um und sah mir voller Vorfreude ins Gesicht. Im Lauf der nächsten Tage erzählte sie mir, wie sie von ihrem Mann daheim unterdrückt wurde, immer nach seiner Pfeife tanzen musste und nur im Club wirklich glücklich war. Dann war er nämlich zugänglicher, weil er sie stolz präsentieren konnte und er von vielen Männern um so eine Frau beneidet wurde.

Kathy kümmerte sich um mein Wohlbefinden. Sie bekochte mich, kaufte ein, wusch meine Wäsche und wenn ich am Tisch saß, um ihre frisch gekochten, leckeren Mahlzeiten zu genießen, kniete sie unter dem Tisch und leckte mich mit Begeisterung. Nach dem Essen kratzte ich die Reste aus den Töpfen zusammen in einen Hundenapf, den sie, mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen, unter dem Tisch ausschleckte.

Sie beschämte mich mit ihrer Demut. Schon damals wusste ich, dass ich sie sehr vermissen würde, wenn die Woche um war und sie wieder abreiste.

Am ersten Tag hatten wir keinen Termin zusammen. Dennoch war sie immer bei mir. Entweder fesselte ich sie an die Wandhaken im Studio oder ich sperrte sie in den vorhandenen Käfig, in dem sie kauern die Session beobachten konnte. Für die Kunden war es ein erregendes Gefühl, eine Sklavin eingesperrt neben sich zu haben, die zuschauen konnte.

Am zweiten Tag hatten wir einen Kunden, der uns beide wollte. Das Spiel sollte folgendermaßen ablaufen: Zuerst wollte er Kathy behandeln und dabei so viele Fehler machen, dass ich ihn dafür bestrafen musste.

Kathy war total aufgeregt und ich musste ihr versprechen, sie nicht eine Sekunde mit dem Kunden alleine zu lassen, was ich sowieso niemals getan hätte.

Sie war nackt, hatte nur hochhackige weiße Schuhe an und die Haare fielen ihr in großen, dunkelblonden Locken über die Schultern. Um ihr Alter machte sie immer ein Geheimnis, aber ich schätzte sie auf 35 Jahre. Kathy war nicht schlank, aber auch nicht dick, ihr mittelgroßer Busen war knackig und schön geformt.

Der Kunde befahl ihr, sich mitten ins Studio zu stellen und sich prüfen zu lassen. Mehrmals ging er um sie herum und schaute sie sich genau an. Kathy hielt brav ihren Blick gesenkt. Dann legte er ihr eine Augenbinde an, fesselte sie auf der Streckbank und zog sie lang, sodass sie völlig unbeweglich war. Er zündete eine Kerze an, die sie mit ihrem Mund festhalten sollte. Nach kurzer Zeit rann das warme Wachs an der Kerze entlang auf ihre Lippen. Ich beobachtete sie ganz genau, denn wir hatten Zeichen ausgemacht, wann ich eingreifen sollte. Aber sie war ganz still.

Mit einem Seil band er ihre Brüste sehr fest ab und befestigte an ihnen Brustklammern, die er, ganz nach seiner Lust, immer weiter zudrehte und ihr damit heftigen Schmerz verursachen musste. Kathy stöhnte noch nicht einmal.

Der Kunde war eifrig bei der Sache, seine Erregung wuchs und war deutlich zu erkennen. Zwischendurch bemerkte ich, wie er sich vor Wollust die Lippen leckte. Mit einer Peitsche folterte er ihre bläulich schimmernden Brüste. Ich war wieder beeindruckt, wie demütig sie die Schmerzen aushielt und sie sogar zu genießen schien.

Als es den Kunden langweilte, ihre Brüste zu foltern, nahm er die Kerze aus ihrem Mund und ließ das heiße Wachs aus einer kurzen Entfernung auf die misshandelten Brüste tropfen, dann auf ihre Scham. Kathy stöhnte vor Lust. Mit der Hand erkundete der Kunde ihre Möse und sagte lächelnd: „Sie ist ganz nass!“

„Dann wirst du sie jetzt lecken“, sagte ich zu ihm und er begriff sehr schnell, dass sich nun das Spiel ändern würde, weil ich eingriff.

„Ja, Herrin!“, antwortete er.

„Mach meine Sklavin los!“, befahl ich ihm. „Sie soll sich auf den Rand der Streckbank setzen.“

„Nun knie dich hin und leck meine Sklavin!“ Sofort ließ er sich vor ihr auf die Knie fallen und begann, sie zu lecken. Nach einer Weile fragte ich Kathy: „Na? Wie leckt er dich?“

Vorher hatten wir ausgemacht, dass sie sagen sollte,

der Kunde mache es nicht gut genug.

„Herrin, er muss noch üben, er stellt sich ungeschickt an“, antwortete sie leise. Zur Strafe peitschte ich Rücken und Po des Kunden.

„Leck sie anständig, gib dir Mühe!“, forderte ich ihn laut auf. „Oder kannst du das nicht? Erst die ganze Möse mit breiter Zunge auslecken, schön von unten bis oben und dann mit der Zungenspitze die Klitoris umkreisen! Wenn du merkst, dass sie geil ist und ihre Möse deiner Zunge entgegen schiebt, dann bewegst du deine Zunge schnell hin und her, immer über ihre Klitoris.“

„Ja, Herrin!“, sagte er kurz und gab sich sofort wieder seiner Aufgabe hin.

Ich stellte mich hinter ihn und streichelte Kathys Brüste, worauf sich ihre Erregung noch mehr steigerte und ihr Atem schneller wurde. Dann bückte ich mich, knetete die Brustwarzen des Kunden und zog sie lang. Nun konnte ich genau beobachten, wie er sie leckte und dabei ihren Duft der Lust riechen.

Die Szene machte mich an. Gern hätte ich Kathy geleckert und mich dabei von meinem Mann von hinten ficken lassen. Es passierte mir oft, dass ich bei der Arbeit scharf wurde und ich manchmal heimkam und über Robert herfiel. Er fand das fantastisch, meistens jedenfalls.

Schnell zog ich nun die vorher bereitgelegten Handschuhe über, tunkte einen Finger in Melkfett und bearbeitete den Anus des Kunden, der Kathy hingebungsvoll leckte. Er war weich und ließ sich leicht, auch mit drei Fingern, dehnen. Das war für mich Anreiz eines neuen Spiels.

Kathy schnallte ich bäuchlings auf den Strafbock. Ihre Brüste und die Klammern daran mussten sehr schmerzen, aber sie benutzte keines der vereinbarten Zeichen und sagte nichts. Dem Kunden zog ich ein Kondom über und befahl ihm, sie von hinten zu ficken. Inzwischen hatte ich einen Umschnalldildo angezogen, über den Gummischwanz auch ein Kondom gezogen und drang langsam in den Anus des Kunden ein. Als der Umschnalldil-

do bis zum Anschlag in ihm war, befahl ich ihm, sich zwischen mir und Kathy hin- und herzubewegen. Wollte er sie stoßen, musste er sich vorher zwangsläufig gegen den Umschnalldildo drücken. Sehr langsam und genüsslich bewegte er sich zwischen uns, wurde aber allmählich schneller.

„Herrin, darf ich bitte kommen?“, stöhnte er atemlos.

„Ja, lass es laufen!“, antwortete ich. Er kam leise, aber ich bemerkte, wie er seine Finger in Kathys Po vergrub und seinen Oberkörper dann heftig zuckend auf ihren Rücken fallen ließ.

Als der Kunde ging, war Kathy immer noch auf dem Strafbock festgeschnallt. Ich machte sie los, drehte sie um und erlaubte ihr, zu masturbieren.

„Herrin, so geht das doch nicht. Ich kann mich nicht befriedigen, während Sie zuschauen. Darf ich Sie nicht wenigstens dabei lecken?“, fragte sie mich. Aber ich antwortete ihr nicht und da sie noch die Augen verbunden hatte, wusste sie nicht, ob ich noch da war oder schon draußen. Also masturbierte sie weiter und ich schaute ihr dabei zu, sie kam aber nicht.

Nach einer Weile ging ich auf sie zu, entfernte ihr die Augenbinde, das Seil um die Brust und die Klammern und streichelte sie. Dann befahl ich ihr, sich vor mich zu knien und meine Möse zu lecken, während sie sich weiter bis zum Orgasmus streicheln sollte. Sie machte ihre Sache gut, denn erst als die Wellen meines Orgasmus abebbten, kam sie!

Unsere kurze Beziehung endete heftig, als ihr Mann plötzlich auftauchte und sie unter Geschrei und Schlägen aus dem Studio zog. Wie er es erfahren hatte, konnte ich mir nicht erklären. Als Gast getarnt, hatte er einen Termin mit mir vereinbart und die Sklavin dazu gebucht.

Heute noch denke ich gern an sie. Im Swingerclub tauchten die beiden nie mehr auf, das Handy war lange abgeschaltet und danach meldete sich eine mir fremde Person.

• *In meiner Heimat*

„Du hast dir auch hier ein Studio gesucht?“, fragte meine Mutter entgeistert. „Du weißt, dass mir das gar nicht so gut gefällt. Ich habe Angst um dich, wenn du so etwas machst. Den Männern auf den Po hauen! Die sind doch alle eklig!“ Sie schüttelte sich, als sie das sagte.

„Ach Mama, ich bin jetzt für eine Weile da, weil ich dich nicht alleine lassen will, aber du brauchst mich nicht den ganzen Tag. Ich würde gern arbeiten, mir ist das sonst zu langweilig. Alexander kann sich währenddessen um dich kümmern, er ist jetzt groß genug und kann alles im Haushalt machen“, antwortete ich.

Meine Mutter war schwer erkrankt. Da sie sich noch zu jung fühlte, um zu uns zu ziehen und ihre Unabhängigkeit aufzugeben, hatte ich mich kurz entschlossen dafür entschieden, die langen Sommerferien mit meinen Kindern Johannes und Alexander in meiner Heimatstadt zu verbringen. So war ich in ihrer Nähe.

Für mich war es, genau betrachtet, keine Last, denn ich hatte schon immer viel Heimweh gehabt, so kam es mir sehr entgegen, dass ich mich um sie kümmern musste. Allerdings brauchten wir auch das Geld, das ich verdiente. Also suchte ich mir im Internet ein Studio aus und bewarb mich. Da während der Sommerferien überall Personal fehlte, wurde ich sofort genommen, zumal professionelle und erfahrene Dominas selten eine Stelle suchen.

Das Studio gefiel mir ausgesprochen gut. Altbau, mit knarrenden Dielen, hohen Räumen und Stuck an den Wänden und der Decke. Der Klinikraum war wie ein richtiges Arzt- oder Behandlungszimmer ausgestattet, die Studioräume niveauvoll eingerichtet. Ich lebte mich schnell ein.

* * *

„Ich gehe, das ist sicher mein Mann!“, rief meine Kollegin aus der Küche, als es klingelte. Ich setzte mich wieder vor den PC, da ich aufgesprungen war, um meine Stiefel und mein Lackkleid anzuziehen. Wenn kein Kunde im Studio war und keine Termine anstanden, durfte ich im Internet surfen. Der Sommer war sehr heiß, so zog ich mich in den Pausen bis auf die Unterwäsche aus, aber wenn es klingelte, wurde es hektisch im Aufenthaltsraum, da wir dem Kunden immer perfekt angezogen und geschminkt die Tür öffneten.

Sie kam mit einem sehr großen, stämmigen, ganz in Schwarz gekleideten Mann ins Büro. Seine langen Haare waren im Nacken zu einem Zopf zusammengebunden. Sein einnehmendes Lächeln gefiel mir sofort.

„Pia, darf ich dir meinen Mann vorstellen?“, fragte Viola, und zu ihrem Mann: „Roland, das ist Pia, meine neue Kollegin.“

Ich stand auf, gab ihm die Hand und schaute ihm in die Augen. Sein Blick war überrascht und durchdringend, was mich irritierte, denn dominante Männer interessierten sich für gewöhnlich überhaupt nicht für Dominas. Viola hatte mir an diesem Tag erzählt, dass er dominant und sie Switcher sei. Da das Telefon klingelte und sie höchstwahrscheinlich mit ihrem Mann sprechen wollte, deutete ich mit einer Handbewegung an, dass sie in die Küche gehen sollten. An diesem Tag sah ich ihn nicht mehr.

Eine Woche später kam Roland mit einer Pizza ins Studio.

„Was willst du denn hier?“, fragte ich ihn erstaunt, denn ich wusste, dass Viola mit ihren Kindern zur Kur gefahren war.

„Mir ist es langweilig daheim. Außerdem bin ich gern hier, ich liebe die Atmosphäre!“, sagte er und dann fügte er noch hektisch hinzu: „Es ist aber mit der Chefin abgesprochen, dass ich ab und zu herkomme!“

„Davon weiß ich zwar nichts, aber komm rein. Das duftet zu herrlich, als dass ich dich wegschicken könnte“, erwiderte ich und lächelte ihn an.

Wir gingen zusammen in die Küche. Da die Kollegin in einer Session war, blieben wir alleine. Ich deckte den Tisch mit Tellern und Besteck und er stand da und beobachtete mich.

„Warum starrst du mich so an?“, fragte ich ihn.

„Ich weiß es nicht so genau!“, bekannte er. „Irgendwie kommst du mir bekannt vor! Viola erzählte mir, dass du in T. wohnst, aber das sind fast 300 Kilometer!“

„Na ja, vielleicht haben wir uns einmal irgendwo gesehen, denn ich bin hier geboren. Ich lebe nur nicht mehr hier!“

„Hast du in der Nordstadt gewohnt?“, fragte er sofort und machte ein Gesicht, als wenn ihm ein Licht aufginge.

„Ja, da bin ich aufgewachsen. Warum fragst du?“

„Weil ich da auch aufgewachsen bin und du Baujahr 59 oder 60 sein musst und deine Schwester Dagmar heißt. Wie du mit richtigem Namen heißt, weiß ich nicht mehr!“ Mir blieb die Spucke weg. „Ja, das stimmt“, antwortete ich, „aber wer bist du?“

„Ich bin Roland Wagner. Wir waren die letzten beiden Jahre in der Hauptschule zusammen in einer Klasse, Erinnerst du dich nicht mehr?“

„Nö“, antwortete ich verlegen.

„Ich habe dir einmal sehr weh getan, zeig mir mal deine rechte Hand!“ Ich gab ihm meine Hand, er legte sie in seine linke und streichelte mit der rechten darüber.

„Diesen Finger hier“, dabei nahm er meinen Mittelfinger und schüttelte ihn leicht, „diesen Finger hier habe ich dir gebrochen!“

Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. „Ja klar, jetzt weiß ich, wer du bist!“

Die Jungs aus der Klasse wollten mich damals ärgern und warfen die Utensilien aus meinem Mäppchen im Gang auf den Boden und kickten damit. Als ich meinen Spitzer aufheben wollte, kam Roland angerannt. Er

wollte den Spitzer mit dem Fuß zu sich ziehen und tappte mir dabei mit seinen schweren Stiefeln auf die Hand. Ich hatte einen offenen, sehr lange schmerzhaften Bruch am Finger davongetragen.

Jetzt wusste ich auch, warum ich eine seltsame Nähe zu ihm empfunden hatte. Mit einem breiten Grinsen sagte ich: „Los, komm her! Ich fessele dich und bestrafe dich für die Schmerzen, die du mir angetan hast!“

„Muss das sein?“, fragte er lachend.

„Nein, nein, eine Pizza reicht vorerst als Wiedergutmachung.“

Lange sah ich in sein Gesicht und entdeckte den Jungen von damals darin, der burschikos mit mir umgegangen war, mich aber dennoch mochte. Wie angewurzelt stand ich da, unfähig mich zu bewegen, so überrascht war ich wegen der neuen Wendung, die diese zunächst oberflächliche Bekanntschaft nahm. Er aber kam auf mich zu und wir umarmten uns. Wir konnten es beide kaum fassen, dass wir uns ausgerechnet in einem SM-Studio wieder trafen. Es waren inzwischen 30 Jahre vergangen, seit wir den Hauptschulabschluss gemacht hatten.

„Wie geht es Dagmar?“, war seine erste Frage an mich.

„Dagmar ist gestorben“, brachte ich hervor. Ich musste schlucken, sofort standen mir die Tränen in den Augen.

„Oh, das tut mir Leid“, sagte er und drückte mich noch einmal fest an sich. Unter Tränen erzählte ich ihm alles, er war fassungslos. Meine Schwester hatte einmal die Klasse wiederholen müssen, so kam es, dass sie die letzten beiden Jahre, wie Roland auch, in meiner Klasse gewesen war.

Für den Rest des Tages blieb er im Studio und wir unterhielten uns, kramten alte Erinnerungen heraus, lachten und weinten, mal aus Trauer, mal vor Freude. Mir fiel sofort auf, wie viel mehr als ich er von damals wusste. Es war eine Zeit meiner Kindheit, an die ich nicht gern erinnert wurde, zumal ich nach meiner gelungenen Psychotherapie glaubte, diese Phase sei abgeschlossen. Wie oft hatte ich auf der Couch gelegen

und mich erinnert, erzählt, geweint und schließlich getrauert.

Plötzlich dachte ich an eine Einladung zu einem Klassentreffen, die ich vor meiner Abreise daheim in meinem Briefkasten gefunden hatte. Einer der Schulkameraden war inzwischen Rektor der Hauptschule geworden und lud zur Fete „30 Jahre nach dem Hauptschulabschluss“ ein. Es sollte am letzten Wochenende der Schulferien stattfinden, an dem ich noch in meiner Heimatstadt war.

„Du kommst doch mit zum Klassentreffen? Hast du die Einladung auch bekommen?“, fragte ich Roland.

„Nee, da komme ich nicht mit. Das ist mir zu doof!“, antwortete er.

„Also, wenn ich hingehen kann, obwohl ich dort die schlimmste Zeit meines Lebens verbracht habe, dann kannst du das auch. Wenn du nicht wegen dir hingehen möchtest, dann begleite mich doch bitte! Ich wäre froh, wenn ich nicht alleine gehen müsste. Das gemeinsame Essen findet auch noch in der ‚Buche‘ statt. Dort hinzugehen kostet mich Überwindung, und wenn ich das kann, dann gehst du mit! Versprich es mir!“, bat ich und hielt ihm meine Hand hin.

„Aber nur, wenn du mir eine Frage beantwortest. Warum war das eine schlimme Zeit?“, fragte er und drückte meine Hand zum Versprechen.

Die „Buche“ war eine Gaststätte, die meine Eltern damals betrieben. Schon als ich die Einladung gelesen und daraus entnommen hatte, dass wir alle dort essen gehen wollten, erschrak ich. Ich würde also nicht nur meine Klassenkameraden sehen und meine alte Schule, sondern auch an dem Ort sein, an dem ich die schwersten Jahre meiner Kindheit verbracht hatte.

„Eine Reise in die Vergangenheit, willst du das tun?“, fragte ich mich selbst. „Ja“ war die spontane Antwort.

„Sag mir, wie war das damals?“, fragte ich Roland, „wie hast du mich und meine Familie damals empfunden?“

Hast du bemerkt, dass es mir nicht gut ging?“

„Nein, gar nicht“, antwortete er, „ihr wart eine ganz normale Familie, warum fragst du?“

„Du glaubst gar nicht, wie gut mir das tut! Ich dachte immer, jeder müsse sehen, was bei uns los ist.“

Mein Vater war ein choleraischer Trinker, der nichts unversucht ließ, um meine Mutter und uns Kinder, meine beiden Schwestern und mich, zu tyrannisieren. Zu seinen Stammgästen sagte er manchmal: „Was brauche ich Personal, ich habe doch einen Haufen Büchsen!“

Nach der Schule riss uns unsere Mutter die Ranzen vom Rücken und stellte uns in die Küche oder hinter die Theke. Während der Mittagspause waren meine Eltern im Bett und wir Kinder machten Hausaufgaben. Wenn es danach, gegen Abend, in der Gaststätte losging, mussten wir weiterarbeiten. Die Älteste, also Dagmar, stand immer am längsten im Lokal.

Mein Vater ging willkürlich mit uns um, unvorhersehbar, manchmal grausam. Egal, wie wir uns verhielten, er fand immer einen Grund, uns vor den Gästen zu demütigen. Meine Wut stieg damals ins Unermessliche.

* * *

Als ich am Tag des Klassentreffens zu Roland ins Auto stieg, war ich sehr nervös. Er war ganz in schwarzes Leder gekleidet und seine Haare trug er, wie immer, im Nacken zusammengebunden.

„Geht's dir gut?“, fragte er mich.

„Na ja, ich bin so froh, dass du bei mir bist!“, antwortete ich nur. Die Fahrt über schwiegen wir.

Die Reise in die Vergangenheit fing schon auf dem Weg dorthin an. Die Straßen und Häuser hatten sich sehr verändert, aber dennoch erkannte ich meine Heimat. Die Schule war so geblieben, wie sie gewesen war, der Außenanstrich schien kürzlich erst erneuert worden zu sein.

Vor der großen Eingangstür stand Hans, der nun der Hausherr war, und begrüßte seine Gäste. Den Weg musste er uns nicht erklären, er war vertraut, auch wenn alles für uns Erwachsene fremd erschien.

Im Klassenzimmer waren schon viele Leute und unterhielten sich. Ich war ziemlich verblüfft, weil ich niemanden erkannte. Viele ehemalige Klassenkameraden kamen auf mich zu. Sie wussten alle meinen Namen, aber ich erkannte niemanden.

„Ich bin Lydia, damals war ich deine beste Freundin. An mich erinnerst du dich auch nicht mehr?“, fragte eine Frau sichtlich enttäuscht.

„Tut mir Leid, ich erinnere mich nicht!“

Roland nahm mich bei der Hand und zog mich zu einer Wand, an der alte Fotos von uns hingen.

„Das ist Lydia!“, erklärte er und zeigte mit dem Finger auf sie. Da erinnerte ich mich. Mit dem Foto in der Hand war es nun ganz leicht, auch die anderen zu erkennen. Dabei wurde mir bewusst, dass ich aus dieser Zeit kein einziges Foto zu Hause hatte.

Ich schaute mir die anderen Bilder an. An der Seite hing ein Gruppenfoto unserer Abschlussklasse. Ich erschrak. Das Mädchen, das ich gewesen sein musste, stand mit ernsten, in völlige Leere blickenden Augen da, die Lippen fest zusammengepresst. Sie wirkte unendlich einsam, aber auch wütend verstockt, und ich hatte das Bedürfnis, sie an der Hand zu nehmen und ihr zu sagen:

„Es wird alles gut!“

Nachdem wir mit einem Glas Sekt angestoßen hatten, machten wir uns auf den Weg ins Lokal, meinen alten Schulweg. Roland wollte erst fahren, aber ich bat ihn, den Weg mit mir zu laufen. Roland nahm mich in den Arm und wir gingen schweigend los.

Das Lokal hatte sich äußerlich kaum verändert, einzig die Bäume waren viel höher gewachsen. Mit Beklemmung öffnete ich die Tür. Auch innen war vieles so wie damals. Die Holztäfelungen waren noch genauso wie früher, nur die Anordnung der Tische war anders. Im Nebenzimmer war jetzt auch normaler Essbetrieb, es

gab keine Spielgeräte mehr wie damals, kein Kicker, Bowlingtische und Flipper.

Die Durchreiche in die Küche war auch noch da und ich konnte einen kurzen Blick hineinwerfen, als sie geöffnet war.

„Wie oft ich wohl diese Cromargantische abgewischt habe?“, dachte ich bei mir.

„Ich muss mal schnell auf die Toilette, nimmst du bitte meinen Mantel?“, fragte ich Roland und drückte ihm meinen Mantel und meine Tasche in die Hand. Langsam schritt ich die Stufen zur Toilette im Keller hinab. Meine anfänglichen Beklemmungsgefühle wichen einer aufgeregten Neugierde. Ich hatte mir vorgenommen, alles anzuschauen, auch wenn es Angst auslösen würde. Aber ich hatte keine Angst. Verwundert stellte ich fest, wie leicht es mir fiel, diese Treppe hinunterzugehen.

* * *

Im Flur blieb ich stehen und schaute auf eine Tür, hinter der sich die anderen Kellerräume und Kühlhäuser befanden. Auch die Waschküche war dort und mir fiel ein, dass ich dort einmal meinen Vater vorgefunden hatte. Elf Jahre musste ich damals gewesen sein. Meine Mutter hatte in der Schule angerufen und dem Rektor irgendeine Geschichte erzählt, damit er mich nach Hause schickte. Das war mir so unendlich peinlich, weil ich dachte, das jeder wüsste, was bei uns fast jede Nacht geschah.

„Er liegt im Keller auf dem kalten Boden. Du musst ihn dazu bringen, ins Bett zu gehen, er ist eiskalt!“, sagte meine Mutter aufgereggt zitternd, als ich zur Tür hereinkam.

„Warum hast du mich aus der Schule geholt? Das kannst du doch alleine!“, erwiderte ich genervt.

Meine Mutter schüttelte den Kopf. „Wenn ich hinuntergehe, schreit er wie verrückt herum, er will nur dich

sehen!“

Ein grausiges Bild bot sich mir. In Unterhemd und Unterhose lag mein Vater auf dem Estrich vor der Waschmaschine neben dem Abfluss. Seine Brille lag weit entfernt auf dem Boden und war zerbrochen, er hatte sie wohl in einem Wutanfall weggeschleudert. Er lag mit dem Rücken zu mir gewandt. Der dunkle Fleck in seiner Unterhose verriet mir, dass er in die Hose gemacht hatte, wahrscheinlich hatte er auch hinein gepinkelt, überlegte ich. Der Geruch von Fäkalien und Erbrochenem schlug mir Ekel erregend entgegen.

„Und, was ist mit ihm?“, kreischte meine Mutter von oben. Anstatt zu antworten, ging ich wieder hinauf und fragte: „Und deshalb holst du mich aus der Schule? Sieh zu, wie du damit fertig wirst, ich kann ihn nicht ins Bett schaffen, er ist mir zu schwer!“

Noch bevor ich zu Ende gesprochen hatte, schlug sie mir mitten ins Gesicht.

„Du bist doch sein Liebling, also gehst du jetzt da runter und bringst ihn dazu, ins Bett zu gehen!“, zischte sie mich an. „Der wird sterben, wenn er noch länger daliegt! Daran willst du doch nicht schuld sein, oder?“ Sie war vollkommen außer sich.

„Nein, Mama“, erwiderte ich. Die Tränen rannen mir auf dem Weg in den Keller über das Gesicht.

Ratlos stand ich eine Weile neben meinem Vater und wusste nicht, was ich tun sollte. Von hinten tippte ich ihm sacht auf den Oberarm und flüsterte: „Papa!“ Er versuchte, mich zu schlagen, aber da ich hinter ihm war, erreichte er mich nicht.

„Hau ab, du Dreckschlampe! Ich will dich nie mehr sehen!“, schrie er. Ich stieg über ihn und sah sein voll gekotztes Unterhemd, mich ekelte es furchtbar!

„Aber Papa, ich bin es doch!“, sagte ich etwas lauter. Da machte er die Augen auf und sah mich an. Sie waren knallrot, geschwollen und seine Lippen zitterten, das Gesicht war nass von Tränen.

„Weißt du, was diese Hurenfotze mit mir gemacht hat?“, fragte er mich.

„Nein, Papa. Ich will das auch nicht wissen! Du musst aufstehen und mit mir hochgehen!“

„Hat sie dich also auch eingewickelt? Jetzt habe ich niemanden mehr!“, jammerte er lauthals.

„Papa, ich halte doch zu dir, das weißt du. Komm jetzt, steh auf!“, forderte ich ihn auf, aber er rührte sich nicht. Da kullerten erneut Tränen über sein Gesicht.

„Ich schäme mich, weil du mich so siehst“, sagte er leise.

„Mach dir keine Sorgen, ich wasche dich erst einmal“, besänftigte ich ihn. Mit aller Kraft zog ich ihn am Oberarm hoch, damit er sitzen konnte.

„Los, hilf mit, du bist zu schwer!“, forderte ich ihn auf und zu meinem Erstaunen befolgte er dieses kurze Kommando sofort.

Ich nahm einen Waschlappen von der Wäscheleine und frische Unterwäsche für ihn. Mit dem Putzeimer holte ich warmes Wasser und wusch ihm das Gesicht.

„Du bist meine Beste“, gurgelte er stolz.

„Ja, Papa, ich weiß!“, gab ich zurück und mir fiel ein, wie oft er mir versprochen hatte, mit mir wegzugehen. Nach Afrika wollte er und mich mitnehmen.

Nach Feierabend, wenn er getrunken und mit meiner Mutter gestritten hatte, weckte er mich regelmäßig und jammerte sich bei mir aus. Er saß am Bettrand, knetete meine Hand, dass sie weh tat und benutzte mich als Seelsorger. Ich wusste alles von den Untaten meiner Mutter und von ihr wusste ich alles von meinem Vater. Das Schlimmste waren die vielen Versprechungen, die keiner von beiden jemals eingehalten hatte. Daran dachte ich, als ich meinen Vater so sah.

Nachdem ich sein Unterhemd ausgezogen hatte, wusch ich seinen Oberkörper sowie seinen dicken Bauch und zog ihm das frische Hemd an.

„Kannst du aufstehen?“, fragte ich ihn, aber er antwortete nicht. In der Ecke stand ein Stuhl, ich holte ihn heran und befahl ihm mit fester Stimme: „Zieh dich da hoch und setz dich drauf!“

Jämmerlich sah er aus, als er sich aufzuraffen versuchte, aber er bemühte sich eifrig. Die Scheiße rann ihm die Beine hinunter und ich erkannte, dass die verklebten Fäkalien nicht mit einem Waschlappen entfernt werden konnten. Kurzerhand nahm ich den Wasserschlauch und eine Bürste und drehte den Hahn auf.

„Nimm das Hemd zwischen die Zähne, damit es nicht wieder nass wird“, befahl ich ihm.

„Ja, Schätzchen!“, flötete er süffisant und fand das auch noch lustig mit seinem besoffenen Kopf.

„Das gefällt dir doch, mal einen richtigen Schwanz zu waschen, hä?“, schrie er mich an, doch ich tat so, als hätte ich es nicht gehört.

„Steh auf! So kann ich dich nur vorn waschen!“, sagte ich bestimmt und wunderte mich über meinen Tonfall. In dieser Situation erkannte ich zum ersten Mal sehr deutlich, dass ich weiterkam, wenn ich sehr kurz gehaltene Befehle, ohne Erklärungen, so selbstbewusst wie möglich ausdrückte.

Er begann zu zittern, weil das Wasser im Schlauch eiskalt war.

„Beeil dich!“, dachte ich bei mir. Über der Wäscheleine hing ein trockener Schlafanzug, den ich ihm anzog. Auf mich gestützt gingen wir langsam nach oben.

Meine Mutter stand am Kelleraufgang und zeterte verächtlich weiter. Ich erinnere mich nicht mehr so genau daran, was sie alles sagte, aber ich befahl ihr mit ruhiger und leiser Stimme: „Mama, halt den Mund! Du regst ihn nur noch mehr auf. Ich gehe sofort, wenn du nicht verschwindest!“ Verächtlich schaute sie mich an und verschwand in der Küche. Aber sie war verstummt.

Nachdem ich meinen Vater ins Bett gesteckt hatte, ging ich in die Küche, um nach meiner Mutter zu sehen.

„Rede nie mehr so mit mir, hast du verstanden? Du hast keine Ahnung, was mit deinem Vater los ist und immer hältst du zu ihm!“, ermahnte sie mich. „Weil du hier so großkotzig rumgemault hast, gehst du jetzt wieder sofort in die Schule!“

„Ich soll jetzt noch für die eine Unterrichtsstunde in die

Schule zurück? Ich muss mich doch auch erst noch waschen!“, antwortete ich entgeistert, denn meine Kleidung war verschmiert und in meiner Nase haftete penetrant der Gestank von Kot und Erbrochenem. „Nichts da, verschwinde!“ schrie sie.

Es war das reinste Spießrutenlaufen.

Mit dem beißenden Geruch von Fäkalien in der Nase lief ich zur Schule zurück. Alle, Lehrer und Schüler, fragten mich, was los gewesen sei. Ich wusste keine Antwort, deshalb sagte ich nichts. Mein Mund blieb tagelang verschlossen. Der Schock, Vater und Mutter als Eltern verloren zu haben, saß tief. Unsäglich litt ich unter der Kälte und Verachtung, die mir meine Eltern entgegengebracht hatten.

Alleine der vielsagende und mitleidige Blick meiner Schwester in der Schulbank tröstete mich etwas. Ihr musste ich nichts erklären, sie kannte diese Dramen und konnte sich ungefähr denken, was geschehen war.

* * *

Ein anderes Mal weckte mich Dagmar aufgeregt.

„Hörst du nicht, dass sie schon wieder streiten und sich schlagen? Komm, wir müssen aufpassen, dass er ihr nichts antut!“

Sie rüttelte meine Schulter. Ich war müde, aber Dagmar war sehr ängstlich, also stand ich auf. Im Hausflur war es ruhig geworden. Mein Vater hatte die Tür zur Gaststätte zugeknallt und verschlossen.

„Hörst du? Es ist alles ruhig. Ich gehe wieder ins Bett“, sagte ich zu Dagmar. Aber sie zog mich an der Hand die Treppe hinunter.

„Wir müssen sie suchen, sie liegt bestimmt irgendwo und ist verletzt. Es war schlimmer als sonst, glaub mir!“, flüsterte meine Schwester panisch.

Wir fanden unsere Mutter aber nirgends. Dagmar schlich in den Keller, um dort nachzusehen. Aufgeregt winkte sie mich zu ihrem Versteck heran. „Da ist sie. Siehst du, was sie macht?“, fragte mich meine Schwes-

ter ratlos. „Sie sucht etwas“, antwortete ich.

Was unsere Mutter suchte, konnte ich damals nicht gleich einschätzen, sie wühlte herum und fand einen dicken Strick, den sie über die Heizungsrohre an der Decke warf und festzurte. Sie band aus dem unteren Ende eine Schlinge und stellte einen Stuhl unter den Strick. Fragend schaute ich meine Schwester an.

„Du, die hängt sich auf“, flüsterte meine Schwester fassungslos.

„Wie, die hängt sich auf? Was meinst du damit?“ Ich hatte keine Vorstellung davon.

„Na, wie die im Fernsehen, wenn sie jemanden hinrichten!“, antwortete Dagmar.

„Aber dann müssen wir doch etwas machen!“, rief ich. Ich sah, dass meine Mutter auf den Stuhl gestiegen war und sich die Schlinge um den Hals gelegt hatte.

Einen Moment lang überlegte ich, ob ich ihr helfen sollte. 'Wäre es nicht besser für sie, sie würde sterben?', fragte ich mich. Oft genug hatten meine Schwester und ich beratschlagt, ob wir beim Jugendamt anrufen sollten, denn unsere Situation war unerträglich geworden. Die Polizei zu verständigen brachte nichts, das hatten wir schon mehrmals versucht. „Solange kein Blut fließt, kommen wir nicht“, hatten die Beamten lapidar gemeint. Wir Töchter kümmerten uns immer ganz alleine darum, dass sich unsere Eltern nicht gegenseitig totschlügen. Wir waren ihre Wachhunde, Seelsorger und noch dazu billigste Arbeitskräfte.

Einmal war Dagmar zum Vertrauenslehrer gegangen und hatte ihm alles erzählt. Er besuchte auch tatsächlich meinen Vater, der aber warf ihn hochkant hinaus und beschimpfte ihn. Damals hofften wir, dieser Lehrer würde das Jugendamt informieren, das tat er aber nicht. Wir fühlten uns verlassen und einsam, wir dachten, wir würden ausgelacht, falls wir dort anrufen.

Aber wenn unsere Mutter tot wäre, dann würden sie es erfahren und sie müssten sich um uns kümmern!

Das alles überlegte ich mir binnen weniger Sekunden. Dagmar rührte sich auch nicht neben mir, um unserer

Mutter zu helfen. ‚Sie schaut einfach zu, wie Mama sich erhängt, also brauchte ich mich auch nicht kümmern‘, dachte ich. Aber da war ich schon aufgesprungen und zu meiner Mutter gerannt. Als sie mich sah, versuchte sie schnell, den Stuhl mit ihrem Fuß wegzustoßen, aber ich hielt ihn fest.

„Lasst mich doch in Ruhe, ich will sterben, es hat ja doch alles keinen Sinn mehr“, schrie sie uns an.

„Nein, Mama, du kommst sofort da runter!“, rief ich.

„Ich komme nicht mehr herunter, nur noch, wenn mich jemand abschneidet. Geht ins Bett und lasst mich allein.“

Es hatte keinen Sinn, mit ihr zu reden, mir musste etwas anderes einfallen. Ich befahl meiner Schwester, den Stuhl unter allen Umständen festzuhalten und rannte nach oben in die Küche, um ein Messer zu holen. Ich hörte meinen Vater grölen und rief: „Papa, komm schnell, Mama will sich aufhängen!“

„Gott sei Dank, dann bin ich die los!“, lallte er und rülpste laut. Ich war fassungslos.

Wieder im Keller angekommen, schob ich einen Tisch neben meine Mutter, darauf stellte ich einen Stuhl, kletterte hinauf und schnitt den Strick ab. Sie stand nur da und bewegte sich nicht. Ich war hin- und hergerissen. Auf der einen Seite war ich froh, dass sich meine Mutter nicht erhängt hatte, aber auf der anderen Seite wusste ich genau, dass nun alles so weitergehen würde wie bisher. Nichts, rein gar nichts, würde sich ändern! Und ich würde mit diesem schlechten Gewissen, ihren Tod billigend in Kauf genommen zu haben, ewig weiterleben müssen.

* * *

Verwundert gingen einige Gäste an mir vorbei auf die Toilette. Jemand fragte mich, ob es mir gut ginge.

„Ja, klar“, antwortete ich. Sehr lange stand ich dort an der Stelle im Keller vor der Tür. Die Gedanken kamen

wie von alleine und ich war froh, als ich bemerkte, dass ich sie nicht mehr zurückhalten musste wie früher, als ich unendlich viel Kraft darauf verwandt hatte, nicht an all das zu denken, sondern es zu verdrängen.

Auf dem Weg zurück in das Nebenzimmer fiel mein Blick auf den Stammtisch, an dem einige Männer saßen und sich unterhielten. Die Bedienung brachte den lustigen Stammtischbrüdern gerade eine Lage Schnaps und als sie die Runde bei dem Spender auf den Deckel schreiben wollte, fasste er ihr an der Außenseite der Schenkel entlang unter den Rock. Zu meinem Erstaunen wehrte sie sich nicht.

* * *

Als Kind hasste ich Röcke! Für meinen Vater konnten sie nie kurz genug sein. Er tolerierte es, wenn seine Stammgäste an meinen Beinen oder an meinem noch kleinen Busen herumfummelten. Die Sprüche der Gäste trieben mir die Schamesröte ins Gesicht, er aber lachte mich nur aus und amüsierte sich über meine Unschuld. Bis heute überkommt mich reinstes Ekel, wenn ich an die gierigen Blicke aus verwässerten Augen denke.

Manchmal bediente ich hinter der Bar, dann kam er und machte mir den obersten Knopf meiner Bluse auf. „Die sollen dich einladen, da wollen die doch auch was für sehen und schau nicht immer so ernst, lach doch ein bisschen!“, befahl er und tätschelte mir meine Wange, was ekelhaft war, denn er hatte immer eine Alkoholfahne, die mich fast zum Würgen brachte.

Cola mit Schuss sollte ich für mich verlangen oder Sonnenschein, das war Eierlikör mit gelbem Sprudel gemischt, und den Alkohol aus den Getränken weglassen. Einigen Gästen konnte man nichts vormachen, sie rochen den Braten und beobachteten genau, ob ich den Cognac in mein Glas schüttete oder nicht und ob ich das Glas dann auch austrank. Kam das mehrmals hintereinander vor, wurde mir schlecht.

„Geh ins Klo und steck dir den Finger in den Hals, du kannst jetzt noch nicht ins Bett!“, befahl mein Vater

dann.

Leider war ich frühreif. Meine Periode bekam ich schon mit elf und mein Busen zeichnete sich schon mit noch nicht einmal zehn Jahren unter meinem Pullover ab. Ich versuchte, ihn zu verstecken, genauso wie meine Beine, ich trug nur Hosen und weite T-Shirts. ‚Ach, wäre ich doch nur ein Junge geworden‘, dachte ich oft.

* * *

„Wo warst du denn so lange?“, fragte Roland lachend, „so ewig kann doch kein Mensch pinkeln!“ Da ich nicht antwortete, fragte er nicht weiter, sondern legte nur seine Hand auf meinen Arm.

Es war ein schöner und lustiger Abend. Da ich so viel aus meiner Schulzeit vergessen hatte, waren die Geschichten, die erzählt wurden, völlig neu und sehr spannend für mich. Das Eine oder Andere kam nach einer gewissen Zeit wieder in mein Gedächtnis, aber viel war es nicht. Entweder nutzten die Kameraden diese Situation schamlos aus, oder ich hatte tatsächlich mit Roland auf einer Klassenfahrt im Zug herumgeknutscht. Die anderen lästerten: „Wenn du das nicht mehr weißt, kann es nicht so toll gewesen sein, also müsst ihr das unbedingt auffrischen!“ Wir lachten Tränen.

Obwohl mein Gehirn der Dauerbelastung ausgesetzt war, alte Erinnerungen hochzuholen, gingen meine Gedanken immer wieder zu dem kleinen Jungen zurück, von dem mir meine Oma erzählt hatte. Stundenlang saß ich zu ihren Füßen auf einem kleinen Schemel und sie thronte auf einem massigen großen Lehnstuhl. Sie erzählte mir Geschichten vom Krieg, von der Flucht, dem Hunger und der ersten Zeit in der Fremde. Ich hing an ihren Lippen, und wenn ich müde war, legte ich meinen Kopf auf die Decke, die auf ihren Knien lag und horchte ihr weiter mit geschlossenen Augen zu. Es war so wohltuend, schlimmere Geschichten, als die, die meine Schwestern und ich täglich erlebten, zu hören.

Meine Mutter schimpfte immer, wenn Oma mir solche Sachen erzählte, aber ich fühlte mich wohl bei ihr. Ihre Stärke machte mich stolz, hatte sie doch alles ohne männliche Unterstützung geschafft, denn mein Opa war an der Front gewesen. Sie war mein Vorbild und der einzige Mensch in meinem Leben, bei dem ich so etwas wie Herzenswärme spürte, bei dem ich so sein konnte, wie ich war.

Eines Tages fragte sie ganz unvermittelt: „Schlägt er sie noch?“ „Ja, Oma“, antwortete ich. „Euch auch?“, fragte sie weiter. „Ja, Oma, uns auch!“

Sie seufzte und ich spürte die Last auf ihren Schultern, auch wenn ich damals erst acht oder neun Jahre alt war. Als Sechsjähriger war der kleine Junge nachts von seiner Mutter mit den Worten geweckt worden: „Jungchen, steh auf! Die Russen kommen!“ Verängstigt rieb er sich die Augen. Er war sofort hellwach, weil er nur einen leichten Schlaf hatte, denn er bemerkte schon seit Tagen die allgemeine Unruhe und Angst im Haus. Keiner erklärte ihm etwas, aber seine Mutter und seine beiden älteren Schwestern verhielten sich sehr merkwürdig. Im Garten waren tiefe Löcher gebuddelt und das teure Essgeschirr, die goldenen Kerzenleuchter, das silberne Besteck und der Schmuckkasten vergraben worden. Aus den hektischen Anordnungen der Mutter entnahm er, dass die Lage ernst sein musste. Seit vielen Nächten schon durfte er nicht mehr mit seinem Schlafanzug ins Bett gehen. Wie eine Zwiebel war er eingepackt, Schicht für Schicht hatte ihn seine Mutter angezogen und ihm eingeschärft, nichts davon ausziehen, solange, bis sie ihm etwas anderes sagte.

„Wir müssen weg, komm schon, zieh deinen Mantel an!“, befahl sie.

„Aber wie denn, Mama, das Auto ist doch weg?“, fragte der Bub. Er hatte mitbekommen, wie das Auto abgeholt worden war. Seine Mutter hatte es gegen ein Schwein eingetauscht, da es sowieso seit Monaten kein Benzin mehr gab. „Wir müssen laufen,“ erklärte sie kurz und

ließ ihn alleine.

Sie verließen ihre Heimat zu Fuß, ohne zu wissen, ob sie jemals wieder zurückkommen würden. Ihr Hab und Gut, ihr Haus, alles würde den Russen in die Hände fallen. Der kleine Junge spürte, dass er gerade für immer seiner Wurzeln beraubt wurde.

Vor dem Haus warteten seine großen Schwestern Helga und Elise. Helga, die Ältere der beiden, bepackte einen Karren mit Koffern und Decken. Er erschrak, beide Schwestern hatten ihre blonden, langen Haare abgeschnitten, sie trugen Hosen und die alten Jacken seines Vaters.

„Warum habt ihr euch verkleidet?“, fragte Günther.

„Sei still!“, zischte Helga und verfrachtete ihn auf den Wagen. Dann ging es los. Das war alles zu viel für ihn. Er verstand nicht, was mit ihm passierte und warum alle so aufgeregt und in Panik waren. Er begann zu weinen. Auch als Helga ihn ermahnte, ruhig zu sein, konnte er damit nicht aufhören.

Er hatte großen Respekt, mehr noch Angst vor seiner zwölf Jahre älteren Schwester. Sie war herrisch, aufbrausend und behandelte ihn wahllos, sie mochte ihn nicht. Obwohl sie die Älteste war, würde ihr kleiner Bruder, dieses Würmchen, Haus und Hof erben. Der Vater hatte sich so sehr einen Stammhalter gewünscht und als schon keiner mehr daran gedacht hatte, dass Mutter noch einmal schwanger werden könnte, kam Günther auf die Welt. Eifersüchtig beobachtete sie das Glück ihrer Eltern. Der kleine Bruder war ihr von Anfang an ein Dorn im Auge gewesen. So sah sich Günther ständigen Attacken ausgesetzt.

„Wenn du nicht ruhig bist, fängst du eine, du kleines Biest“, fauchte sie ihn an. „Oder willst du, dass uns die Russen finden?“

Aber der Junge konnte sich nicht beruhigen. Da hielt sie den Wagen an, schlug Günther mitten ins Gesicht und verband ihm mit ihrem Schal den Mund.

„Wenn du nicht ruhig bleibst, setze ich dich hier auf die Straße und gehe ohne dich weiter. Mutter ist so weit

vorn, sie bemerkt das nicht. Ich werde ihr sagen, dass du aus dem Wagen gefallen sein musst. Hast du mich jetzt verstanden?“, fragte sie unerbittlich. Der kleine Günther nickte und schluckte seine Tränen.

Der einzige noch nicht zerstörte Bahnhof war über einhundert Kilometer entfernt und sie brauchten einige Tage dorthin. Günther blieb erschreckend still und seine Mutter hatte anderes zu tun, als sich um den Kleinen zu kümmern. Je weiter sie liefen, desto mehr Flüchtlinge kamen dazu, bis sich ein langer Strom von Menschen und Wagen gebildet hatte. Das Wenige, was sie noch hatten, musste verteidigt werden und so liefen sie nicht nur den ganzen Tag, sondern mussten auch noch den Karren bewachen, wenn sie schlafen wollten.

Eines Nachts wachte Günther wegen lautem Geschrei auf. Seine Mutter kreischte: „Nimm mich und lass sie bitte, bitte gehen!“

„Warum sollten wir dich alte Frau nehmen wollen, wenn wir so junges Fleisch haben können?“, schrie ein Mann zurück. Es waren zwei Kerle, einer hielt Helga ein Messer an den Hals, der andere riss Elise die Kleider vom Leib. Ihre kleinen, weißen Brüste schimmerten im Mondlicht. Sie wandte ihr Gesicht vor Scham ab. Er aber warf sie in den Schmutz und sich selbst auf sie. Als der Mann von Elise abließ, sagte er zu seinem Begleiter: „Jetzt kannst du die andere nehmen, ich halte die hier in Schach!“

Günther sah bei all dem zu, wie seine Mutter auch zusehen musste.

Am nächsten Tag zogen sie weiter. Die Männer hatten ihnen den Karren mitsamt Inhalt gelassen, da sie auf die Mädchen aus waren, nicht auf Kleidung und ein bisschen Schmuck. Schweigend liefen sie im Strom der Flüchtlingsmassen mit. Ausdruckslos war ihr Blick und Günther spürte nur Verzweiflung.

Das änderte sich auch nicht, als sie in einer großen Stadt im Westen Deutschlands ankamen. Blanker Hass schlug ihnen entgegen, weil die Menschen selbst nichts zu essen hatten und der Flüchtlingsstrom nicht abreißen

wollte. Der Familie wurde Wohnraum auf einem kleinen Bauernhof zugewiesen, der schon hoffnungslos überfüllt war. Sehr genau sah der kleine Günther das Blitzen in den Augen des Bauern, als er die Mädchen sah. Er nahm sie mit und brachte sie in seinem Heuschober unter.

Von da an mussten sie den ganzen Tag auf dem Feld arbeiten und am Abend bekamen sie dafür jeder eine Kartoffel. Der Hunger war unerträglich, er verursachte allen Übelkeit. Für gewisse zusätzliche Dienste der Mädchen hätte es mehr zu essen gegeben, aber Mutter ließ das nicht zu: „Lieber hungern wir“, sagte sie.

Gegen Ende des Krieges wurden sie nach Frankfurt am Main verfrachtet, wo sie gegen ein bisschen warme, dünne Suppe als Trümmerfrauen arbeiteten. Günther war immer dabei und spielte im Schutt.

Als er alt genug war, durfte er in die Schule gehen. Dort war er Außenseiter, eben ein Flüchtling, und zu Hause war er den Hassattacken seiner Schwestern ausgesetzt. Nach dem Krieg suchten sie nach dem Vater, sie hatten seit Jahren keine Nachricht von ihm bekommen. Lange nach dem Krieg fanden sie ihn und er kam als gebrochener Mann nach Hause.

* * *

An all das dachte ich während des Abends unseres Klassentreffens, an den kleinen Jungen, der später mein Vater wurde. Allerdings rechtfertigte sein schweres Schicksal nicht seine Taten.

In der Therapie lernte ich, dass der psychisch kranke Mensch unbewusst seine erlebten Leiden wiederholen muss. Ich hatte das große Glück, den Mut und vor allem die Kraft, jemanden zu finden, bei dem ich in der Lage war, diesen Kreislauf zu durchbrechen und mein eigenes Leben zu führen. Dankbarkeit und Stolz erfüllte mich und ich gedachte meiner Oma, die mir mit Liebe zugetan gewesen war und deren Tapferkeit ich nachzueifern versuchte.

Mein Vater war inzwischen tot, gestorben sechs Monate nach Felix. Ich weinte ihm keine Träne nach, die hatte ich in drei Jahren Analyse wegen ihm vergossen. Da er doch auch nur das Resultat einer furchtbaren und unglücklichen Kindheit war, hatte ich keinen Schuldigen mehr.

Bevor er starb, hatte ich meine Eltern acht Jahre nicht mehr gesehen. Meine Mutter wollte mich nach seinem Tod gar nicht hereinlassen, als ich an ihrer Tür klingelte, aber meine Tochter Sonja war dabei und als sie sie sah, öffnete sie. Sie erzählte mir von seinen Krankheiten und seinem Leidensweg.

Meinem Wunsch, ihn noch einmal sehen zu dürfen, kam sie nach, indem sie veranlasste, dass der Sarg bis zur Beerdigung geöffnet blieb. So sah ich meinen Vater nach acht Jahren im Sarg wieder. Meinen Zwang, ihn anzufassen, konnte ich nicht unterdrücken. Ich trat an den Sarg heran und berührte seine Hand, sein Gesicht. Nun fühlte ich es, er war tot! Ein Stein fiel mir vom Herzen. Seit diesem Tag hatte ich keine Beklemmungen mehr, in den Keller zu gehen, ich war endlich frei.

* * *

Noch ein Mal ging ich in den Keller der Gaststätte. Einen letzten Blick warf ich auf die Kellertür, dabei spürte ich, dass ich an diesem Abend soweit war, ihm zu verzeihen. „Ich verzeihe dir und es tut mir alles so furchtbar Leid“, sagte ich leise und ging nach oben.

Auch wenn ich diese ganzen Dramen in meiner Psychotherapie bearbeitet und bewältigt hatte und sie mir nicht mehr so nahegingen, dass sie meinen Alltag störten, wurde mir mit der Zeit bewusst, wie sie mich doch geprägt hatten. Ich lebte zwar ganz anders und gestaltete mein Familienleben offener, als ich es jemals vorgelebt bekommen hatte, aber dennoch erklärte es, warum es mir so leicht fiel, Männer zu demütigen, zu befehligen

und zu quälen. Lust machte es mir keine, damit meine ich sexuelle Lust, aber Macht über sie zu haben und nicht sie über mich, war ein wunderbares Gefühl. Mich würde nie ein Mann so behandeln wie mein Vater meine Mutter behandelt hatte, das hatte ich mir schon als kleines Mädchen gesagt und ich hatte mir damals geschworen, nie zu heiraten.

Dennoch hatte ich immer den Menschen im Blick, wenn ein Kunde zu mir kam. Ich bewunderte ihren Mut, sich einer ihnen völlig fremden Frau auszuliefern. Dank meiner Therapie hatte ich es nicht nötig, subversive Neigungen an ihnen auszuleben. Stattdessen versuchte ich zu ergründen, was ihre Träume waren und sie ihnen zu erfüllen.

• *Transvestit Angi*

Ich liebte Sessions mit Transvestiten, und ich liebte es, Männer in eine Frau zu verwandeln, die Behaarung zu entfernen, sie zu schminken, fraulich-erotisch anzuziehen, mit ihnen Tee zu trinken, dabei zu plaudern und das Gehen und Tanzen in hochhackigen Schuhen mit ihnen zu üben.

Angi kaufte sich im Lauf der Zeit eine eigene Ausstattung mit Perücke, Wäsche und edler Damenkleidung. Ich erteilte ihr Aufgaben für den Alltag. Beispielsweise musste sie während der Arbeit Damenunterwäsche oder Strumpfhosen tragen, um sich daran zu gewöhnen. Sie hatte täglich ihre Haut zu pflegen, die Behaarung zu entfernen und mindestens eine Stunde am Tag hochhackige Schuhe zu tragen. Einmal befahl ich ihr sogar, bei einer Kosmetikerin einen Termin zu machen, bevor sie zu mir kam und sich als Frau schminken zu lassen. Das fand sie total erregend!

Von Mal zu Mal wurde sie perfekter im Schminken, in Mimik und Gestik. Es dauerte nicht lange und sie spreizte den kleinen Finger beim Teetrinken ab und schlug perfekt ihre langen, schlanken Beine übereinander. Manchmal kam sie sogar schon mit Frauenkleidern ins Studio, traute sich also, so aus dem Haus zu gehen und Auto zu fahren.

Wir redeten wie Freundinnen miteinander, auch über banale Probleme der Art: Wie fahre ich mit hochhackigen Schuhen Auto? Ihrem Wunsch nach erotischen Fotos kam ich nach, indem ich den Penis nach hinten in die Poritze klebte und so die Schambehaarung wie die einer Frau aussah; sie war begeistert. Auf den Fotos war nicht zu erkennen, dass es sich bei dieser aufregend erotischen Frau um einen Mann handelte.

Als ihre TV-Lady-Ausbildung abgeschlossen war, wünschte sie sich, TV - Hure zu werden. Mit meinem Umschnalldildo ausgestattet vollzog ich Schulungen in „Blasen“. Dabei kniete sie vor mir, hatte die Hände auf

dem Rücken gefesselt und übte das Lecken und

Saugen an meinem Umschnalldildo. Manchmal ramnte ich ihn tief in ihren Hals, bis sie würgte und nach Luft rang.

Sie in ihren Arsch zu ficken, war gar nicht so leicht. Ich brauchte lange, bis sie so weit war, den Umschnalldildo anal aufzunehmen. Aufgabe für zu Hause war, einen Analplug zu tragen, während sie die hochhackigen Schuhe trug. Mit viel Geduld und nach mehrmaligen Analdehnungen mit lustvoller Prostatamassage freute sie sich sogar auf ihn.

Nach kurzer Zeit war sie soweit, mit mir in einen Swingerclub zu gehen. Aufregend gestylt, den Darm mehrmals mit Klistier gereinigt, machten wir uns auf den Weg. Wir erregten große Aufmerksamkeit und Angi war entzückt, zu erleben, wie die Männerwelt auf sie abfuhr. Obwohl sie mindestens 20 Zentimeter größer war als ich, schritt sie, zwar stolz, aber dennoch mir untertänigst ergeben, hinterher.

Wenn ich sie, auf die Schaukel gefesselt, zur Benutzung frei gab, sah ich, wie ihr in die Poritze geklebter Schwanz vor Geilheit tropfte. Hinter ihr war ein Kerl, der sie in den Hintern fickte, vor ihr jemand, der ihr seinen harten Penis in den Mund schob und tief in den Hals ejakulierte.

„Wichs die, die neben dir stehen. Bemühe dich, deiner Herrin zu gefallen!“, feuerte ich sie an.

Es war ein erregendes Bild. Sie in schwarzen Lederstiefeln, halterlosen Strümpfen, einer eng geschnürten rotweißen Korsage, bemüht, die Perücke im Eifer des Gefechtes nicht zu verlieren. Ihre lackierten, aufgeklebten Fingernägel glänzten im spärlichen Licht des Raumes. Die Luft war zum Schneiden, denn der Raum war voller neugieriger, wichsender Männer. Sie war erst glücklich, wenn die Korsage und Perücke voller Spermaspritzer war und sie von der „leckeren Sahne“, wie sie sie nannte, reichlich geschluckt hatte.

Sie war unersättlich!

Wenn meine Lust unerträglich wurde, sperrte ich sie mit verbundenen Augen in den Käfig im SM-Raum, fesselte ihre Hände an die Gitterstäbe, verbot ihr, die Schwänze, die die erregten Männer eifrig in den Käfig steckten, zu blasen und gab mich meiner eigenen Lust hin.

Einmal hingte ich, ohne dass sie es sah, einen Zettel an den Käfig: „Zum Abwischen freigegeben!“ Als sich die anwesenden Männer einen Spaß erlaubten und sie mehrmals hintereinander wickelten, rief sie mich mit weinerlicher Stimme: „Herrin, geschieht das mit Ihrer Erlaubnis?“

„Ja“, antwortete ich ihr, „bemühe dich, ganz oft zu kommen!“ Das verspritzte Sperma musste sie dann auflecken, was sie komischerweise nicht gern tat. Später im Auto flehte sie mich an, das nie mehr zu erlauben. Sie war nur glücklich, wenn sie benutzt wurde.

Als ich sie wieder einmal für einen Clubbesuch abholen wollte, bat sie mich zu sich in die Wohnung und sagte: „Herrin, wenn es Ihnen Recht ist, würde ich heute gerne Klofrau sein.“

„Wie bitte?“, fragte ich sie vollkommen irritiert.

„Sie haben richtig verstanden. Es würde mich heute anmachen, alleine Klofrau zu sein! Einen Kittel habe ich mir heute gekauft“, erklärte sie weiter und holte dabei aus einer Plastiktüte einen bunten Kittel. So vor vollendete Tatsachen gestellt zu werden, gefiel mir gar nicht, aber bei nochmaligem Nachdenken kam es mir in den Sinn, dass ich dann mehr Zeit für mich hätte, ohne auf sie aufpassen zu müssen.

Im Club angekommen zog sie sich den Kittel an, einfache Schlappen und als passendes Dessous band ich ihr mein Halstuch als Kopftuch über die Perücke. Vor die Toilette stellte ich einen Stuhl und auf den Boden einen Teller, worauf ich einige 20-Cent-Stücke legte. Es sollte alles echt aussehen. Wann immer ein Gast auf der Toilette war, ging sie hinein und putzte das Klo.

Der Clubbesitzer beäugte unser Treiben erst skeptisch, aber dann fand er es lustig und die anderen Gäste auch. Manche gingen in kürzester Zeit mehrmals auf die Toi-

lette, ohne abzuziehen oder sie pinkelten absichtlich auf die Klobrille.

Als ihr das Spiel nach einer Stunde zu langweilig wurde, sagte ich ihr lapidar: „Pech gehabt, du bleibst, wo du bist!“ Als mich ein Gast fragte, ob sie seinen Schwanz nach dem Pissen sauber lecken durfte, erlaubte ich es und sie war glücklich, denn so kam sie nun doch noch in den Genuss, mehrere Schwänze zu blasen und deren Sperma zu schlucken.

Nach einem halben Jahr war sie mir sehr ans Herz gewachsen. Ich überlegte mir sogar, sie einmal zu mir nach Hause einzuladen und sie, mit Robert zusammen, nach unseren Wünschen und Begierden zu benutzen. Aber als es soweit war, rief sie an und erklärte mir, dass sie sich unendlich in eine wunderbare Frau verliebt hätte und mich für eine Zeit lang nicht mehr besuchen möchte. Ihr würden unsere Clubbesuche wie ein Fremdgang vorkommen und ihre heftigen, neuen Gefühle verhindern die Lust darauf.

Manchmal telefonieren wir. Er hat geheiratet und ein Kind ist unterwegs. Er könnte glücklich sein, sagt er, aber er leidet, dass er in seiner Beziehung seinen Fetisch nicht leben kann.

Frivoles Ausgehen

„Du siehst so geil aus“, sagte mein Mann, als ich in sein Zimmer kam, um ihm zu sagen, dass wir gehen können. „Am liebsten würde ich gar nicht weggehen und dich gleich hier vernaschen“, meinte er lüstern und nahm mich in den Arm. Er rieb sich an mir und ich konnte spüren, dass sich etwas in seiner Hose rührte.

„Nein, wir gehen“, antwortete ich bestimmt, „jetzt bin ich fertig angezogen und geschminkt, außerdem wartet Olli.“

„Das wird aber nicht so einfach sein, mich auf den Verkehr zu konzentrieren, mit dir neben mir im Auto und zu wissen, dass du keinen Slip trägst“, flüsterte er mir ins Ohr.

„O.k., dann fahre ich“, sagte ich frech und ging schnell hinaus

Olli hatte ich im Chat kennen gelernt. Wir führten heiße Gespräche, ohne uns real zu kennen. Ich mochte seine Art zu schreiben, er machte mir Lust. Manchmal schien der PC zu knistern und Funken zu sprühen, er konnte mich mit seinen Beschreibungen ganz schön durcheinander bringen. Beim Chatten hatte ich ihm einmal erzählt, dass mein Mann sich bi-Kontakte wünschte, da er es bei mir gern beobachtete, wenn ich mit einer Frau Sex hatte. Wir tauschten Fotos aus, telefonierten miteinander und er lud uns in ein Hotel ein, in dem er wegen einer Tagung untergebracht war.

Wir wollten uns in der Hotelbar treffen und uns erst einmal beschnuppern, denn ohne gegenseitige Sympathie mochten wir uns nicht darauf einlassen. Olli durfte bestimmen, was ich an dem Abend tragen sollte, und da Frankfurt weit weg war und mich dort sicher niemand kennen würde, konnte ich mich getrost darauf einlassen. Er wünschte sich einen Minirock, halterlose Strümpfe und ein tief ausgeschnittenes Oberteil. Einen Slip sollte ich nicht tragen.

Die Autofahrt war schon aufregend. Robert konnte seine

Finger nicht bei sich lassen, ich musste unterwegs anhalten und ein Handtuch zwischen meine Beine legen, das ich vorsorglich eingepackt hatte, damit mein Rock nicht nass wurde. Mit Genuss lutschte er vorher die Nässe aus meiner Spalte und ich seine ersten Freuden-tröpfchen von der Eichel, die wir uns anschließend in einem innigen Kuss teilten. Sein Mund schmeckte wunderbar nach mir, nach Geilheit und Lust. Wäre nicht ein Auto auf den Parkplatz gefahren, wäre es nicht dabei geblieben.

Meine Gedanken, ob ich Olli gleich erkennen würde, da ich ihn nur von einem Foto kannte, waren unsinnig, ich erkannte ihn sofort und er uns auch. Er stand auf und kam auf uns zu. Er war groß und schlank, ich stehe auf große Männer! Er hatte blonde Haare und ein sehr schönes Gesicht. Seine Kleidung war in Brauntönen gehalten, was mir sehr gefiel und als ich seine wohlgeformten und sicher sehr zarten Hände sah, schmolz ich dahin. Für eine Sekunde spürte ich sie, in Gedanken, auf meiner Haut und das war herrlich.

Wir begrüßten uns herzlich und auf dem Weg zum Tisch unterhielten wir uns belanglos. In der Bar waren nur Männer. Als mir Olli aus dem Mantel half, starrten alle auf meinen Hintern. Mein Rock war sehr eng und da man keine Streifen von einem Slip sah, konnte jeder, der erotische Fantasien mochte, erahnen, dass ich keinen trug. Die Männer starrten mir erst auf die Beine, dann auf meine beachtliche Oberweite, die ich in dem weit ausgeschnittenen Top sehr gut zur Geltung brachte und dann auf meinen Po. Als ich mich auf die niedrigen Sessel setzte, rutschte dabei mein Rock hoch, die Bündchen der Halterlosen und ein Streifen nackter Haut kamen zum Vorschein.

Meine beiden Begleiter strahlten mich an und versuchten einen Blick in mein Décolleté oder zwischen meine Beine zu erhaschen. Nun verstand ich auch, warum sich beide mir gegenüber hinsetzen wollten.

„Nur wegen der Aussicht“, sagte Robert und lachte.

„Du siehst gut aus“, fand Olli. „Wir könnten doch eigent-

lich gleich aufs Zimmer, oder?“

„Och nö, ich trinke jetzt erst einmal ein Bier!“, antwortete ich und sah nach dem Kellner. Die beiden schauten enttäuscht drein.

„Die Vorfreude ist doch die schönste Freude, oder nicht?“, fragte ich kokett und machte für einen Moment die Beine breit, damit sie meine Nässe sehen konnten.

Der Kellner musste noch einmal zum Tisch kommen und nachfragen, was wir trinken, so verwirrt war er. Er fiel beinahe über seine eigenen Beine, als er die Getränke brachte. Sein Blick war nicht auf den Weg gerichtet, den er von der Theke bis zu unserem Tisch zu gehen hatte, sondern wanderte zwischen meinen Oberschenkeln und meinen Brüsten hin und her.

„Warum sollte ich mir das entgehen lassen“, sagte ich zu den beiden, „ich sonne mich gerade in wollüstigen Blicken und Begierden, das muss ich einfach noch ein bisschen genießen.“

Ja, das war ein schönes Gefühl, von allen angestarrt zu werden. Mit Bewunderung gestreichelt und vom Neid zu wissen, den sie Robert und Olli entgegenbrachten. Aber ich hatte auch für einen kurzen Moment einen anderen Gedanken im Kopf. Die Blicke galten nicht meiner Person, sie sahen kaum mein Gesicht oder meine Augen. Aber das war egal, Olli und Robert schauten mir in die Augen, das war genug.

Die anderen Barbesucher schielten immer wieder verstohlen zu uns herüber und als wir etwas später aufstanden, um auf Ollis Zimmer zu gehen, wusste wahrscheinlich jeder, was wir vorhatten.

Robert nahm mich in den Arm und flüsterte mir ins Ohr: „Ich bin so stolz.“

Im Aufzug stand ich zwischen ihnen, an der hinteren Wand. Vor uns unterhielt sich ein Ehepaar. Es reizte mich etwas zu tun, wobei wir hätten entdeckt werden können. Meine Hände wanderten frech in ihre Hosen, ich wollte fühlen, ob sich etwas regte. Aber das hätte ich eigentlich nicht tun brauchen, denn in beiden Hosen war inzwischen wenig Platz.

* * *

Im Zimmer schienen die beiden Männer anfänglich ein bisschen unbeholfen und unsicher, aber ich fing an, mit meinem Mann zu schmusen und sagte zu Olli, er solle sich einfach einmischen, wenn er bereit dazu wäre. Es dauerte nicht lange, da stand ich zwischen den beiden und wurde überall gestreichelt und geküsst. Der kurze Rock war schnell nach oben geschoben und die Brüste aus dem BH geholt. Vier Hände, zwei Münder überall auf mir, welch ein Gefühl!

Die letzten Zeilen des Gedichtes „Willkommen und Abschied“ von Goethe fielen mir ein: „Und doch, welch Glück geliebt zu werden, und lieben, Götter, welch ein Glück!“

Mir zitterten die Knie, als Olli mich küsste. Mein Gott, dachte ich, er küsst den perfekten Kuss. Aber ich riss mich los und fragte: „Wolltet ihr nicht anfangen und ich soll davon Fotos machen?“

Ich dachte an Robert und an seine Eifersucht, die ihn manchmal überfiel, das wollte ich nicht riskieren. Es war bisher ein so schöner Abend gewesen.

Mit kindlicher Neugierde betrachteten und betasteten sie sich. Für beide war es das erste Mal, dass sie sich einem anderen Mann sexuell näherten. Sie streichelten sich und leckten sich gegenseitig die Schwänze. Wäre ich nicht mit Fotografieren beschäftigt gewesen, wäre ich neidisch geworden. Die Einstellungen bedurften meiner ganzen Aufmerksamkeit, denn ich wollte ohne Blitz knipsen, um sie nicht zu stören. Mit zitternden Händen und meiner eigenen großen Lust fotografierte ich diese außergewöhnliche Szene.

Mein Verlangen war zu groß geworden, deshalb mischte ich mich ein, ich musste einfach diese beiden Männerkörper berühren. Sie waren sich sehr ähnlich. Lange Oberkörper mit breiten Schultern, schmale Hüften und lange Beine. Das Einzige, was sie unterschied, war die

Haarfarbe. Robert war ein dunkler Typ und Olli blond. Nebeneinander standen sie vor mir und ich nahm abwechselnd ihre inzwischen wieder erschlafften Schwänze in den Mund und beobachtete, wie sie sich langsam wieder aufrichteten und sich mir entgegen reckten. Ich massierte dem anderen, dessen Schwanz ich gerade nicht im Mund hatte, sanft die Hoden und rieb leicht die Eichel.

Ich legte mich auf das große Bett und schloss die Augen. Es war ein unbeschreiblich schönes Gefühl, vier Hände, zwei Münder und zwei Schwänze zu fühlen. Jeden Zentimeter meines Körpers streichelten die beiden und ich ließ meine Augen geschlossen und genoss jede Berührung. Abwechselnd knieten sie über meinem Kopf und schoben mir ihre Schwänze in den Mund, oder sie streichelten mit der prallen Eichel über meine Klitoris die ganze nasse Spalte hindurch. Regungslos da zu liegen wie auf Wolken, sich treiben lassen in Wogen der Lust, es hätte unendlich weitergehen können.

Robert legte sich neben mich und zog mich auf sich. Sein dicker, harter Schwanz drückte gegen meinen Bauch, Olli leckte meinen Po und streichelte meine Klitoris. Der Wunsch, beide Schwänze in mir zu haben, war plötzlich da. Ich hatte das noch nie erlebt und dieser Moment schien mir wunderbar zu passen. Doch bevor ich etwas sagen konnte, spürte ich, dass Olli mit seiner Zunge immer tiefer in meinen Anus eindrang und ihn mit den Fingern weitete. Ich erinnerte mich daran, dass wir einmal darüber sprachen und ich sehnsuchtsvoll darüber mit ihm im Chat schrieb. Robert hob mich hoch und schob mir seinen harten Schwanz in die Möse. Olli hatte einen Analplug und Gleitgel bereitgelegt. Das Gel massierte er mir in und um den Anus und probierte sachte, mit dem Analplug einzudringen. Ich stellte mir seine sanften Hände vor und schob ihm lustvoll meinen Po entgegen. Meine Augen hielt ich immer noch geschlossen, ich wollte jede Sekunde genießen, ohne Störungen, ohne andere Gedanken. Ich rieb mich an Ro-

berts Schwanz und drückte meinen Po gegen den Plug.

„Er ist ganz drin“, sagte Olli plötzlich. Ich war sehr überrascht, da ich mir das als sehr schmerzhaft vorgestellt hatte und nun gar nichts außer Geilheit zu spüren war. Olli entfernte den Plug wieder und kniete sich zwischen Roberts Beine. Seine Hände packten meinen Arsch und zogen ihn zu sich. Seine bestimmende Art, gepaart mit seiner Zärtlichkeit war enorm anziehend. In diesem Moment hätten die beiden alles mit mir anstellen können und ich hätte mich nicht gewehrt, auch nicht, wenn sie mir Schmerzen zugefügt hätten.

Olli hatte Unmengen an Gel verwandt und so kam es, dass er mit seinem Penis abrutschte und plötzlich auch in meiner Lustgrotte steckte. Ein fantastisches Gefühl war das, beide in mir zu haben. Ich hörte, wie beide verlegen lachten, denn sie hatten das noch nie erlebt, an einem anderen Schwanz zu reiben, in ein und derselben Möse. Olli streichelte mein Brüste und kniff leicht die Warze.

„Fick mich in den Arsch!“, flüsterte ich gierig. Er zog seinen Schwanz wieder aus meiner Möse heraus und steckte ihn mir in den Po. Es brannte und ich stöhnte laut auf, dennoch schob ich ihm meinen Po hin.

„Fickt mich bitte!“, flehte ich sie nochmals an. Mein Anus tat sehr weh und alles um ihn herum brannte, aber der Schmerz stachelte meine Geilheit nur noch mehr an. Rasend vor Wollust und Gier feuerte ich die beiden an, ihre Schwänze immer wilder und heftiger in mich zu stoßen. Immer und immer wieder. Fest bohrten sich Ollis Finger in meine Oberschenkel und in meinen Arsch. Wie ein wildes Tier packte er mein Fleisch und trieb mir seinen prallen Schwanz in den Po. Dann zog er ihn wieder ganz heraus und betrachtete meinen offenen Anus. Ich fieberte dem Moment entgegen, an dem er ihn wieder bis zum Anschlag in meinen Hintern rammte.

Seine Haut klatschte auf meine Pobacken, ein wunderbares Geräusch war das. Robert leckte meine Brustwarzen. Ich spürte, wie mir mein Lustsaft an den Innensei-

ten der Schenkel hinunterlief. Es kitzelte und ich konnte ihn riechen.

Da packte mich Olli in einem Anfall von Raserei an den Haaren, zog meinen Kopf nach hinten und sagte mit lautem Befehlston: „Küss mich!“, dann beugte er sich über mich und küsste mich, während er weiter heftig in mich hineinstieß. Die Wellen des Orgasmus' schüttelten mich. Mit Ollis Zunge im Mund keuchte ich meine Gier und meine Lust nach draußen. Alles an mir zuckte und zitterte. Da kam auch Olli. Seine Bewegungen wurden sachter und langsamer. Ermattet ließ er sich zur Seite fallen und schaute mich an. Ich richtete mich auf und rieb meine Möse sanft an Roberts Schaft. Olli kam etwas heran und streichelte dabei meine Klitoris. Äußerst heftig kam ich nochmals, da konnte es Robert auch nicht mehr länger aushalten und spritze mir seine Sahne in die Möse.

Mit geschlossenen Augen lag ich zwischen den Männern und fühlte mich wunderbar. Olli robbte zwischen meine Beine, schob sie sachte auseinander und begann, mich zu lecken.

„Hm, das schmeckt. Roberts Sahne gemischt mit deinem Mösensaft, da kann ich gar nicht genug von kriegen“, schwärmte Olli und leckte und schluckte mit Andacht und Genuss. Sachte Wellen eines kurzen Orgasmus' streiften noch einmal über mich. Ich war glücklich.

•Erzfeind

Das Vorgespräch verlief schon ungewöhnlich. Er war sehr jung und obwohl er sagte, er sei Anfänger und noch nie in einem Studio gewesen, wünschte er sich eine sehr strenge Behandlung. Ich ließ die Kunden vorher auf einer Skala von 1 bis 10 selbst einschätzen, wie belastbar sie sich am jeweiligen Tag fühlten, denn das konnte sehr unterschiedlich sein, ganz nach Tagesform. Er nannte mir 10 und er wünschte sich eine Behandlung als Erzfeind, der gerade gefangen genommen worden war und jede Möglichkeit der Flucht nutzen würde. Das Wichtigste war für ihn, dass er meinen Hass spüren wollte.

„Dann gibt es das Wort 'Gnade' nicht für dich, überlege es also gut!“, warnte ich ihn. Auf die Frage, ob er auch auf Verhöre steht, antwortete er, es solle alles in Stille ablaufen, er wolle nichts sagen müssen.

Als er im Bad war, suchte ich mir alles an Ketten und Fesselmaterial zusammen und ich kontrollierte, ob der Harnröhrenvibrator funktionierte. Ein sehr leckeres Spielzeug, wie ich finde, da ich daran nicht nur die Vibrationsstufe, sondern auch noch einen elektrischen Impuls einstellen kann.

Er versuchte sofort zu flüchten, als ich die Badezimmertür öffnete. Ich packte ihn, drückte ihn auf den Boden und fesselte zuerst seine Hände auf dem Rücken. Dann sollte er sich auf die Toilette setzen. Dort fesselte ich ihm die Füße mit einer schweren Kette, legte ihm einen Mundknebel und eine Augenbinde an. Um den Hals band ich ihm die schwere Hundekette mit Spikes. Er sollte aufstehen und weil sein Kopf nicht auf den Boden zeigte, zog ich ruckartig an der Kette und brüllte ihn an, er solle gefälligst auf die Erde schauen. Die Spikes bohrten sich tief in seinen Hals, woraufhin er laut aufschrie.

An seinen Brustwarzen brachte ich Klemmen an, die mit einer Kette verbunden waren. Daran befestigte ich den

Karabinerhaken meiner Hundeleine und führte ihn an langgezogenen Brustwarzen ins Studio. Die Ketten rasselten auf dem Boden und er stöhnte vor Schmerzen.

Vor dem Andreaskreuz angekommen, hakte ich den Karabinerhaken am Riemen des Mundknebels fest. Dann zwang ich ihn, seinen Kopf nach hinten an die Wand zu drücken. Er zögerte, weil die Kette an seinen Brustwarzen zog und ihn das sehr schmerzen musste.

Ich brüllte ihn an: „Kopf an die Wand, sonst drücke ich ihn dir hin, du miese, kleine Drecksau!“

Er mühte sich ab, aber es tat ihm zu weh. Ich legte meine Hand flach auf seine Stirn und drückte seinen Kopf mit einem Ruck nach hinten. Er schrie: „Bitte, bitte nicht! Gnade!“ Durch den Knebel klang es aber ziemlich kläglich.

„Halts Maul, du elendes Dreckstück. Jetzt, wo ich dich endlich habe, werde ich mir doch wohl ein bisschen Spaß gönnen können? Dich quälen und du kannst dich nicht wehren. Hier kannst du schreien, bis dir die Kehle aus dem Hals kommt, hier hört dich keiner.“

Er begann zu zittern und schwer zu atmen.

Ich fesselte ihn an die Haken in der Wand. An die Brustwarzenklemmen und an seinen Hodensack hängte ich nun noch schwere Gewichte. Kurz nahm ich ihm seine Augenbinde ab, damit er sehen konnte, wie gut er aussah.

„Na, wie gefällt dir? Also ich finde dich sehr schön. Es macht tierisch Spaß, dich so zu sehen!“ Er sah ziemlich entmutigt aus, aber mit meinen „Erzfeinden“ habe ich keine Gnade.

Nachdem ich ihm die Augenbinde wieder umgelegt hatte, holte ich den Harnröhrenvibrator. Auf die Spitze rieb ich ein bisschen Gleitgel und spielte damit an seinem Schwanz. Die Vibrationsstufe und den elektrischen Impuls stellte ich zunächst auf eine geringe Stufe ein. Er erlebte es sicher am Anfang als Kitzeln oder gar zärtliches Streicheln. Ich berührte damit seine Brustwarzen, seinen Schwanz und seine Hoden. So, dass er es nicht

gleich bemerkte, verstärkte ich allmählich die Einstellungen. Er wand sich unter meinen Berührungen, sein Schwanz war knüppelhart, sein Körper angespannt und sensibel. In seine Harnröhre spritze ich ein bisschen steriles Gleitgel und führte langsam den Vibrator ein. Sein Körper zuckte, er wand sich wie wild in seinen Fesseln, aber er sagte nichts, bis ich noch einmal die Intensitätsstufe veränderte. Laut schreiend gebärdete er sich immer wilder, seine Worte waren unverständlich. Ich reagierte nicht.

Plötzlich ließ ich von ihm ab, holte mir Hautdesinfektionsspray und dünne Nadeln. Bevor ich ihm die Nadel durch die Hodenhaut stieß, desinfizierte ich sie und pikste leicht an mehreren Stellen ein. Er bekam wohl Angst und begann wieder, sich wie wild zu winden.

„Wenn du nicht stillhältst, werde ich dir die Nadel sofort einstechen, egal, wo sie sich gerade befindet, verstanden?“

Ich schaute ihn an und er nickte nur.

Er schrie laut und sein Gesicht war schmerzverzerrt, als ich ihm die Nadel durch die Hodenhaut schob. Es blutete ein bisschen.

Als ich erneut den Harnröhrenvibrator holte, flehte er undeutlich: „Nein, bitte nicht schon wieder, das halte ich nicht aus.“

„Halts Maul!“, schrie ich ihn nur an und schob ihm den Vibrator in die Harnröhre und stellte auf Maximum.

Mit einer unbändigen Kraft wand er sich mit einer Hand aus einer Fessel, nahm den Knebel aus dem Mund, die Augenbinde ab und sagte: „Das ist Körperverletzung. Ich werde dich anzeigen. Mach mich sofort los, ich gehe.“

Ich musste lachen. „O.k., warte kurz“, antwortete ich sanft.

Langsam näherte ich mich ihm, rieb zärtlich meine Wange an seiner.

„Riechst du mich?“, fragte ich ihn leise. Dabei drückte ich mich an ihn. Seine Erregung wuchs wieder. Sein Penis wurde etwas dicker und sein Atem schneller.

„Stell dir vor, ich drücke meine Titten zusammen und du dürftest deinen schönen Schwanz zwischen sie schieben. Stell dir vor, wie du diese Titten fickst und jedes Mal, wenn dein Schwanz oben zwischen ihnen hervorkommt, lecke ich an der dicken Eichel. Würde dir das gefallen?“, flüsterte ich ihm ins Ohr und beschäftigte ihn damit. Diese Ablenkung nutze ich, um seine Hand wieder schnell und unbemerkt zu fesseln. Diesmal allerdings so fest, dass er sich sicher nicht wieder herauswinden konnte.

Statt des Knebels steckte ich ihm ein Taschentuch in den Mund und klebte einen dicken Streifen Klebeband darüber. Dann ging ich zwei Schritte zurück und machte den Reißverschluss meines Kleides zu. In diesem Moment bemerkte er erst, dass er wieder gefesselt war und dass ich ihn mit meinen Worten nur abgelenkt hatte.

Er schrie mit erstickter Stimme und riss und zog an den Fesseln, dass ich dachte, er reißt gleich die Wand mit heraus. Ich ging aus dem Raum und ließ ihn dort hängen, so wie er war.

Hinter der angelehnten Tür beobachtete ich, was passierte. Er beruhigte sich nur langsam, rief zwischendurch etwas, was ich nicht verstehen konnte. Lange stand ich dort und wartete. Mein aufflammendes Mitleid unterdrückte ich. Irgendwann wimmerte er nur noch und die Tränen liefen ihm über das Gesicht. Ja, er weinte wie ein Kind.

„Wenn du ganz still bist, komme ich wieder rein“, flüsterte ich. Er nickte leicht und sofort bewegte er sich nicht mehr. Das Kettengerassel hörte auf und im Raum war absolute Stille.

Sein Schwanz und seine Eier waren durch die schweren Gewichte bedrohlich blau angelaufen. Ich nahm sie ab. Das Blut schoss in seinen Schwanz zurück und er jammerte über den Schmerz. Das Entfernen der Nadel ließ er über sich ergehen. Er blutet stark und ich musste die Wunde desinfizieren. Die Gewichte hatten seine Brustwarzen verlängert, und als ich sie abnahm, waren tiefe blaue Furchen in ihnen. Die Ketten hinterließen

dicke rote Streifen auf seiner Haut, besonders an seinem Hals.

So stand er nun vor mir: „Die Session ist beendet, hat es dir gefallen?“, fragte ich ihn. Er starrte mich an, als wenn ich eine Außerirdische wäre.

„Was hast du mit mir gemacht? So kannst du doch mit mir nicht umgehen!“, fragte er verduzt.

„Ich habe mich an deine Wünsche und Vorstellungen vom Vorgespräch gehalten, weiter nichts. Wenn es dir nicht gefallen hat, verpiss dich einfach und jammere wen anderen an!“

Unter lautem Protest und Geschrei schob ich ihn ins Badezimmer und sagte ihm, er solle sich anziehen und verschwinden. Als ich ihn an der Tür verabschiedete, sagte er noch: „Ich werde dich anzeigen, das verspreche ich dir!“

„Tu das“, antwortete ich und lächelte ihn an.

Vier Wochen später stand er wieder vor der Tür, ohne Termin, ohne vorherigen Anruf. Den Blick gesenkt und in seiner Brusttasche steckte der Tribut. Ich hatte Zeit, nahm das Geld, packte ihn fest an den Haaren und drückte sein Gesicht auf den Boden.

„Du kriechst ins Studio, mit der Nase auf dem Boden, du blöde Sklavensau!“

•Bericht Studiosklave

Beim Surfen im Internet war ich im Spätsommer 2004 auf die Homepage der Sklavenzentrale gestoßen. Ich hatte früher einige Kontakte zu professionellen Dominas gehabt und dabei bemerkt, dass diese Art, Sklave als Kunde zu sein, nicht meinen Sehnsüchten entsprach. Ich wollte einer Herrin wirklich dienen und für sie da sein, nicht nur von ihr eine Stunde lang gequält werden, um mich am Ende befriedigen zu dürfen. Deshalb suchte ich in der Sklavenzentrale nach einer Herrin auf privater Basis, zu der sich vielleicht eine längere Beziehung entwickeln könnte. Da meine Suche erfolglos blieb, nahm ich Kontakt zu einem jüngeren Meister auf, der bereit war, mich online zu erziehen. Nach einigen Wochen spürte ich aber, dass eine solche Erziehung ohne den persönlichen Kontakt und mit der Notwendigkeit, mich selbst zu quälen, mir nicht das geben konnte, was ich eigentlich suchte.

So suchte ich weiter nach einer Herrin oder einem Meister in meiner Nähe, zu der bzw. dem ich wirklich einen realen Kontakt bekommen konnte. Der Austausch von Nachrichten mit Meistern gab mir rasch das Gefühl, dass sie vor allem auf den sexuellen, körperlichen Bereich Wert legten, was ich eigentlich nicht wollte. Deshalb suchte ich von da ab nur noch nach einer Herrin.

Anfang Oktober stieß ich schließlich auf das Profil von Domina Pia. Sie suchte ohne finanzielle Interessen Sklaven, die ihr als Haus- und Putzsklaven in verschiedenen Studios, so auch in Kassel, meinem Wohnort, dienen sollten. Der Profiltext und vor allem die Bilder sprachen mich an, sie erregten mich: Domina Pia mit dem ausgestreckten Zeigefinger, die mich, den Betrachter, auf die Knie wies. Domina Pia, auf dem Thron sitzend, die mich zu sich befahl. Und all die anderen extrem erotischen Bilder! Das Alter von Domina

Pia gefiel mir, ebenso ihre frauliche Figur und vor allem ihre großen, vollen Brüste. Außerdem entnahm ich dem Text des Profils, dass mich diese Domina nicht als Kunden sehen würde, sondern dass sie wirklich meinen Dienst, meine Arbeit für sich suchte. Wenn ich überhaupt in Frage käme?

Immer wieder klickte ich in jenen Tagen, wenn ich die Sklavenzentrale besuchte, die Profilstelle von Domina Pia an. War sie wirklich die, die ich suchte? Oder würde sie nur so sein wie die professionellen Dominas, die ich früher besucht hatte? Ohne echtes Verständnis für meine Sehnsüchte und ohne mich wirklich in meinem Devotsein ernst zu nehmen?

Schließlich entschied ich mich, eine Bewerbung zu formulieren. Als ich diese Bewerbungsmail mit einigen Informationen über mich geschrieben hatte, stand ich vor der Entscheidung, sie abzusenden oder nicht. Ich hatte Herzklopfen. Würde sie antworten? Auf was ließ ich mich da ein? Andererseits: Was riskierte ich schon? Wahrscheinlich würde sie wegen meines Alters oder meines Aussehens sowieso nicht reagieren. Oder absagen! Also drückte ich auf „Senden“.

Zwei Tage passierte nichts. Keine Antwort von Domina Pia, wenn ich meine Mails, die ich erhielt, prüfte. Doch am dritten Tag war eine Antwort von Domina Pia da! Überrascht, erfreut, aber auch aufgeregt öffnete ich die Mail. Was würde sie schreiben? Es war keine Absage, aber auch keine Zusage, sondern die Aufforderung der Herrin an mich, ihr über meine devote Veranlagung und über die Gründe und die Entwicklung, wie es zu dieser Veranlagung kam, zu schreiben!

Sollte ich darauf antworten? Noch mehr von mir preisgeben? Wollte ich den realen Kontakt wirklich? Wäre es nicht besser gewesen, Domina Pia hätte mir abgesagt oder gar nicht geantwortet?

Nun, nach einigem Überlegen war ich bereit, nach dem ersten auch den zweiten Schritt zu tun. So schrieb ich

Domina Pia, dass ich schon seit meiner Jugend den tiefen Wunsch spürte, einer Herrin sexuell und anders zu dienen, zum Beispiel auch, für sie zu putzen, mich ihrer Herrschaft unterzuordnen und von ihr zum Gehorsam und zur Bereitschaft, mich als Sklave benutzen zu lassen, erzogen zu werden. Dass Schmerzen, die mir zugefügt werden, für mich die Macht der Herrin über mich ausdrücken, der ich zur Strafe oder zur Lust der Herrin unterworfen bin. Dass für mich dabei allerdings das Devotsein und nicht der Wunsch nach Schmerzen im Vordergrund steht.

Als ich den Eindruck hatte, dass der Text dem entsprach, was ich als meine devote Veranlagung empfinde und wie ich in meine Rolle als Sklave fühle, drückte ich rasch auf die Taste zum Abschicken der Mail, damit ich es mir nicht noch einmal anders überlegen konnte. Gleichzeitig spürte ich den Zweifel, ob das richtig gewesen war. Ich fühlte einfach Angst davor, wie es weitergehen würde! Bereits am selben Tag kam die Antwort von Domina Pia: Ich könnte mich in den nächsten Tagen persönlich bei ihr vorstellen und sollte sie deswegen anrufen. Telefonisch könnte ich einen Termin für den kommenden Samstag verabreden.

Da meine Frau an jenem Samstag nicht da sein würde, wäre es mir möglich, mich bei Domina Pia vorzustellen und ihr sogar einige Stunden zu dienen! Aber wollte ich das wirklich??? Jetzt könnte ich immer noch einfach nicht reagieren, einfach nicht anrufen! Meine Sehnsüchte weiterhin in meiner Phantasie und für mich allein „ausleben“, mir selbst weh tun, um mich zu erregen, allein für mich die Frauenkleider anziehen, mir weiter nur vorstellen, wie ich vor einer Herrin knie oder ihr diene. Wäre das nicht besser für mich? Sollte ich es wirklich wagen, anzurufen?

Andererseits: War es nicht mein tiefer Wunsch, es endlich wirklich zu erleben, wie ich als Sklave einer Herrin diene, wie ich mich ihr unterwerfe, ihren Befehlen gehor-

che?! Außerdem: Die Vorstellung, für Domina Pia zu putzen, erregte mich!

Immer wieder las ich deshalb die Mail von Domina Pia, in der sie mir ihre Handynummer nannte. Auch als ich das Telefon bereits in der Hand hielt, zögerte ich. Wie lange, weiß ich heute nicht mehr. Und auch nicht, wie oft ich mich durch irgendeine Beschäftigung abzulenken versuchte. Irgendwann entschied ich mich. Mit zitterigen Fingern wählte ich deshalb ihre Nummer, neben dem Klingelzeichen hörte ich laut mein Herz klopfen.

Und dann hörte ich zum ersten Mal die freundliche, angenehme Stimme der Herrin!!! Nicht abschreckend barsch redete sie mit mir, sondern ruhig und einfühlsam. Damit nahm sie mir die Angst vor diesem unbekanntem Abenteuer, einer Domina real zu dienen und mich ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Das tat mir sehr gut und überzeugte mich, ihr wirklich persönlich begegnen zu wollen.

Überraschend erhielt ich am Freitag eine Mail mit einer Aufgabe, die mir Domina Pia stellte. Ich sollte Samstag früh in zwei Zeitungen nachsehen, ob die Anzeige der Herrin richtig erschienen war.

Also stand ich am Samstag früh auf, besorgte mir die Zeitungen und kontrollierte die Anzeigen. Alles war in Ordnung. Das gab ich der Herrin telefonisch durch, und sie verabedete mit mir noch einmal den Zeitpunkt meiner persönlichen Vorstellung am Nachmittag.

Vor dem Studio angekommen, hatte ich mich noch einmal telefonisch anzumelden. Danach atmete ich tief durch und drückte wie angeordnet dreimal auf den Klingelknopf. Sekunden später öffnete sich die Haustür und ich trat ein.

Da stand Domina Pia oben an der Treppe. Zum ersten Mal sah ich sie jetzt persönlich. Dann betrat ich die zum Studio gehörige Wohnung und durfte mich im Wohnzimmer in den Sessel setzen.

Voller Aufregung betrachtete ich meine künftige Herrin,

der ich als Sklave dienen wollte. Ihre weibliche Figur mit den schönen Brüsten, ihre ausdrucksstarken blauen Augen und nun hörte ich direkt ihre Stimme, die mir schon am Telefon so angenehm aufgefallen war. Freundlich stellte mir die Domina einige Fragen zu meiner Person und zu meiner Entwicklung als devoter Mensch. Danach informierte sie mich über meine künftigen Aufgaben als ihr Hausklave. Sie tat dieses in einer Art, die mir sehr gut tat, nicht streng fordernd, sondern so behutsam, dass ich mich dazu bereit erklären konnte, ihr Sklave zu werden in der Weise, wie sie das wünschte und mir klar gemacht hatte.

Nun hatte ich keine Angst mehr vor dem, was geschehen würde. Ich spürte, dass ich Domina Pia als meiner Herrin vertrauen konnte und sie mich nicht überfordern würde.

Nach diesem Gespräch und nachdem die Herrin mir das Studio gezeigt hatte, musste ich einige Einkäufe erledigen. Danach hatte ich Fenster zu putzen und Küche, Bad und WC zu reinigen.

Als dieses erledigt war, brachte mich Domina Pia hinunter in das weiße Studio, da ich dieses und das dazugehörige Bad putzen sollte.

Schön war, dass ich mich dazu nackt ausziehen durfte. Vor dem Putzen betrachtete meine Herrin noch meinen nackten Körper. Dabei stellte sie fest, dass ich beim Putzen der Wohnung etwas erregt worden war, da mein Glied feucht war. Wie gut, dass mich Domina Pia nicht wegen meines Übergewichts und meines kleinen Penis' verspottete. Danach ließ sie mich allein und ich erledigte meine Putzarbeit. Nackt wie ich war, empfand ich mein Sklavendasein sehr intensiv, andererseits fühlte ich mich sehr frei in meiner Körperlichkeit. Es freute mich, so ein nackter Sklave zu sein, ganz offen für meine Herrin, und wenn sie es wollte, offen auch vor ihr!

Nach dem Putzen des Untergeschosses ging ich wieder nach oben. Da ich die Glasscheibe der Balkontür zuvor nicht sauber geputzt hatte, musste ich dieses noch ein-

mal tun, bevor ich die Putzmittel aufräumen durfte. Wieder im Wohnzimmer war es mir nicht erlaubt, mich in den Sessel setzen, sondern ich musste mich vor Domina Pia stellen. Dann verhörte mich Herrin Pia. Ob ich dabei schon knien musste, weiß ich heute nicht mehr. Sie fragte mich, ob ich wohl sehr aufgeregt wäre, da ich geschwitzt hatte. Sie fragte nach meiner Erregung, die noch vorhanden war, aber nicht mehr so stark wie zu dem Zeitpunkt, als ich oben in der Wohnung geputzt hatte. Sie fragte mich, ob ich im Untergeschoss, als ich allein gewesen war, gewichst oder wirklich nur geputzt hatte, was ich ehrlich bejahen konnte. Dann fragte sie mich, ob ich bereit sei, künftig als ihr Hausklave zu arbeiten und da sagte ich ihr sofort zu. Sie fragte mich, ob ich wünsche, dass Sex zwischen ihr und mir ausgeschlossen wäre. Hierzu antwortete ich zuerst, dass ich damit einverstanden wäre. Da diese Antwort nicht richtig war, musste ich noch einmal antworten: Dass ich es nicht wünsche!

Schließlich wies mich Domina Pia in die richtige Sklavenhaltung ein: So kniete ich nun vor ihr auf dem Boden, den Kopf tief gesenkt und meine Hände mit den Handflächen nach oben auf meinen Oberschenkeln. Dankbar hörte ich das Urteil der Herrin, dass ich meine Arbeit zufriedenstellend erledigt hatte, und durfte mich dann mit der Hand an meinem Schwanz erregen. Domina Pia half mir sogar dabei, in einer für mich sehr schönen und einfühlsamen Weise. Aber leider wurde mein Schwanz nicht steif, wahrscheinlich war ich dazu nervlich zu angespannt. So musste ich auf den Befehl der Herrin hin mit Masturbieren aufhören und mich wieder anziehen.

Da die Zeit, die ich an jenem Samstag bei Domina Pia bleiben konnte, vorüber war, verabschiedete sie mich. Erfüllt von den Eindrücken dieses Nachmittags und dankbar, Domina Pia kennen gelernt zu haben und ihr Sklave sein zu dürfen, stieg ich in mein Auto und fuhr nach Hause.

Meine zweite Begegnung mit Domina Pia war Ende November an einem Samstagabend, ebenfalls im Studio und der dazugehörigen Wohnung in Kassel. Neben Domina Pia war dieses Mal eine weitere Domina anwesend.

Nach dem Betreten der Wohnung musste ich mich nackt ausziehen und daraufhin zuerst Domina Pia und dann die andere Herrin durch Fußküsse begrüßen. Es war ein sehr schönes Gefühl für mich, tief gebeugt vor den Dominas zu knien und demütig ihre Füße zu küssen. Besonders schön war es bei Domina Pia, da sie keine Schuhe trug, so dass bei meinen Küssen nur der dünne Strumpf zwischen ihrem Fuß und meinen Lippen war. Danach kniete ich mich in der Sklavenhaltung vor die beiden Herrinnen.

Etwas in Panik geriet ich, als ich plötzlich mit der Tatsache konfrontiert wurde, dass ich nicht, wie Herrin Pia mir am Abend per SMS befohlen hatte, etwas zu essen und trinken eingekauft hatte. Ich hatte mein Handy nicht angestellt gehabt und die SMS nicht gelesen, da ich während dieser Zeit das Abendessen für meine Frau und mich gekocht hatte. Ich hätte auch gar nichts einkaufen können, weil meine Frau da war! Ich fühlte mich plötzlich völlig überfordert und hilflos. So wäre es für mich beinahe zum Absturz gekommen, der nur deshalb vermieden wurde, weil Domina Pia Verständnis für mich hatte und mich vor der anderen Herrin in Schutz nahm.

In diesen Momenten war für mich spürbar, wo meine Grenzen der Unterwerfung liegen: Da, wo ich angeschuldigt und bestraft würde für Fehler, für die ich nichts kann, oder wo ich grundlos erniedrigt würde, nur um mich klein zu machen. Oder dass die Herrin aggressiv mit mir umgeht oder mich anschreit. Diese Art, als Sklave behandelt zu werden, tut mir nicht gut, denn ich bin gerne devot und gehorsam und diene meiner Herrin Pia gerne und mit Hingabe. So ist es viel schöner für mich, dass sie ihre Dominanz ruhig und ohne Aufregung aus-

drückt, auch wo sie mich zu kritisieren hat.

Es ist erregend für mich, ihre Füße zu küssen oder zu lecken. Gerne würde ich sie mit meinen Händen, meinen Lippen und meiner Zunge verwöhnen. Gerne möchte ich ihre Füße, ihren Nacken massieren oder ihre Brüste liebevoll kneten. Gerne würde ich nackt für sie im Haushalt arbeiten, nackt oder in Frauenkleidern für sie kochen und sie mit Speisen und Getränken bedienen, vor ihr auf dem Boden kniend das Tablett halten. Gerne würde ich ihren Körper eincremen. Gerne wäre ich ihr Fußschemel, wenn sie fernsieht. Gerne würde ich sie nach dem Pinkeln sauber lecken. Gerne möchte ich einfach vor ihr knien, um ihre Befehle zu hören, und diese dann ausführen, so gut ich kann.

Gerne darf mir Domina Pia Schmerzen zufügen, sei es zu ihrer Lust oder wenn sie mich bestrafen muss. Gerne darf sie mich fesseln, mich völlig wehrlos machen und meinen Körper benutzen, wie sie will. Es wäre wunderbar, ihre Hand auf meiner Haut zu spüren, nachdem sie in derselben Hand zuvor die Peitsche gehalten hat, weil sie Lust hatte, mich zu schlagen. Und demütig möchte ich ihre Hand danach küssen als Zeichen meiner Hingabe. Gerne möchte ich meine Brustwarzen meiner Herrin hinstrecken, damit sie diese mit ihren Fingernägeln oder ihren Zähnen quält.

Da Domina Pia mir bei der ersten Begegnung erlaubt hatte, beim nächsten Mal meine Frauenkleider mitzubringen, hatte ich das getan. Es war schön, sie anziehen zu dürfen und den Abend in ihnen zu verbringen.

Leider hatte Domina Pia bereits während ich mich umzog eine Session mit einem Kunden. Deshalb überließ sie mich der anderen Herrin, indem sie mich darauf hinwies, dass ich dieser genauso wie ihr zu gehorchen hätte. So war ich nun allein mit der anderen Domina! Ich fühlte mich sehr unwohl in dieser Lage und bekam etwas Angst, weil die andere Domina vorher, als ich gestehen musste, dass ich nichts eingekauft hatte, aggressiv reagiert hatte, und außerdem wohl noch keine

große Erfahrung als Domina hatte, da sie an jenem Tag durch Domina Pia in die Arbeit als Domina eingeführt werden sollte. Was würde sie von mir verlangen, wie würde sie mit mir umspringen? Würde sie mich für meinen Fehler bestrafen? Ich hoffte sehr, dass Pia bald wieder käme!!!

Die andere Domina befahl mir, zuerst die Küche zu putzen. Als ich mit damit fertig war, überprüfte sie meine Arbeit. Da der Herd noch etwas schmutzig war, musste ich ihn noch einmal reinigen, danach war sie zufrieden. Nun musste ich das Bad und schließlich das WC putzen. Zweimal gab mir die andere Domina, als sie an mir vorüberging, einen leichten Klaps auf den Hintern. Es war schön, so von der Herrin berührt zu werden.

Endlich kam Domina Pia wieder herauf. In ihrem Auftrag kontrollierte die andere Domina meine Arbeit im Bad und WC. Sie stellte an zwei Stellen fest dass dort noch Kalkablagerungen zu sehen waren. Diese musste ich beseitigen.

Da sich die beiden Herrinnen ungestört unterhalten wollten, blieben die Türen zum Wohnzimmer geschlossen, so dass ich draußen allein arbeiten musste. Als ich fertig war, musste ich mich im Flur in Sklavenhaltung hinknien und warten, bis Domina Pia, nachdem sie mich ernst darauf hingewiesen hatte, dass ich mich beim Putzen verbessern müsse, weil die andere Domina Fehler festgestellt hatte, mich zum Putzen in das schwarze Studio im Erdgeschoss brachte.

Die Räume waren sehr warm, so dass ich stark schwitzen musste, weil es doch viel zu putzen gab.

Da ich keine Uhr dabei hatte, merkte ich gar nicht, wie spät es wurde, so dass ich ganz überrascht war, als plötzlich Domina Pia eintrat, um nachzusehen, was ich tat. Ich war gerade mit den Arbeiten fertig geworden.

Leider war es meiner Herrin wegen der fortgeschrittenen Zeit, es war bereits Mitternacht, nur noch möglich, mich kurz zu verabschieden. Sehr gefreut hatte mich dabei, dass sie mir sagte, dass ihr mein Putzen eine echte Hil-

fe gewesen war. Das Gefühl, ihr als ihr Sklave wirklich dienen zu können, war ein sehr schönes Gefühl für mich.

Müde und verschwitzt, aber auch glücklich fuhr ich wieder nach Hause!

•Der Pfarrer im Verhör

Zwei Mal machte ich meinen Haussklaven darauf aufmerksam, dass er etwas Wichtiges in seinem Bericht vergessen hatte. Aber er ergänzte seinen Bericht nicht so, wie ich es erwartete. Das Wichtigste, das, worauf es mir ankam, hatte er vergessen.

Dieses Verhör hatte ich ganz anders in Erinnerung. Es hatte mich aufgewühlt, geärgert, schockiert. Völlig irritiert blieb ich zurück und wusste nicht, was ich davon halten sollte.

* * *

Während des Verhörs saß er in Sklavenhaltung vor mir und stand mir Rede und Antwort. Auf die Frage, welchen Beruf er ausübe, antwortete er mir, dass er Pfarrer sei. Evangelischer Pfarrer. Ich hatte Mühe, mir meinen Schrecken nicht anmerken zu lassen. Sofort fiel mir meine eigene Geschichte wieder ein, sie breitete sich vor mir aus wie ein dicker, schwerer Teppich – der Tod meines Kindes und wie uns die Kirche damals alleine gelassen hatte. Er arbeitete also für sie! Meine Frage, wie er denn das vor Gott und seiner Kirche vertreten könne, bei mir zu sein und sexuelle Handlungen vorzunehmen, antwortete er lapidar: „Das ist doch meine Privatsache!“

„Aber deine Frau ist auch deine Privatsache“, erwiderte ich. „Sie würdest du betrügen, wenn wir Sex hätten. Du würdest sie auch betrügen, wenn du mich nur leckst. Alleine deine Gedanken gehen schon zu weit, wenn du unaufhörlich an mich denkst. Wo beginnt für dich der Fremdgang? Vorhin sagtest du, du würdest sogar sehr gern mit mir Sex haben und es als Privileg betrachten, weil ich mit meinen Kunden nie Sex habe. Wie ist das jetzt? In diesem Moment? Willst du das immer noch, jetzt, wo ich dich nach deiner Frau frage?“

Lange schaute er auf den Boden und rang nach einer Antwort: „Ja, Herrin, Sie haben Recht. Ich habe vor-schnell geantwortet. Wenn es Ihnen Recht ist, würde ich Sex mit Ihnen gern als Tabu nennen.“

So einfach war das also! Er deklarierte Sex mit mir als Tabu und gegenüber seiner Kirche war das Privatsache. Ich war schockiert.

Mir ging durch den Kopf, dass ich meine Wut prima an ihm auslassen konnte. Ich konnte ihn schlagen, erniedrigen und schikanieren, wie ich wollte, er würde es noch nicht einmal merken. Es war nun möglich, ihm zum Abschied in den Hintern zu treten, ihn anzuspucken und endlich meine Wut an jemandem auslassen. Normalerweise sprühten meine Fantasien, wenn Kunden solche Demütigungen ertragen wollten, aber bei ihm blieb alles leer, ausgehöhlt, seltsam dunkel. Mir fiel nichts ein, mit was ich ihn gern quälen würde, woran ich Freude hätte, und wenn schon keine Freude, dann doch wenigstens befriedigte Rachegefühle.

Warum tat ich es nicht einfach? Ihn treten und mir dabei vorstellen, wie es damals gewesen war und wie gut das mir damals getan hätte! Aber das war damals gewesen. Heute käme ich mir schäbig vor, denn er war nicht der Mensch von damals, der mich so behandelt hatte! Vielleicht hätte er anders reagiert? Kurz kam mir der Gedanke in den Sinn, ihn danach zu fragen, aber ich wollte nicht so viel von mir vor ihm preisgeben.

Vielleicht hatte sich meine Wut auch verändert?

Ich verstand nicht, warum mir keine Lösung einfiel. Jedem anderen täte Rache gut, warum mir nicht? Was war nur mit mir los, dass mich so ein elender mickriger Wicht in so eine Situation brachte, in mir derartige Zweifel und innere Zerwürfnisse auslöste?

Oder bestand die Strafe letztendlich darin, es nicht zu tun? Ihn nicht so zu behandeln, wie er es gern mochte? Ihn nicht zu bestrafen, nicht zu demütigen und anzuspucken?

Egal, was ich tun würde, es wäre kein Spiel mehr. Es wäre der reine Ernst. Ich war froh, dass er gehen muss-

te und ich ihn so los wurde, um diese Sache in Ruhe zu überdenken.

Wochenlang dachte ich über ihn nach. Darüber, ob es wirklich seine Privatsache war, ob ein Pfarrer wirklich eine Privatsphäre hat. Der Kirchenrat würde sich sehr wohl einmischen, wenn ihm zu Ohren käme, dass ein Pfarrer zu einer Domina geht.

• *Angst vor einem Spinner*

„Ja bitte“, meldete ich mich am Handy. Gepresstes Atmen war zu hören. Ich dachte, da wischte sich einer und wollte schon auflegen, als mir eine Männerstimme ins Ohr brüllte: „Du fette, dreckige Nutte du ... ich habe deine Fotos im Internet gesehen, du bist so eklig fett. Wenn ich dich in die Finger kriege, drehe ich dir den Hals um!“ Dann legte er auf. Auch wenn ich häufig solche Anrufe erhielt, war dieser doch sehr außergewöhnlich. Meistens wollte sich jemand einen Scherz machen, oder ihm war langweilig und er suchte Kurzweil, aber dieser Anrufer meinte es ernst. Ich bekam Angst. Ausgerechnet an diesem Tag war ich alleine im Studio. Christian, mein Hausklave, sollte zwar am Nachmittag kommen, aber es waren noch sechs Stunden bis dahin. Es klingelte. Ich zuckte zusammen und überlegte kurz, ob ich überhaupt aufmachen sollte. 'Lass dich doch von so einem Irren nicht beeinflussen', dachte ich und drückte auf den Türöffner. Die Haustür wurde aber nicht aufgedrückt. Stattdessen klingelte wieder das Handy. Die gleiche Stimme brüllte ins Telefon: „So was wie dich gehört doch vergast. Du bist der Abschaum der Menschheit. Bevor ich dich absteche, hänge ich dich an deinem Flaschenzug auf und fick dich mal so richtig durch, du versaute Drecksnutte du ...!“

Ich beendete das Gespräch. Ich wollte gar nicht mehr hören, was er sonst noch so mit mir vorhatte. Gleichzeitig wusste ich, dass er nicht aufhören würde, mir zu drohen. Sofort wählte ich die Nummer des für dieses Studio zuständigen Bodyguards, aber der meldete sich nicht. Ich schickte kurz eine SMS und hoffte, er würde sich, so schnell es ging, melden.

Das Handy klingelte noch einige Male, aber immer, wenn ich hörte, dass dieser Irre dran war, legte ich sofort wieder auf.

Erneut klingelte es an der Tür und abermals kam niemand herein. Auf der Straße war nichts zu sehen.

Es war schwer für mich, mich zu beruhigen. Ich schaltete den Fernseher an und starrte hinein.

Eine Stunde blieb es ruhig, in der sich meine Aufregung wieder etwas gelegt hatte. Da kam eine SMS an: Ich habe dein Auto angepöckelt und dir eine Beule in die Tür gedrückt. Komm raus, dass ich dich in die Finger kriege! Als ich ans Fenster rannte, sah ich die Bescherung. Die Tür war tatsächlich verbeult und beschmiert. Die Außenspiegel waren verdreht und die Antenne abgeknickt. Nun bekam ich es so richtig mit der Angst zu tun. Da war ein Verrückter am Werk! Die SMS leitete ich sofort an den Bodyguard und meine Chefin weiter. Sie antwortete umgehend, sie würde jemanden schicken.

Da klingelte es schon wieder. Ich schrak zusammen, mein Herz pochte bis zum Hals. Vom Fenster aus konnte ich nicht sehen, wer an der Haustür stand. Mutig betätigte ich den Türöffner und kurz darauf hörte ich, wie jemand hereinkam. Ich lugte aus dem Spion der Wohnungstür und sah in das Gesicht eines Stammgastes. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

„Kannst du nicht vorher anrufen?“, fuhr ich ihn an, nachdem ich die Tür aufgerissen hatte. „Doch, das habe ich versucht, war aber dauernd besetzt!“, antwortete er verdutzt. Vor Erleichterung fiel ich ihm um den Hals und er wusste nicht, wie ihm geschah. Ich bat ihn herein und erzählte, was geschehen war, dabei beruhigte ich mich wieder und wir hatten eine schöne Stunde zusammen im Studio.

* * *

Der Kunde hatte gerade das Studio verlassen, als es wieder klingelte. „Na, er hat wohl was vergessen?“, sagte ich zu mir selbst und öffnete die Tür. Ein großer, untersetzter Mann kam herein. Er hatte die Hände in den Taschen und schaute mich freundlich an. Ich spürte sofort, dass mit ihm etwas nicht stimmte, meine inneren

Alarmglocken schrillten, aber da war es schon zu spät, ihm die Tür vor der Nase zuzuknallen. Er kam schnell sehr nahe auf mich zu. Da nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und sagte mit hoch erhobenem Kopf leise, aber bestimmt: „Auf die Knie!“ Zu meinem Erstaunen ließ er sich tatsächlich vor mir auf die Knie fallen und senkte seinen Blick auf den Boden.

„Du bist gut erzogen!“, sagte ich, „nun sage mir, was du willst und warum du keinen Termin vereinbarst. Du weißt doch, dass wir nur auf Termin arbeiten!“

„Nein, das weiß ich nicht, ich war noch nie hier!“, log er. Seine Worte gingen mir durch Mark und Bein, die Stimme war die des Anrufers. In mir tobten meine Gedanken vor Angst, wen sollte ich rufen?

„Ich wollte nur mal fragen, was du so machst und was es kostet“, fragte er und hob dabei seinen Kopf, um mich anzusehen. Ich fuhr mit der Hand in seine dichten Haare, packte sie und drückte seinen Kopf auf den Boden.

„Schau mich nicht an!“, brüllte ich.

„Oh, Herrin, das macht mich so an, wie Sie mit mir umgehen. Sie sind genau das, was ich brauche, aber ich habe kein Geld dabei!“, erklärte er kaum hörbar.

„Dann raus hier und stiehl mir nicht meine Zeit!“, schrie ich ihn an und trat ihm kräftig in den Hintern. Als er aufstehen wollte, packte ich ihn fest am Genick und sagte ganz ruhig: „Auf allen Vieren kriechst du aus dem Studio, du kleiner Scheißker!“ Er kroch hinaus. Ich schlug schnell die Tür zu und schloss ab.

Draußen war es erst eine Weile still, dann stand er auf und trommelte mit den Fäusten wie wild an die Tür und schrie: „Du kannst mich doch nicht so einfach rauschmeißen, mach auf! Ich wollte dich abstechen, aber so, wie du mit mir umgegangen bist, ging das nicht mehr! Du bist ein ganz durchtriebenes Miststück, ziehst den Männern das Geld aus der Tasche, du verlogene Drecksau, du!“

Da ich aber nicht mehr antwortete, verließ er nach einer Weile das Haus.

Ich zitterte wie Espenlaub, mir war plötzlich schlecht und konnte mich gerade noch so auf den Klodeckel setzen. , Bin ich gerade einem Anschlag entkommen?', dachte ich panisch. Aus dem Toilettenfenster sah ich das Auto des Sicherheitsdienstes am Haus vorbeifahren und atmete erleichtert auf. Ich rannte nach draußen und fiel ihm in die Arme.

„Wie siehst du denn aus?“, fragte er besorgt. Hastig erzählte ich ihm, was passiert war, gab ihm eine Personenbeschreibung und die Handynummer des Anrufers.

„Ich kümmere mich sofort darum!“, versprach er und war gleich wieder verschwunden.

* * *

Am Nachmittag kam Christian und versah seinen Putzdienst bei mir. Ich hatte mich nur schwer beruhigen können, die Angst saß noch tief. So setzte ich mich zu ihm ins Zimmer, schaute ihm bei der Arbeit zu und dachte nach. Was konnte einen Menschen nur dazu bewegen, eine ihm völlig fremde Frau derart in Angst und Schrecken zu versetzen? War es Hass? Aber auf wen und was?

Christian würde nach seiner Arbeit bei mir zu Frau und Gemeinde zurückfahren. Da niemand von seinen Neigungen wusste, würde er auch nicht mit solchen Hassgefühlen konfrontiert werden, wie ich sie aushalten musste. Er war weiterhin der brave Pfarrer, der pflichtbewusst seine Arbeit erledigte und ich würde die „dreckige Nutte“ bleiben, ein Abschaum der Menschheit, bei dem man sich abreagieren konnte, bei dem es nichts ausmachte, ob er es verdient hätte, so behandelt zu werden oder nicht.

* * *

Lieber Christian,

heute schreibe ich dir nicht als deine Herrin, sondern als

...? Das weiß ich noch nicht so genau. Wenn ich es am Ende meines Briefes weiß, schreibe ich es noch dazu.

Vor 13 Jahren ist mein drittes Kind gestorben. Er war ein gesundes Baby von nur vier Monaten und er starb für uns alle völlig unerwartet am plötzlichen Kindstod. Mein Mann und ich sind nicht in der Kirche, aber der herbeigerufene Notarzt war so geschockt und fühlte sich derart hilflos, dass er eine Pfarrerin anrief, weil er hoffte, sie könne uns helfen oder uns zumindest beistehen. An diesem Abend gab es nichts, was mir oder meiner Familie hätte helfen können. Jedenfalls erkannte die Pfarrerin unsere Not und unseren Schmerz in seiner umfassenden Härte.

Sie versprach uns an diesem Abend, das Kind zu beerdigen. Doch am nächsten Tag erfuhren wir von unserer Bestatterin, dass die Pfarrerin sie angerufen und abgesagt hätte. Ihr Chef hätte es ihr untersagt, die Beerdigung des Kindes zu übernehmen, da wir nicht in der Kirche waren und das Kind nicht getauft sei. Sie war noch nicht einmal in der Lage, uns das selbst mitzuteilen.

Auch wenn ich das Trauma weitestgehend überwunden habe, fiel mir das ganze Drama wieder ein, als du deinen Beruf nanntest. Ich mache dir persönlich keinen Vorwurf, aber die Geschichte steht zwischen mir und dir, ich kann mich nicht von ihr losmachen. Ich dachte erst, ich könnte dich bestrafen für all das erlittene Unrecht, aber es geht nicht. Ich würde mir furchtbar schäbig vorkommen, auch wenn ich wüsste, dass du es genauso haben wolltest.

Mit einem Sklaven zu spielen soll für mich locker und ungehemmt sein, konfliktlos, aber mit dir geht das nicht. Ich überlege mir dabei immer, ob ich das tue, um dich für vergangenes Unrecht zu bestrafen, oder weil ich einfach Lust dazu habe und du das ja genau so haben willst.

Noch etwas liegt mir brennend auf der Seele. Als ich dich fragte, wie du deine Tätigkeit bei mir, vor deiner Kirche und Gott vereinbaren kannst, sagtest du, es sei

deine Privatsache. Das finde ich dreist. Du arbeitest mit Menschen und solltest Vorbild sein. Was bringst du deinen Zöglingen im Konfirmantenunterricht bei?

Deine Frau jedenfalls gehört zu deiner Privatsache und als ich dich nach Sex mit mir fragte, sagtest du zunächst, dass du das gern wolltest. Erst nach eindringlichem Nachfragen meinerseits hast du deine Ansicht geändert und das als Tabu erklärt. Fakt ist, dass du bei mir sexuelle Handlungen ausübst, indem du dich wichst, mich leckst oder dich von mir anfassen und behandeln lässt.

Mit dieser Doppelzüngigkeit in deiner scheinheiligen Welt komme ich nicht zurecht. Mir ist es egal, wie du lebst und deine Wünsche auslebst. Hätte ich damals diese Erfahrung nicht gemacht, hätte ich dich behandelt wie jeden anderen auch. Und das, obwohl es der Kirche nie egal war, wie ich mein Leben lebe. Die Kirche mischte sich überall ein, vermittelte und vermittelt noch immer Werte und Moral und ausgerechnet die, die das unseren Kindern beibringen sollen, handeln gegen ihre Lehre. Du nennst es lapidar „Privatsache“, sorry, aber das ist zum Kotzen!

Ich respektiere deinen Wunsch nach Devotion und ich habe große Ehrfurcht vor jedem meiner Sklaven, wenn sie den Mut haben, mir die Macht über sich zu geben. Niemals würde ich dieses Vertrauen missbrauchen, meine Sklaven oberflächlich behandeln oder sie nicht als Menschen ansehen. Aber vielleicht genau deshalb muss ich dich aus meinen Diensten entlassen. Ich habe lange mit mir gerungen und es wirklich probiert, aber es geht nicht, dass ich dich behalte.

Der Gedanke, es mir mit deiner Entlassung einfach zu machen, war da. Ich arbeite nicht mehr in dem Studio und die Entfernung zwischen unseren Wohnorten ist zu groß, um sich regelmäßig zu sehen. Aber ich musste dir schreiben, wie es in Wahrheit ist!

Vielleicht antwortest du mir ja noch einmal?

Gruß

Pia

Liebe Pia,

Auf deinen Brief antworte ich jetzt auch nicht als dein Sklave, sondern einfach als der Mensch Christian. An der Uhrzeit meiner Nachricht kannst du sehen, dass es mir nicht leicht gefallen ist mit dem, was ich dir schreibe.

Du hast dich in deinem Brief sehr persönlich und offen geäußert. Gerade dafür danke ich dir, weil ich daraus spüre, was du meinst und mir mitteilen möchtest.

Der Tod deines Kindes damals vor 13 Jahren tut mir sehr leid, weil ich als Vater von drei Kindern selbst die Angst vor dem plötzlichen Kindstod als ständige Gefahr gespürt habe und ganz konkret die Ängste, als unser Sohn als Kleinkind immer wieder von Pseudokrampfanfällen betroffen war.

Ich bin sehr dankbar, dass meine Kinder gesund aufwachsen durften.

Wie viel schlimmer muss es sein, wenn man nicht nur die Ängste erleben muss, sondern tatsächlich mit dem Tod seines Kindes konfrontiert wird!

Dass jene Pfarrerin euer Kind damals nicht beerdigen durfte, finde ich ganz einfach schlimm! Es ist mir unverständlich, wie kirchliche Amtsträger Mitte der 90er Jahre so entscheiden konnten.

Vielleicht hatte die Pfarrerin damals nicht die Kraft, es euch persönlich mitzuteilen, obwohl sie die Bestattung vornehmen wollte – Vorgesetzte können furchtbar sein! –, so dass ihr es durch den Bestatter erfahren musstet.

Bitte denke einmal darüber nach.

An dieser Stelle könnte ich es mir leicht machen und dir sagen, dass ich dir damals im Studio in Kassel zwar mitgeteilt habe, dass ich evangelischer Pfarrer bin, dabei aber nicht ausdrücklich betont habe, dass ich nicht der Evangelisch-Lutherischen Kirche angehöre. Es genauer zu formulieren, schien mir damals zu kompliziert.

Tatsache ist, dass ich Pastor einer evangelischen Freikirche bin, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in England als eine Reform- und Gemeinschaftsbewegung entstanden ist und die sich Ende des 18. und im 19. Jahrhundert in der ganzen Welt verbreitet hat.

Als Pastor dieser Evangelisch-methodistischen Kirche, die in ökumenischen Beziehungen zu den Evangelischen Landeskirchen, der Katholischen Kirche und den anderen Freikirchen eng verbunden ist, habe ich in Fragen des Kirchenrechtes immer nach meinem Gewissen handeln können.

So habe ich in meiner Dienstzeit mehrmals Menschen bestattet, die aus der Kirche ausgetreten waren.

Es geht doch in diesem Moment nicht um die Frage der Kirchenzugehörigkeit oder des Getauftseins, sondern um die Liebe Gottes, die jeden Menschen umfasst, auch und gerade ein kleines Baby und seine Eltern, die es verloren haben!

Dass Ihr das als Eltern nicht so erleben und spüren durftet, tut mir sehr leid! Und dass du das als großes Unrecht empfindest, verstehe ich sehr gut!

Aber nun schreibst du auch, dass ich doppelzünftig und scheinheilig wäre in der Frage meiner Sexualität.

Die Moralvorstellungen „der Kirche“ kümmern mich hier nicht. In meiner Kirche habe ich hierzu niemals einen Druck empfunden!

Es geht also um meine persönliche Beziehung zu meiner Frau – und eben auch zu dir. Ist es da zu billig, wenn ich zwischen Liebe und Sex unterscheide?

Deine Frage, ob ich Sex mit dir wolle, habe ich damals bei unserer ersten Begegnung in Kassel nicht richtig verstanden. Darum meine zweideutige erste Antwort. Geschlechtsverkehr mit dir hätte ich niemals gewollt!

Die Vorstellung, dich als meine Herrin zu lecken, habe ich immer mit dem Gedanken und dem Gefühl der Unterwerfung und des Gehorsams gleichgesetzt. Wie ganz anders sind da meine Gefühle, wenn ich meine Frau als den Menschen, den ich liebe, im Liebesspiel lecke und dabei den Moment ihrer höchsten Lust erlebe.

Dass meine Frau von unserem Kontakt und unseren Begegnungen nichts erfahren durfte, hat mich immer sehr belastet, ging es doch immer auch um meine Aufrichtigkeit ihr gegenüber. Aber um meiner Liebe zu ihr denke ich, dass es so besser war. Ich liebe sie nämlich, und das ist mehr und anders, als mit jemandem sexuell (wie auch immer) zu verkehren.

Wahrscheinlich geht es dir in deiner Liebe zu deinem Mann nicht anders. Du wirst ihm ja auch nicht „untreu“, wenn du dich von einem Sklaven lecken lässt. Oder?

Dass du mich als deinen Sklaven entlassen hast, tut mir weh. Dass du dir dieses nicht leicht gemacht hast, habe ich beim Lesen deines Briefes gespürt. Schade, dass es so gekommen ist. Gibt es wirklich keine Chance mehr?

Herzliche Grüße
Dein Christian

• *Schlachtsau Peter*

Aufgeregt stand er mit seiner großen Reisetasche auf dem Parkplatz und schaute auf die Uhr. Seine Augen sprangen in den Augenhöhlen umher wie die eines gehetzten Tieres. Er hatte Mühe, seine Aufregung zu verbergen. Ich erkannte ihn gleich, obwohl ich ihn noch nie gesehen hatte, und hielt mit dem Auto direkt neben ihm. Wortlos stieg er ein.

„Wie geht es meiner großen Metzgerin?“, begann er das Gespräch, nachdem ich losgefahren war. „Ich bin total aufgeregt und neugierig auf dich! Ich muss schon sagen, unsere Gespräche haben mich ziemlich angemacht und ich glaube, du weißt auch genau, was ich will. Du hast genug Fantasien, wie ich herausgehört habe“, plapperte er weiter und grinste dabei über beide Ohren.

„Halts Maul!“, sagte ich schlicht.

Ich fuhr mit ihm zu mir nach Hause. Wir hatten ausgemacht, die Schlachtung daheim in meiner gekachelten Waschküche zu machen, um die Session so authentisch wie möglich erscheinen zu lassen. Außerdem weigerte er sich seit Monaten beharrlich, mich in einem Studio zu besuchen.

Lange hatten wir telefoniert und oft dachte ich, er meine es gar nicht ernst. Aber dann erzählte er mir von seiner Kindheit. Seine Eltern hatten eine Metzgerei. Der Vater schlachtete selbst und er musste schon als kleiner Junge dabei helfen. Die Augen der Tiere, deren Angst und die Macht zu töten ließen ihn nie los. Als kleines Kind taten ihm die Tiere nur Leid. Das Geschrei der Tiere in ihrer Todesangst verfolgte ihn bis in seine Träume. Wenn er in die Augen der Tiere blickte, meinte er, eine innere Verbundenheit bis hin zur Zwiesprache zu spüren. Zu dieser Zeit aß er kein Fleisch.

Später, als er heranwuchs, sah er sich in seinen Träumen selbst ohnmächtig am Metzgerhaken hängen und mit dem dumpfen Knall des Bolzenschussgerätes ergoss sich sein Sperma in seinen Schlafanzug. Als er mir

das alles erzählte, hörte ich zwischen den Worten heraus, wie sehr er sich mit den Tieren identifizierte und die tiefe Sehnsucht danach, für einen kurzen Moment solche Todesangst zu erleiden wie sie, die hörte ich auch.

Unterwegs mussten wir vor einem Lebensmittelladen anhalten, damit er sich Haferflocken kaufen konnte, die fehlten ihm noch zu seinem Glück. Ich zeigte ihm meine Waschküche und ich bemerkte, wie es sofort in seinen Augen blitzte. Sie gefiel ihm!

Ich holte aus der Küche zwei Eimer warmes Wasser und eine kleine Schüssel, um die Haferflocken anzurühren. Er hatte wirklich alles in seiner Reisetasche: Gummistiefel, wie sie die Metzger trugen, eine Metzgerschürze, eine Schürze, wie sie sich Bäuerinnen umbanden, Tomatenmark, ein Seil für die Fußfessel, einen Spritzsack und ein Bolzenschussgerät, aus dem er den Bolzen entfernt hatte.

Das Spiel konnte beginnen!

* * *

Nachdem ich die Haferflocken angerührt hatte, begann ich mich umzuziehen. Ihm befahl ich, sich auszuziehen. Sehr langsam zog ich mich aus und bemerkte, wie er mich dabei beobachtete.

„Du hast geile Brüste. Ich würde gern mein Gesicht darin vergraben. Sie sind genau wie die einer Bäuerin, groß, prall und weiß“, schmachete er.

Er zitterte, als das Spiel begann.

Ich nahm seinen Kopf zwischen meine Knie, kratzte ihm mit meinen langen Fingernägeln über den Rücken und schlug ihm einige Male auf den Po. Dabei legte ich ihm die Fußfessel an.

Mit einem gezielten Griff packte ich ihn und warf ihn auf den Rücken, kniete auf seinen Oberarmen und schlug ihm mehrere Male mit der flachen Hand ins Gesicht. Meine nackte Möse drückte ich fest auf seinen Oberkörper.

per und ich konnte nicht anders, als sie ein bisschen an ihm zu reiben. Die Situation machte mich ziemlich an und ich bekam große Lust auf dieses Spiel. Bald war sein Bauch nass, nass von MöSENSAFT.

„Machs Maul auf!“, brüllte ich ihn an, bohrte dabei meinen Zeigefinger in seinen Mund und schob ihm so seine Zähne auseinander. Immer wieder schlug ich ihm dabei ins Gesicht und beschimpfte ihn. Als er seinen Mund endlich aufmachte, spritzte ich ihm die aufgequollenen Haferflocken mittels eines Spritzsacks in den Mund und befahl laut: „Schluck, du Sau!“

Er bemühte sich, alles brav zu schlucken und starrte mir dabei ununterbrochen ins Gesicht oder auf die Brüste. Ohne Pause spritzte ich ihm weiter die Haferflocken in den Mund. Irgendwann begann er zu würgen und sie kamen ihm wieder hoch. Einen Teil drückte ich ihm wieder in den Mund zurück und den anderen verrieb ich auf seiner Brust und seinen Oberarmen. Dann spritzte ich den letzten Rest der Haferflocken in seinen Mund. Er schluckte und unterdrückte das Würgen, aber Widerstand duldete ich nicht.

Nachdem „die Sau“ gemästet war, schüttete ich einen Eimer warmes Wasser über sie und schrubbte alles mit einer Wurzelbürste sauber, bis die Haut feuerrot war. Danach führte ich sie in den Nebenraum, der als Stall diente und band sie an einem Heizungsrohr fest.

Ich begann mich umzuziehen. Ich zog die Bäuerinnenschürze aus und das Metzgerhemd und die lange Metzgerschürze sowie die Gummistiefel an.

Während ich mich umzog, spielte ich das Spiel weiter. Ich tat so, als würde ich in der Zwischenzeit andere Säue schlachten. „Komm, du Sau, jetzt bist du dran, nicht weglaufen!“, rief ich. Mit dem Bolzenschussgerät schoss ich einige Male. Ich überlegte mir, wie das wohl im Stall auf meine Sau wirken musste. Das Tomatenmark verteilte ich auf der Schürze, die Stiefel und den Boden, es sollte alles echt aussehen.

* * *

Als ich ihn im Metzgerinnenoutfit aus dem Stall holte, war er sehr aufgeregt. Er zitterte am ganzen Leib und versuchte, auszubrechen.

„Hier geblieben!“, schrie ich. Er änderte dauernd seine Richtung, aber an der Fußfessel zog ich ihn ruckartig dahin, wo ich ihn haben wollte und meine Stiefel trafen einige Male seinen Po, um ihn gefügig zu machen. Schweißperlen bildeten sich auf seinem Rücken, sein Atem ging heftig und sehr flach. Immer wieder versuchte er, auszubrechen. Der Strick grub sich bei jedem Ruck tiefer in seine Haut am Fußgelenk. Er war stark und ich brauchte all meine Kraft, um ihn zu bändigen. Meine anfängliche Geilheit war verschwunden. Auch für ihn war nun nichts mehr Erotisches dabei. Er spielte das verzweifelte Spiel der vor Todesangst fliehenden Sau.

Außer Atem nahm ich wieder seinen Kopf zwischen meine Oberschenkel. Auf meiner Haut spürte ich seinen heißen Kopf und Atem. Ich drückte meine Schenkel fest zusammen, er beruhigte sich bei der Berührung, dann setzte ich das Bolzenschussgerät auf seinen Nacken und schoss. Die Sau fiel zuckend auf den eiskalten Boden.

„Es ist schon alles vorbei“, sagte er. Er war gekommen. Seine Sahne war unter ihm auf dem blanken Boden zu sehen. Er war gekommen, ohne dass er sich selbst oder ich ihn anfasste.

Das was ein erstaunliches Erlebnis.

•*Die Wollhandschuhe der Frau G.*

Eines Tages lag vor der Haustür ein Päckchen. Als ich es öffnete, fand ich darin ein Paar selbstgestrickter Handschuhe und eine Karte, auf der stand:

„Liebe Frau Barsch! Wir sind gerade dabei, den Haushalt meiner Tante aufzulösen und haben dabei diese Handschuhe gefunden. ‚Die sind für Frau Barsch, wenn ich gestorben bin‘, stand auf einem Zettel. Sie waren uns eine große Hilfe bei der Pflege meiner Tante und wir möchten uns auf diesem Wege herzlich bei Ihnen bedanken.“

Ich war wirklich überrascht. Frau Gruber war eine nörgeelige, gehässige Frau gewesen, die mit nichts zufrieden war und nichts weiter tat, als mich in der Gegend herumzukommandieren, um für sie einzukaufen oder zu putzen. Alles, was ich einkaufte, war ihr zu teuer und sie gab mir regelmäßig zu verstehen, dass ich strohduhm sei. Ihre herablassende Art war selbst mir mit meiner Engelsgeduld zu viel. Die Erben ließen sich nur selten sehen und als Frau Gruber meines Erachtens nicht mehr in der Lage war, alleine ihren Haushalt zu bewältigen, fanden sie, das würde zu viel Geld kosten und wenn die Tante mit ihren über 90 Jahren sterben würde, sei das doch normal, außerdem würde sie sie gar nicht mehr in die Wohnung lassen.

Mit meiner Hospizgruppe und einem Pflegedienst organisierte ich für Frau Gruber eine Betreuung rund um die Uhr. Die letzten vier Wochen waren eine große Anstrengung für alle gewesen. Ein großes Aufatmen ging durch unsere Gruppe, als sie endlich friedlich zu Hause starb. Ich war nicht dabei, als es geschah. Unser Abschied hatte einen Tag vorher stattgefunden. Sie warf sich unruhig im Bett hin und her. Viele Sterbende empfinden es als sehr beruhigend, wenn ich ihnen ihre Füße massiere. Ich fragte sie, ob sie das wolle, aber sie reagierte nicht, also setzte ich mich auf ihr Bett und fing mit der Massage an. Tatsächlich beruhigte sie sich nach einigen

Minuten. Dann schlug sie plötzlich ihre Augen auf und sagte: „Raus hier!“

Ich ging in die Küche und sah nur ab und zu ins Zimmer, bis meine Ablösung kam.

An all das dachte ich, als ich die Handschuhe in den Händen hielt. Sie waren aus feiner Wolle, in einem wunderschönen Braunton, sorgfältig gestrickt. In meinen Gedanken sagte sie zu mir: „Du bist viel zu ungeschickt, um solche Handschuhe zu stricken, also musste ich das tun!“ Sie duzte mich immer, ich dagegen siezte sie bis zu ihrem Tod. In meinen Gedanken antwortete ich ihr: 'Ich werde sie gern tragen und dabei immer an Sie denken!'

•Damentoilette

Da ich am besten morgens auf die Toilette konnte, fanden Kaviarspiele meist vor der normalen Öffnungszeit statt. Ich hatte dann einen starken Kaffee oder schwarzen Tee getrunken, woraufhin mein Kreislauf sowie mein Darm in Bewegung kamen.

Ein Kunde rief mehrmals an, denn er hatte auf meiner Internetseite gelesen, dass ich Toilettensklavenabrichtung mache. Das Vorgespräch gestaltete sich recht kurz, da wir alles schon telefonisch vereinbart hatten. Ich brachte ihn ins Bad, wo er sich ausziehen und duschen sollte.

Als ich ins Bad kam, stand er da, mit einem Schild um den Hals, auf dem in großen Buchstaben „Damentoilette“ stand. Ich musste mir zwar ein Lachen verkneifen, aber es zeigte mir auch die Ernsthaftigkeit seines Vorhabens. Oft weicht nämlich die Angabe der Schmerzgrenze und der Tabus sehr weit von dem ab, was im Vorgespräch vereinbart war.

Auch wenn die Kette um seinen Hals drücken musste, legte ich ihm das Halsband sehr fest um. Er war ein braver und schon gut erzogener Sklave, das merkte ich gleich, denn er begrüßte mich so, wie es sich für einen Sklaven gehört, der bei seiner Herrin ist.

Er kniete vor mir auf dem Boden und küsste meine Stiefel: „Danke, Herrin, dass Sie mir die Gnade erweisen und mich heute so früh empfangen!“, sagte er brav.

„So, komm mit! Bevor ich dich mit meinem Naturekt und mit meinem Kaviar belohne, musst du erst noch geschmückt werden!“, keifte ich herrisch und zog an der Kette am Halsband. Auf allen Vieren kroch er hinter mir her.

„Schneller! Du fauler Sack!“, schrie ich ihn an, denn er war mir nicht schnell genug. Wieder und wieder zog ich kurz und kräftig an der Kette. Er stöhnte!

„Das hättest du nicht tun sollen, denn am Morgen kann ich das gar nicht ertragen, wenn die Dreckssklaven

wegen jeder Kleinigkeit jammern“, fluchte ich und

verpasste ihm sogleich zehn dicke, dunkelrote Striemen mit dem Rohrstock auf den Po.

Am Kreuz gefesselt hängte ich ihm schwere Gewichte an die Brustwarzen und band seine Hoden mit einer dünnen Kordel fest ab, das überstehende Ende zog ich ihm durch die Poritze und befestigte sie hinten am Halsband, so dass ihm Eier und Schwanz in die Poritze gezogen wurden.

Da er nicht rasiert war, zog ich ihm mit einer Augenbrauenpinzette einzeln seine Schamhaare aus.

„Da du offensichtlich nicht weißt, wie man seiner Herrin gegenübertritt, wirst du es nun schmerzlich spüren, wie ich es das nächste Mal haben will!“, schnauzte ich ihn an und zupfte ihm eines nach dem anderen aus. Er biss die Zähne zusammen, damit er nicht stöhnte.

„Danke, Herrin!“, sagte er tapfer nach jedem Haar, das ich ihm ausriss.

Als mir dieses Spiel langweilig wurde, band ich ihn los und führte ihn am Halsband zum Toilettenstuhl.

„Den wirst du erst einmal für deine Herrin reinigen. Der ist ja ganz verstaubt und so wirst du ihn ja wohl für mich nicht lassen wollen, oder?“, fragte ich ihn.

„Selbstverständlich nicht, Herrin, ich werde ihn sofort für Sie putzen und desinfizieren“, antwortete er und fragte, ob er aufstehen dürfe, um sich die Putzsachen aus dem Bad zu holen.

Ich erlaubte es ihm und setzte mich auf meinen Thron, um die Arbeit zu überwachen. Er ließ sich Zeit mit seiner Arbeit und war bestrebt, sie gründlich zu machen. Als er fertig war, musste er sich unter den Stuhl legen. Er stöhnte etwas, da er sich auf die in die Poritze gezogenen Eier legen musste.

Aus dem Schrank holte ich mir einen Trichter und setzte mich auf den Toilettendeckel auf dem Stuhl, wobei ich dem Sklaven das untere Ende des Trichters in den Mund schob. Ich machte es mir bequem und der Sklave lag schwer atmend unter mir und wartete.

„Gefällt dir dieser Anblick?“, fragte ich ihn.

„Ja, Herrin, sehr gut!“, antwortete er.

„Nur sehr gut?“, hakte ich streng nach. „Ich will ein anderes Adjektiv hören!“

Plötzlich war es ganz still. Fieberhaft überlegte er und als ihm nichts einfiel, musste ich mir die Mühe machen und ihm dabei helfen.

„Wunderbar!“, sagte ich laut und im selben Moment klatschte die Gerte auf seinen Oberschenkel.

„Wunderbar!“, wiederholte er leise.

„Göttlich!“, sagte ich noch betonter und wieder klatschte die Gerte laut und heftiger auf den anderen Oberschenkel.

„Aber Herrin, ich sagte doch ‚wunderbar‘, was wollen Sie denn noch hören?“, jammerte er kleinlaut.

„Ich möchte, dass dir selbst etwas zu diesem Anblick einfällt. Wenn ich es dir vorsagen muss, ist mir das zu öde und ich werde dich bestrafen“, gab ich gelangweilt von mir.

„Ja Herrin.“

Wieder war es still im Raum. Ich spürte förmlich, wie er unter mir fieberhaft nachdachte, es wollte ihm offenbar nichts einfallen.

„Himmlisch!“, brüllte ich und überzog seine Schenkel mit Gertenhieben.

Er jammerte und stöhnte: „Bitte nicht, Herrin, mir fällt einfach nichts ein!“ Das konnte ich nicht gelten lassen und so schlug ich weiter auf ihn ein.

Er wand sich unter mir und versuchte, die Hiebe mit den Händen abzuwehren, woraufhin ich natürlich seine Arme traf.

„Sei froh, dass dein Schwanz nach hinten gebunden ist, sonst würde er meine Wut abkriegen!“, schrie ich ihn an und schlug weiter. Nach einer langen Zeit und vielen Striemen sagte er plötzlich: „Fantastisch, Herrin, Ihr Anblick ist fantastisch.“

Im selben Moment tröpfelte mein Naturesekt in den Trichter und er trank alles gierig auf. Immer wieder stammel-

te er: „Göttlich, fantastisch, es schmeckt so gut, herrlich.“

„Und dass mir nichts daneben geht von meinem göttlichen goldenen Saft, verstanden?“, rief ich ihm zu.

„Ja, Herrin, ich werde alles trinken und wenn etwas daneben geht, werde ich den Boden ablecken, das verspreche ich Ihnen“, antwortete er.

Ich befahl ihm, sich kurz aufzusetzen, entfernte das Halsband und entließ seinen Penis wieder in seine natürliche Position. Daraufhin musste er sich wieder unter den Stuhl legen und sein Glied wichsen. Ich sagte ihm, dass ich seinen prallen steifen Schwanz sehen wollte, wenn ich ihm in den Mund scheiße.

Seine Hand zitterte. Er sah wohl, wie sich langsam mein Anus öffnete, denn er wurde ganz unruhig und atmete heftig und laut. Ich spürte, wie mein Kaviar aus mir herauskam und hörte ihn dann schmatzen und schlucken.

„Oh, schmeckt das gut, oh, ist das geil“, hörte ich ihn zwischendurch immer wieder sagen.

Eine ganze Morgenportion Kaviar bekam er, ich hielt nichts zurück. Es dauerte lange, bis er alles aufgenommen und geschluckt hatte. Ingeheim wartete ich auf ein Würgen von ihm, aber das blieb aus. Stattdessen hörte ich wohlwollendes Grunzen und seine Zunge, die sich immer wieder die Lippen ableckte.

Als er still unter mir lag, befahl ich ihm: „Nun leckst du alles sauber und wichst dich dabei!“, was er dann auch tat. Hingebungsvoll leckte er mir meinen Anus ab und bohrte sogar noch seine Zunge hinein.

„Nun will ich deinen Schwanz spritzen sehen, ich habe dir Naturekt und Kaviar geschenkt, nun bist du dran. Deine Sahne muss mindestens bis zu den Brustwarzen spritzen.“

Er wichste sich immer schneller und keuchte dabei wild und hektisch, bis er endlich mit lautem Geschrei kam und sich sein Sperma über seinen Bauch ergoss.

„Während ich im Bad bin, wirst du diese Sauerei hier wegmachen, verstanden?“, sagte ich streng.

„Ja, Herrin!“, antwortete er, wobei das eigentlich unnötig war, denn es war absolut nichts danebengegangen, weder Natursekt noch Kaviar. Es war nur der Trichter zu reinigen.

Als ich frisch gewaschen aus dem Bad kam, war er mit allem fertig. Der Stuhl war noch einmal sauber gemacht und desinfiziert worden, der Trichter gereinigt in den Schrank gestellt. Ich musste ihn nur noch von den Gewichten und der Kordel befreien, dann war die Session beendet.

•Konfrontation zweier Welten

Während der Zeit im Studio war ich oft lange und auch über Nacht weg. Es gab eine Zeit, in der viele Kolleginnen krank waren und Urlaub hatten. So kam es auch vor, dass ich zwei oder drei Wochen am Stück unterwegs in den Studios war. Ich vermisste meine Familie, besonders die Kinder. Jeden Tag zu telefonieren machte mir mehr zu schaffen, als gar keinen Kontakt zu ihnen zu haben, aber das konnte ich meinen Kindern nicht zumuten.

Einen Stich versetzte mir mein Jüngster, als ich nach einer langen Arbeitszeit in der Nacht nach Hause kam. Sein erster Schullandheimaufenthalt stand bevor und er wollte unbedingt, dass ich ihn zum Busbahnhof brachte und verabschiedete.

Er schlief, wenn ich solange unterwegs gewesen war, in meinem Bett. Er wollte seine Mama riechen. In der Nacht musste ich also das schlafende, inzwischen schon schwere Kind in sein Bett tragen und ich schlug die Decke zurück. Der Kleine wachte auf, rieb sich die Augen und ließ sich von mir aufnehmen.

„Meine liebe Mama ist da“, flüsterte er und legte seinen Kopf auf meine Schulter, schlang seine Beine um meine Hüften und klammerte sich mit den Armen an meinem Hals fest.

„Ja, ich bin da. Aber du sollst doch nicht in meinem Bett schlafen, wenn du weißt, ich komme heim, du bist viel zu schwer geworden, als dass ich dich in dein Bett tragen kann“, sagte ich ihm leise ins Ohr. Und dann sagte er diesen Satz, der mich mitten ins Herz traf: „Aber Mama, dann sehe ich dich wenigstens mal wieder.“

Am nächsten Morgen war er schon ganz früh wach. Er war derart aufgeregt, dass er schon um fünf Uhr morgens in mein Bett kroch und ohne Ende plapperte. Er war sehr nervös. Die letzten Utensilien wurden hektisch eingepackt und die Brote für die Busfahrt geschmiert.

Als wir an der Bushaltestelle ankamen, stockte mir der Atem. Der Busfahrer, der damit beschäftigt war, vorlaute Kinder zu ermahnen, war einer meiner Kunden. Sogar ein sehr devoter! Niemals befand sich sein Kopf höher als mein Bauchnabel, es sei denn, ich befahl es ihm. Nun stand er da und schimpfte mit den Klassenkameraden meines Sohnes. Er war der Mann, der meinen Sohn zum Schullandheim fahren würde!

Johannes stürmte davon, als er seine Klassenkameraden sah und ich schleppte mich mit dem Koffer ab. Da drehte sich Markus um: „Herrin!“, entfuhr es ihm so laut, dass es die Kinder um ihn herum hören konnten. Er kam auf mich zu und für einen Moment sah es so aus, als wollte er sich vor mir auf die Knie werfen, aber er besann sich rechtzeitig.

„Du weißt, wie du dich in dieser Situation zu benehmen hast?“, fragte ich ihn streng.

„Ja, Herrin, selbstverständlich!“ Seinen Blick hielt er demütig gesenkt, er schaute mir nicht in die Augen.

Er nahm mir den Koffer aus der Hand und verstaute ihn im Kofferraum des Busses. Seine Hände zitterten und jeder Blutstropfen war aus seinem Gesicht gewichen.

„Herrin, ich bin so aufgeregt!“, brachte er mit belegter Stimme heraus.

„Sag nicht immer Herrin zu mir, wenn dich jemand hört!“, zischte ich ihn an.

„Na, das ist aber ein netter Busfahrer, er trägt die Koffer höchstpersönlich, na, so etwas habe ich auch noch nicht erlebt!“, flötete die Mutter eines Schulkameraden von Johannes. Ich verdrehte die Augen.

„Jetzt musst du die Koffer der anderen Kinder auch tragen, los!“, befahl ich ihm. Es sollte nicht so aussehen, als hätte er nur den Koffer meines Sohnes getragen.

„Ja, Herrin, selbstverständlich!“, antwortete er und setzte sich in Bewegung. Bis zur Abreise hatte er genug zu tun und schadenfroh beobachtete ich ihn dabei.

Mein Sohn kam zu mir und nahm meine Hand.

„Mama, gleich geht's los. Ich will lieber bei dir bleiben, ich hab dich doch so lange nicht gesehen und jetzt fahre

ich weg!“, meinte er traurig zu mir. Ich nahm in in den Arm und er ließ es geschehen, auch wenn die anderen Kinder ihn deshalb wahrscheinlich hänseln würden. Er klammerte sich an mich: „Bist du da, wenn ich wiederkomme?“, fragte er mich flüsternd ins Ohr.

„Ja Schatz, ich hole dich wieder ab, versprochen!“ antwortete ich.

Markus sah zu und hörte alles. Als Johannes im Bus saß, sagte er zu mir. „Ich hätte nie erwartet, Sie jemals so zu erleben. Ich verspreche Ihnen, ein besonderes Auge auf Ihren Sohn zu haben und ihn wohlbehalten wieder heimzubringen.“

* * *

Es gab viele Situationen, in denen die zwei unterschiedliche Welten aufeinander prallten. So auch einmal beim Arzt.

Ich wollte mir schnell etwas aufschreiben, um es nicht wieder zu vergessen, aber außer meinem Studiokalender hatte ich kein Papier dabei. Ich holte ihn aus meinem Rucksack, doch dabei stellte ich mich so ungeschickt an, dass einige Fotos von einem Kunden, die in dem Buch steckten, heraus auf den Boden fielen.

Plötzlich lagen diese Bilder vor den Füßen der anderen wartenden Patienten. Sie starrten erst die Fotos, dann mich entsetzt an, denn auf den Fotos konnte man einen nackten, komplett in Plastikfolie eingewickelten Mann sehen, der eine Gasmasken auf dem Kopf trug.

• *Privater Hausklave Hermann*

•

Tribut zollte er mir, indem er bei mir Dienst tat. Er kochte mir Kaffee, sobald er in mein Haus kam, bediente mich, massierte mir die Füße und putzte mein Zimmer. Nackt wie ein Wurm kroch er auf dem Boden umher und saugte akribisch jedes Staubkorn in den Ecken, denn er wusste, dass mir saubere Ecken sehr wichtig waren.

Dabei musste er dauergeil sein. Wann immer ich ihn ansah, wollte ich seinen Ständer sehen. Er hatte einen sehr schönen Schwanz, gerade geformt, mit einer hübschen Eichel. Wenn er nicht steif war, ließ ich meinen Sklaven vor mir stehend wichsen, bis er wieder die Größe und Konsistenz hatte, die ich mir wünschte. Sein Blick war dabei stets auf den Boden geheftet.

Zu meinen Füßen auf einem Hocker sitzend, ließ ich mir von ihm mit einem wunderbar duftenden Öl meine geplagten Rheumafüße massieren, nachdem er sie mir in einer Schüssel gebadet hatte. Ich gab ihm am Anfang unserer Beziehung die Aufgabe, sich über Fußreflexzonenmassage zu informieren und das Gelernte bei mir anzuwenden.

„Herrin, soll ich einen Kurs machen und alleine hingehen, oder liefern Sie mich ab und sagen denen: ‚Das ist mein persönlicher Sklave, der muss das lernen?‘“ Das war seine Fantasie, das hätte er sich gewünscht.

Hermann putzte, massierte und leckte mit Hingabe. Er hielt meine Launen aus. Wo ich ging und stand, ließ ich etwas fallen oder machte Unordnung und er liebte dieses Spiel, mir im ganzen Haus hinterherzulaufen und die Dinge in Ordnung zu bringen, die ich anstellte. Klingelte das Handy, brachte er es mir, musste ich zur Toilette, war seine Zunge mein Toilettenpapier.

Wenn er nach unserem morgendlichen Treffen zur Arbeit fuhr, musste er seine Dauergeilheit behalten, durfte aber nicht abspritzen und sich so Erleichterung verschaffen.

Er war etwa 50 Jahre alt, eine große, gepflegt-angenehme Erscheinung, stets in Anzug und Krawatte gekleidet, mit grau meliertem, kurzen Haar.

Im realen Leben hatte er ein Unternehmen zu leiten und war den ganzen Tag damit beschäftigt, Mitarbeiter anzuweisen, zu überwachen und zu motivieren.

„Wenn ich bei Ihnen bin, ist mein Kopf wieder in Ordnung. Die Alltagsprobleme sind wie weggeblasen. Ich bin Ihnen so dankbar, dass ich bei Ihnen sein darf und ich liebe es, wenn sie sagen: ‚Du gehörst mir ... mir allein, und dein Schwanz auch!‘“

Trotz seiner gesellschaftlichen Stellung war ihm keine Arbeit unangenehm. Er ging für mich einkaufen oder war mein Chauffeur, der mich zu Terminen fuhr. Er brachte mein Auto in die Werkstatt oder wusch es in einer Selbstwaschanlage. Einen Anzug zum Wechseln hatte er immer dabei.

Eine große Freude hatte er daran, mir Geschenke zu machen. Ohne dass es mir auffiel, brachte er in Erfahrung, welches mein Lieblingsparfüm war, welche Blumen ich mochte und was ich gerne aß.

Seine Anwesenheit störte mich nie, denn er war still und zurückhaltend. Andere Sklaven nervten mich schnell, weil sie ständig Aufmerksamkeit brauchten. Er aber forderte nie etwas. Im Gegenteil! Er fand es für sich am schönsten, wenn ich so tat, als sei er gar nicht da.

Einmal erzählte ich ihm, dass mich ein weiterer Sklave besuchen wolle. Er war plötzlich sehr aufgeregt und fragte: „Muss ich diesem Sklaven dann die Tür öffnen? Oder was habe ich zu tun?“

Ich antwortete: „Du wirst ihm die Tür öffnen und mir dabei helfen, ihn zu behandeln und wenn er mag, darf er dich benutzen! Hast du was dagegen?“

„Nein, Herrin, ich habe mir schon lange gewünscht, für Sie einen Kunden zu bedienen, mit allem, was ich zu bieten habe.“

Als der Kunde dann eintraf, öffnete er ihm nackt und mit gesenktem Blick die Tür und führte ihn ins Bad, half ihm beim Duschen und trocknete ihn ab. Ich bemerkte Hermanns Blick auf den Penis des Kunden und seine Erregung, die diese Blicke auslösten. Er war sehr nervös. Was er nicht wusste war, dass der Kunde Wechspieler war und nicht ausschließlich kam, um sich von mir behandeln zu lassen. Eher wollte der Kunde einen Sklaven benutzen und seinen Arsch ficken.

Hermann ließ sich von ihm fesseln, den Penis und die Hoden abbinden und auspeitschen. Ich schaute dabei zu, es machte mir Spaß, nur einmal Beobachterin zu sein. Der Kunde ließ sich von Hermann den Anus lecken, den Schwanz blasen und die Füße eincremen. Doch als er Hermann fickte, machte mich das ratten-scharf. Ich hatte Lust, einzugreifen, setzte mich auf einen Stuhl und ließ mich abwechselnd von beiden lecken.

Es war ein sehr schöner Vormittag. Ich bemerkte gar nicht, wie die Zeit vergangen war und wieder war es passiert, dass die Session viel länger dauerte, als der Kunde bezahlt hatte. Das passierte mir oft.

In manchen Studios gab es deshalb Probleme mit den Chefs, aber das war mir egal. Ich ging dann einfach nicht mehr dort arbeiten, wenn ich bemerkte, dass es nur ums Geld verdienen ging und nicht um zufriedene Kunden und Mitarbeiter.

Hermann kommt noch heute zu mir, er ist mein treuester Sklave!

•Ausflug ins liegende Gewerbe

„Wenn nur diese Betten etwas besser wären“, dachte ich fast jeden Morgen, wenn ich aufstand. Fickbetten nannte ich sie. Ich schlief, wenn das Studio zu weit von mir daheim weg war, im Puff, in den Betten, in denen die Prostituierten ihre Kunden befriedigten. Die Kolleginnen lachten immer, wenn ich vollbepackt mit Schlafsack, Laken und meinen eigenen Kopfkissen vorfuhr. Sie sagten: „Willst du hier einziehen? Es sieht ganz so aus!“ Aber ich brauchte das, meinen Geruch, eine Anbindung an daheim, etwas Vertrautes.

Verschlafen schlurfte ich durch das ansonsten menschenleere Haus in die Küche, um mir Tee zu machen. Mein erster Blick galt dem Dienstplan. Ja, auch im Puff gibt es einen Dienstplan!

„Oh nein! Leila und Conny arbeiten heute“, ging es mir durch den Kopf. Mit allen Kolleginnen kam ich gut zurecht, mit den einen mehr, mit den anderen weniger, aber diese beiden waren wirklich sehr anstrengend. Leila hatte immer nur ihr Styling im Kopf und erzählte stundenlang von aufregenden Klamotten, Partys und reichen Männern, die sie dort angeblich aufriss, was natürlich nicht stimmte.

Mit Conny stritt ich mich die erste Zeit wegen jeder Kleinigkeit, sie nörgelte andauernd und schien mit sich selbst nicht zurecht zu kommen. Machtkämpfe mit ihr waren an der Tagesordnung. An meinem ersten Arbeitstag im neuen Studio machte ich es mir gerade mit einer Flasche Wasser im Wohnzimmer gemütlich, als sie hereinkam, schnurstracks auf den Wohnzimmertisch zuzuging, meine Flasche ergriff, auf den Boden stellte und sagte: „Flaschen auf dem Tisch kann ich nicht sehen, merk dir das!“

Da ich inzwischen das Milieu gut kannte, wusste ich, dass ich verraten und verkauft sein würde, wenn ich darauf nicht entsprechend reagierte.

„Stell die Flasche wieder auf den Tisch, Süße, sonst hau

ich dir auf deine Fingerchen!“, sagte ich drohend. Sie war aber schon wieder an der Tür und rief im Hinausgehen: „Du kannst sie ja selbst wieder auf den Tisch stellen.“

Da war mir klar, dass ich bei ihr aufpassen musste. Später kam sie noch einmal herein, die Flasche stand wieder auf dem Tisch und demonstrativ nahm ich sie und trank daraus, ohne ein Glas zu benutzen. Da baute sie sich vor dem Wohnzimmertisch auf, stemmte die Hände in die Hüften und schrie: „Wir sind hier ja auch im Puff, da muss man sich wohl nicht benehmen?“

Ich dachte, ich höre nicht richtig. „Am besten, du gewöhnst dich gleich dran, Schätzchen! Ich trinke aus der Flasche und die steht auf dem Tisch und wenn du noch ein einziges Mal irgendwelche Sachen von mir anfasst, suchst du dir am besten einen anderen Puff, denn ich mache dir hier das Leben zur Hölle, darauf kannst du Gift nehmen!“ Gegenwehr schien sie nicht erwartet zu haben, denn plötzlich veränderten sich ihre Gesichtszüge zu einem Lächeln. „He, Kleene, du gefällst mir!“

Von da an kamen wir gut miteinander zurecht. Eine Freundin hätte sie nicht werden können, aber ihr konnte ich immer sagen, was ich dachte, ohne dass sie gleich beleidigt war wie die anderen Mädchen.

* * *

Ein Schlüssel drehte sich im Schloss. Die Kolleginnen kamen also und es würde gleich aus sein mit der Ruhe, dachte ich. Schon kam Conny hereingestürmt, sah an mir vorbei auf den Boden und brüllte:

„Diese blöden Schlampen haben wieder nicht die Küche geputzt. Das hätte ich mir ja denken können, dass ich schon wieder Putzfrau spielen darf, aber da haben die sich geschnitten, die dummen Weiber. Nur ficken haben die im Kopf und die dicke Kohle, aber das Putzen haben die nicht erfunden!“

„Guten Morgen erst einmal“, sagte ich ruhig.

„Du warst doch gestern auch da, hättest du den Drecks-

weibern nicht mal in den Arsch treten können, oder wie wäre es denn mal mit selbst putzen?“, brüllte sie weiter.

„Komm mal wieder runter! Ich hatte Kunden bis zwei Uhr morgens und außerdem haben wir vereinbart, dass ich oben putze und die Mädchen hier unten!“, antwortete ich ihr.

„Ist ja schon gut, ich weiß, dass du deine Sachen putzt, aber diese dreckigen Nutten machen das nicht!“, meckerte sie weiter.

„Jetzt hör aber auf! Du bist auch eine Nutte, oder was machst du sonst hier, Heilsarmee vielleicht?“

Sie tat, als hörte sie das nicht. „Ach Kleene, ich hab so Stress, das glaubst du gar nicht“, jammerte sie. Noch bevor sie weiterreden konnte, unterbrach ich sie, weil ich keine Lust auf die Litanei hatte, die folgen würde und meinte: „Ich geh mich mal fertig machen, ich habe gleich einen Kunden. Ach, und noch was, meine Teetasse bleibt hier stehen, genau hier“, und ich zeigte mit dem Finger auf die Stelle dabei, „die wird nicht gespült und nicht weggeräumt. Letzte Woche hast du dich beim Chef beklagt, ich würde meinen Dreck nicht spülen. Wenn du einen Sauberkeitsttick hast und meine Tasse zehnmal spülen und wegräumen musst, ist das dein Problem, aber beschwer dich nicht hinter meinen Rücken bei deinem Chef, sonst kannst du deinen beschissenen Telefondienst in Zukunft selbst machen!“

„Oh Pia, bitte nicht. Keine telefoniert so wie du. Die Kunden fragen mich oft, ob die mit der schönen Stimme am Telefon nicht zu haben ist.“

„Klar mache ich das, aber du weißt nun, zu welchen Bedingungen“, sagte ich im Hinausgehen.

* * *

Da hörte ich wieder den Schlüssel im Haustürschloss und dachte: „Jetzt kommt Leila. Noch eine, die ohne Ende nervt und mir ihre ganzen Geschichten vom Wochenende aufischt!“ Die Tür ging auf und meine Lieblingskollegin Lilith stand plötzlich vor mir!

Lilith hatte auch ein Kind durch plötzlichen Kindstod verloren, eine Tochter von fünf Monaten. Seit wir uns gegenseitig davon unter vielen Tränen erzählt hatten, fühlen wir uns innig miteinander verbunden. Wenn ich erfuhr, dass wir zusammen im gleichen Haus arbeiten sollten, freute ich mich immer sehr darüber.

Wir umarmten uns: „Das ist aber klasse, dass du mich besuchst!“, sagte ich freudig zu ihr. „Nee du, ich bin zum Arbeiten hier. Leila ist krank geworden und als Rainer mich anrief und ich hörte, dass du hier bist, hab ich sofort zugesagt.“ Der Tag war gerettet!

Am Nachmittag, als ich gerade einen Kunden verabschiedet hatte, kam Lilith aus ihrem Zimmer und meinte aufgeregt: „Du, da ist was Dummes passiert. Rainer hat für heute Dreier mit Lesbenspiel in die Zeitung gesetzt, ich habe lauter Kunden, die noch eine Frau dazu haben wollen! Ich kann die doch nicht wegschicken, aber mit Conny geht das nicht. Sorry, aber die kann ich nicht anfassen. Du bist doch bi, komm, tu es für mich!“, bettelte sie.

„Nein, tut mir Leid! Verkehr mache ich doch nicht!“, antwortete ich ihr.

„Das musst du auch nicht, du gehst nur für die Lesbenspiele mit, für die Männer zum Zuschauen. Den Rest mache ich alleine. Du kriegst auch das gleiche Geld wie ich, ich will nur die nicht dabei haben“, flüsterte sie und deutete mit dem Kopf in Richtung Connys Zimmer. Ohne weiter zu überlegen, sagte ich zu. Schon oft hatte ich mir gewünscht, Lilith näher zu sein als nur in den Berührungen beim Trösten. Schnell wechselte ich die Lackkleidung gegen einen erotischen schwarzen Body und betrat Liliths Zimmer.

Lilith lag auf dem Bett und lächelte mich an.

„Du bist alleine? Ich dachte, ein Kunde ist da?“, fragte ich sie.

„Der ist noch im Bad“, antwortete sie lächelnd.

„Was darf ich bei dir machen und was ist tabu?“, fragte ich Lilith.

„Mach einfach, was du willst. Mit dir werde ich, glaube ich, alles mögen. Der Kunde weiß Bescheid, dass du nur für Lesbenspiele da bist, also keine Sorge!“

Ich legte mich neben sie, berührte vorsichtig ihren Bauch mit den Fingerspitzen und küsste ihren Busen. Lilith tat nichts, sie lag nur da und schaute mich neugierig an. Sie konnte mit Frauen nichts anfangen, das wusste ich, daher war alles, was mit einem Dreier verbunden war, reine Arbeit für sie. In diesem Moment tat es mir leid, zugesagt zu haben, denn alles, was wir tun würden, wäre für sie lediglich Arbeit. Für mich würde es mehr sein.

Dennoch empfand ich Lust, ihre Haut zu spüren, ihren Mösen saft zu schmecken und sie zu küssen. Sachte und unendlich langsam leckte ich ihre Knospe, knabberte leicht mit den Zähnen an ihnen und erkundete dabei mit der Hand ihre Scheide. Sie war trocken. Also legte ich meine Hand flach auf ihre gesamte Vulva und rieb sie mit sanftem Druck im Kreis. Lilith schloss die Augen und öffnete ihre Schenkel ein wenig.

Die Verspannung schien allmählich zu weichen. Mein Knie legte ich zwischen ihre Beine und rieb mein Schambein an ihrem Oberschenkel. Als ich an ihren Brustwarzen zu saugen begann, geriet sie in Erregung. Sie fing an, meinen Rücken und Nacken zu streicheln und öffnete ihre Schenkel nun ganz. Sie war inzwischen leicht feucht geworden und so begann ich, ihre dicken Schamlippen mit meinen Händen weiter zu erkunden. Sie waren weich und wohlig warm. Der Duft der Lust entströmte ihrer Möse und verflüchtigte sich über dem Bett.

Lilith drehte sich zu mir um und zu meiner Verwunderung küsste sie mich schüchtern. Ich drückte mich an sie und mit den Lippen erkundeten wir gegenseitig unsere Gesichter und Münder. Ihre Hand streichelte meinen Po und verirrte sich dann, wie zufällig, zwischen meinen Beinen. Mit den Fingern schob sie den Body beiseite und rieb an meiner Klitoris.

„Das fühlt sich toll an“, flüsterte sie mir ins Ohr. Inzwi-

schen war ihr Kopf ganz rot geworden und ihr Atem ging schnell.

Ich drückte sie auf die Matratze zurück und kniete nun über ihr. Mein langes Haar fiel ihr ins Gesicht und ich hörte ihr Stöhnen, als ich meine Zunge in ihr Ohr schob. Danach richtete ich mich auf, nahm ihre Hände in meine, drückte sie auf ihren Busen und knetete sacht. Dann küsste ich sie vom Hals zur Brust über den Bauch bis an ihr Schambein, kauerte mich zwischen ihre Beine und begann, sie zu lecken. Mit breiter Zungeleckte ich mehrmals über ihre ganze Möse, umkreiste mit spitzer Zunge ihre Klitoris und schob meine Finger in ihre Scheide. Sie schmeckte toll! Ohne auf mein Make-up zu achten, verschwand mein ganzes Gesicht in der feuchten Tiefe zwischen ihren Beinen.

Zwischendurch saugte ich ihre Klitoris und ihre kleinen Schamlippen in meinen Mund und lutschte daran wie an einer Eichel. An den Fingern spürte ich ihre Kontraktionen im Unterleib, der Orgasmus schien nahe zu sein. Sie drückte mit beiden Händen fest gegen meinen Kopf und schob ihr Becken in Stößen gegen meinen Mund. Ihr schneller Atem ging in ein Hecheln über und plötzlich kam sie mit einem langen Schrei. Sie spritzte mir dabei einen ganzen Schwall Saft über das Gesicht. Warm war er und er schmeckte wunderbar!

Plötzlich hörte ich, wie sich jemand im Raum räusperte. Wir hatten den Kunden total vergessen! Verlegen stand er neben dem Bett und wichste, traute sich aber nicht, sich einzumischen. Fragend schaute ich ihn an. „Ich wollte euch nicht stören, es war so schön, euch zuzusehen“, sagte er leise. Lilith schüttelte benommen den Kopf und holte sich damit in die Realität zurück. Sie zog ein Kondom über den Schwanz des Kunden und lutschte seinen Penis. Ich stellte mich hinter ihn, bearbeitete mit dem Finger seinen Anus und zwirbelte seine Brustwarzen. Das Zusehen hatte ihn so geil gemacht, dass er nach wenigen Minuten kam.

• *Nadelstory (Bericht eines Sklaven)*

Ich musste geschäftlich nach München und somit war für mich klar, dass ich eine Session bei Domina Pia buchen würde. Sie war mir von einem Freund empfohlen worden, von dem ich wusste, dass er extrem sadistische Behandlungen bevorzugte, was nicht für jede Domina selbstverständlich war. Auf ihrer Internetseite informierte ich mich über sie und war alleine von ihrem Äußeren sehr angetan.

Ich rief sie an und machte einen Termin am Vormittag aus. Der Tag sollte für mich mit einem Frühstück in Gesellschaft von Lady Pia beginnen und mit einer richtig harten geilen Session auf meinem Zimmer weitergehen. Beim Vorgespräch am Telefon befahl mir Domina Pia, ich solle sie pünktlich um 9 Uhr in meinem Zimmer erwarten, wie es sich für einen Sklaven gehört, nackt und in devoter Haltung auf den Knien.

In der Nacht davor konnte ich nicht richtig schlafen, ich wälzte mich im Bett hin und her und dachte nur an den nächsten Tag. Die Zeit verging gar nicht, meine Blicke zur Uhr häuften sich, aber irgendwann schlief ich doch ein. Der Wecker klingelte, ich sprang ins Bad, duschte, rasierte meinen Intimbereich nach und hatte schon einen Ständer. Ich platzte vor Geilheit. Ich war versucht, es mir noch kurz vorher selbst zu machen, aber die Vernunft siegte. Ich wollte schließlich von Lady Pia abgemolken werden. Ich träumte davon, wie ihre Hände meinen Schwanz wickelten und sie mich danach zwang, mein eigenes Sperma von ihren Händen zu lecken.

Und dann war es endlich soweit ... Um Punkt 9 Uhr klopfte es leise an meiner Tür.

Wie befohlen öffnete ich nackt und in devoter Haltung kniend die Tür. Da trat sie nun ein: Domina Pia, dunkelbraunes, langes Haar, ein sehr ansprechendes Gesicht, die Lippen stark geschminkt, ein sadistisches Lächeln um die Lippen, die üppige Oberweite in einer schönen

Korsage verpackt, darüber hatte sie einen schwarzen Blazer gezogen. Die Beine steckten in einer eng anliegenden Lederhose und hochhackige Schuhe mit dünnen Absätzen rundeten das Bild ab.

So stand sie nun vor mir. Mein Blick fiel auf ihre großen Brüste und schon erhielt ich eine Backpfeife. Na klar, ich Idiot, ich hatte vergessen, sie zu begrüßen! Also küsste ich ihre Schuhe, bis sie meinte, es wäre genug. Sie trat ins Hotelzimmer und befahl mir, ihr zu folgen. Sie griff an meine Brustwarzen und fing an, sie zu kneifen und zu kneten, wobei ihre Fingernägel immer härter zupackten. Mir entwich ein leichtes Stöhnen, was sie mit einem Lächeln quittierte. Mein Penis stand, nun griff sie mit einer Hand zu und grub ihre Fingernägel dabei in den Schaft. Diese Frau war der helle Wahnsinn, ich hatte ihre Brüste immer genau vor meinen Augen, ich wünschte mir, dass die Korsage aufginge und die Brüste hervorquellen, aber leider passierte das nicht.

„Steh auf!“, herrschte sie mich an. Ich tat, wie mir befohlen. Nun griff sie sich meine Hoden, gekonnt umschlang sie meine Eier und zog sie nach unten. Die andere Hand wanderte wieder hoch zu einer Brustwarze und kniff hart zu.

„Ich werde dich jetzt für das Frühstück vorbereiten“, informierte sie mich und wandte sich ab, um aus ihrer Tasche einen Katheter hervorzuholen. Sie setzte sich in einen Sessel und befahl mir, mich vor sie zu stellen. Genussvoll streifte sie sich die Handschuhe über, nahm eine Spritze mit sterilem Gleitgel in die Hand, umfasste mit einer Hand mein Glied und zog die Vorhaut stramm zurück, so weit, dass es schmerzte und ich fürchtete, mein Frenum reiße ein. Sie setzte das Gleitgel an und spritzte es mir in die Harnröhre. Dann nahm sie den Katheter und fing an, ihn ganz langsam einzuführen. Ich spürte, wie der Katheter in meine Harnröhre eindrang. Da war es, das Brennen und der leichte Schmerz.

Domina Pia blockte den Katheter, indem sie Salzlösung hineinspritzte. Dadurch blähte sich der Ballon an der Spitze auf und der Katheter konnte nicht mehr aus der

Harnblase herausrutschen. An den Katheterschlauch hängte sie einen Urinbeutel und befahl mir, ihn später in der Hosentasche zu tragen.

Nun nahm sie einen Hodenköcher aus ihrer Tasche, der innen mit Spikes versehen war. Mir schwante nichts Gutes, da ich recht große Hoden habe und die meisten Sachen bei mir nicht passen, aber dieser fiel recht groß aus und so zog sie ihn mir über meine Hoden. Das tat mächtig weh, die Spikes kratzten über meine Haut und stachen schon jetzt ohne Druck tief ins Fleisch. Aber Domina Pia grinste nur sadistisch und befahl mir, mich umzudrehen und nach vorne zu beugen. Sie nahm Gleitgel und erkundete kurz meinen analen Bereich, mit einem Analplug verschloss sie meinen Po.

„So“, sagte sie, „zieh dich an, wir gehen jetzt runter frühstücken!“

Ich zog meine Jeans über und zuckte zusammen, die Spikes gruben sich tief in meine Hoden, denn die Hose war natürlich dafür zu eng. ‚Das kann ja übel werden‘, dachte ich so bei mir. Ich spürte bei jedem Schritt, wie meine Hoden, umgeben von den dornigen Spikes, geknetet wurden.

Domina Pia lächelte mich an, wohl wissend, was mir durch den Kopf ging und mich bewegte. Das ist genau das, was SM ausmacht, Schmerzen und Lust. Mir kamen zig Gedanken in den Sinn. Lady Pia verstand es, mich genau auf der Grenze zu halten. Ich genoss den Gang zum Frühstück, denn nicht wenige Gäste blickten bewundernd auf die Frau an meiner Seite. Voller Stolz war der Schmerz fast vergessen.

Domina Pia wählte einen kleinen Bistrotisch aus, was mich anfangs wunderte. Kurze Zeit später wusste ich, warum. Sie hatte unter dem Tisch einen ihrer Schuhe ausgezogen und setzte ihn auf meinem Schoß ab. Der Schmerz zuckte sofort durch meine Lenden. Sie drückte mit ihrem Fuß auf meine in den Spikes gefangenen Hoden, ich hatte zu tun, nicht laut aufzustöhnen. Bei einem Blick auf meinen Schoß sah ich ihren nackten Fuß mit den schönen rot lackierten Fußnägeln. Es war

ein erregendes, aber auch erniedrigendes Gefühl. Ich konnte meine Blicke nicht von dieser attraktiven Schönheit lassen. Während des Frühstücks versäumte es Lady Pia nicht, immer wieder mit ihrem Fuß auf meine Hoden zu drücken und mir Schmerzen zu bereiten. Ich musste mich zusammenehmen, um nicht vor Schmerz aufzuschreien. Dabei ruhten ihre Augen immer auf mir, aus denen ein sadistisches Feuer loderte.

„Gib mir dein Urinsäckchen!“, befahl sie plötzlich und ich tat, wie mir befohlen. Ich schaute mich im Raum um, ob mir jemand zusah und als gerade niemand herschaute, reichte ich es ihr über den Tisch. Sie sah mich dabei nicht an, sondern grinste nur hämisch, als sie meine halbleere Tasse Kaffee mit Urin auffüllte.

„Trink!“, forderte sie nur und gab mir den Urinbeutel wieder zurück. Ohne lange zu überlegen, nahm ich die Tasse und trank alles in einem Zug leer.

Nachdem wir mit dem Frühstück fertig waren, gingen wir zum Aufzug. Innerlich beglückwünschte ich mich selbst zu meiner Wahl. Domina Pia war genau das Richtige für mich, ich erschauerte schon bei dem Gedanken, was mir noch alles blühen würde, wenn wir im Zimmer angekommen waren.

Im Aufzug griff sie mir schon an die Brustwarzen und kniff sie so heftig, dass mir ein leiser Schrei entfuhr. Im Zimmer musste ich mich wieder ausziehen und dann ihre Füße mit dem Mund verwöhnen. Ich genoss es, ihre rot lackierten Zehen in den Mund zu nehmen, während ihr anderer Fuß meinen Schwanz bearbeitete.

Dann stand sie auf, zog sich bis auf ihre Korsage aus und befahl mir, mich aufs Bett zu legen. Ich wurde immer wieder aufs Neue überrascht. Lady Pia trug keinen Slip unter ihrer Korsage.

Während ich mich aufs Bett legte und erneut ihren erregend schönen Körper voller Verlangen betrachtete, holte sie aus ihrer Tasche Nadeln, Handschuhe, einen Lederriemen sowie das Desinfektionsspray.

Sie legte alles auf dem Bett bereit und setzte sich dann mit ihrem schönen wohlgeformten Hinterteil auf mein

Gesicht. Ich konnte es kaum glauben – sollte ich wirklich in den Genuss kommen, dieser Frau mit meiner Zunge dienen zu dürfen?

Dann befahl sie mir, sie zu lecken, was mir nicht schwer fiel, sie war schön rasiert und roch fantastisch.

Ichleckte sie und sie schlug mit der Hand auf meinen steifen Schwanz, ich fand das wahnsinnig antörnend,leckte immer schneller und ihr Saft floss reichlich.

Ich bemerkte nicht, wie sie die Handschuhe überzog, ich spürte aber, wie sie meine Hoden und meinen Penis desinfizierte. Es schmerzte ganz schön, da ich durch die Spikes schon reichlich offene Kratzspuren hatte.

Dann merkte ich, wie sie mir eine Nadel durch mein Frenum stach. Mein Schrei wurde durch ihren Hintern erstickt. Ich hatte aber keine Zeit, mich von dem Schmerz zu erholen, denn es folgte die zweite Nadel. Die dritte tat besonders weh, denn sie wurde ganz langsam gestochen. Ich kann gar nicht beschreiben, wie ich mich fühlte, ich versuchte, Lady Pia anständig zu lecken, kriegte aber unter ihrem Po kaum noch Luft; der Schmerz war heftig, aber es war trotzdem unglaublich aufregend. Ich wusste, dass diese Qualen mit Sicherheit nicht die letzten waren, die mir auferlegt werden würden. Ich hoffte, dass ich Lady Pia nicht enttäuschen und alles aushalten würde.

Nun folgten die Nadeln in die Eichel, sie stach eine nach der anderen durch den Kranz, es war ein wahnsinniges Gefühl, es waren zwölf Nadeln, die sie dort hineintrieb. Die Schmerzen steigerten sich ins Unermessliche. Der Einstich war halbwegs zu ertragen, aber dann drang die Nadel durch das Fleisch der Eichel, und die Spitze versuchte dann auf der anderen Seite auszutreten. Aber die Haut gab nicht so leicht nach und Lady Pia stach bewusst langsam und fast ohne Druck, es dauerte lange, bis sich die Spitze der Kanüle ihren Weg gebahnt hatte. Ich bäumte mich auf und versuchte zu schreien, aber meine Schreie wurden durch ihren Po erstickt. Ich hielt es kaum noch aus, es war der Wahnsinn, Sadismus pur. Ich war völlig wehrlos und trotzdem erregt, aber

genau das war es, was ich mir immer gewünscht hatte. Nun fing sie an, den Rest der Eichel zu spicken, immer senkrecht hinein. Ich merkte, wie das Blut an meinem Schaft herunterlief. Es war nicht mehr ganz so schlimm, denn der Austrittsschmerz fehlte, aber die Eichel war nun auch schon gewaltig strapaziert.

„Nun, willst du deinen armseligen Sklavenschwanz einmal sehen?“, vernahm ich die Stimme meiner Lady.

Gern wollte ich das sehen und sie hob ihr Hinterteil etwas an: Was ich sah, war schockierend und erregend zugleich: meine Eichel war gespickt, es gab kaum eine freie Fläche mehr.

Sie setzte sich wieder auf mich und knetete meine Eier kräftig durch, dann fing sie an, meinen Schwanz zu wischen, ganz langsam, aber mit festem Druck. Nun sollte ich sie mit meiner Zunge tiefer bearbeiten. Je tiefer ich hineingelangte, desto härter wichste sie meinen Schwanz. Nun gruben sich auch noch ihre Fingernägel in meinen Schaft. Die Schmerzen wurden immer heftiger, aber mein Schwanz immer härter, das glaubte ich zumindest. Ich spürte die Nadeln dadurch umso mehr.

Lady Pia fing an zu keuchen. Ich spürte, dass sie kurz vor dem Orgasmus stand. Ich strengte mich noch einmal richtig an, denn meine Zunge erlahmte. Sie wichste immer härter und zog die Vorhaut immer tiefer, sie kam jetzt und ich verschluckte mich an ihrem Saft. Es war total geil, sie wurde kurz sanfter beim Wischen, aber das dauerte nicht lange an.

„Los, leck mich aus!“, sprach sie und wichste immer härter. Vor Schmerz hielt ich es kaum noch aus, ich leckte, schluckte und stöhnte vor Pein.

Der Katheter steckte immer noch in mir und tat nun sein übriges dazu. Ich hatte das Gefühl, dass meine Harnröhre schon total wund war und das Brennen in der Harnröhre nahm immer weiter zu.

Ich war kurz davor, zu kommen und Lady Pia bemerkte es. Sie hörte auf, meinen Schwanz zu bearbeiten und bemerkte mit leiser sanfter Stimme, dass sie mich nun

vom Katheter befreien würde. Schließlich wolle sie nicht um den Lohn ihrer Arbeit gebracht werden. Sie wolle meinen Saft fließen sehen und ich solle mir Mühe geben, ihn weit zu spritzen.

Sie entblockte den Katheter und fing an, ihn langsam herauszuziehen, natürlich ganz langsam, damit ich auch jeden Millimeter spürte.

Nachdem ich vom Katheter befreit war, fing sie wieder an, meinen Schwanz mit ihren Fingernägeln zu bearbeiten.

Sie wichste ihn wieder ganz langsam an, ich spürte jeden, aber auch wirklich jeden Fingernagel an meinem Schaft. Dann kam ich endlich und hatte einen gewaltigen Orgasmus. Lady Pia ließ langsam Milde walten und melkte meinen Schwanz nun zärtlicher, ja geradezu liebevoll. Es erschien mir, als wolle sie jeden Tropfen, der sich in meinen Hoden befand, abmelken. Sie griff mit der freien Hand in meine Eier und presste sie leicht. Ich konnte an nichts mehr denken, ich lag da und erschauerte.

Lady Pia hob ihr Gesäß an und hielt mir ihre Hand hin. Mit sanfter Stimme forderte sie mich nun auf, ihre Hand zu säubern. Ich tat, was sie mir befahl und fing an, mit meiner Zunge mein eigenes Sperma von ihrer Hand zu lecken. Es schmeckte widerlich. Aber irgendwann war sie zufrieden mit meiner Arbeit und entzog mir ihre Hand.

Lady Pia stand auf und befahl mich ins Bad.

„Schau in den Spiegel! Sieh dich an!“ Was ich sah, schockierte mich zum Teil, aber es machte mich auch stolz. Ich sah meinen Penis, über und über mit Blut und Nadeln verziert.

Lady Pia nahm die Spraydose und desinfizierte mein Glied, es brannte wieder höllisch. Nun begann sie, die Nadeln zu ziehen, natürlich ganz langsam, damit es auch richtig weh tat. Erst recht, da ich nun keine Erektion mehr hatte.

Das Blut lief und lief. Es dauerte eine Weile, bis alle Nadeln entfernt und die Blutungen gestillt waren. Nun

entfernte sie noch den Analplug.

Ich musste mich in die Wanne legen und Lady Pia stellte sich über mich, ich sah genau auf zu ihrer rasierten Muschi und schon kamen die ersten Tropfen.

„Mund auf!“ befahl sie und ein dicker Strom ergoss sich in meinen Mund. Ich hatte das Gefühl, das hörte gar nicht auf, ich schluckte und schluckte. Sie ließ es sich nicht nehmen und erniedrigte mich nun auch noch, indem sie mich mit ihrem Sekt duschte. Ich fühlte immer noch die Schmerzen, war aber gleichzeitig erlöst, entspannt und glücklich. Irgendwann waren auch die letzten Tropfen versiegt.

Ich durfte Domina Pia nun noch mit meiner Zunge säubern, von den Füßen angefangen bis in ihren Schambereich. Noch einmal bekam ich den Geschmack ihres salzigen Naturektes zu schmecken, noch einmal durfte ich diese Frau mit meiner Zunge spüren.

Vor ihr kniend nahm sie meinen Kopf in ihre Hände und lächelte, ihre sadistischen Augen blickten mich geradezu liebevoll an.

„Geh duschen!“, befahl sie mir.

Als ich fertig war, stand sie schon angezogen vor mir und verabschiedete sich. Sie ging durch die Tür und ich blickte ihr lange nach.

Das war eine super Session, die ich gerne wieder erleben möchte, wenn es mich abermals in diese Gegend verschlägt.

•Kopfkino

Ich träume, ich wache auf, weil er mich berührt. Als ich mir den Schlaf aus den Augen reiben will, bemerke ich, dass meine Hände gefesselt und meine Augen verbunden sind. Ich liege auf der Seite, seine sich sanft bewegend Hand schiebt sich zwischen meine Beine. Er kniet neben mir und streichelt mit der anderen Hand meinen Kopf. Dabei lässt er, wie zufällig, seinen Daumen über meine Lippen streifen und dringt leicht in meinen Mund ein, damit ich ihn öffne. Eine stoische Ruhe liegt über dem Bett.

Meine Neugierde veranlasst mich, die Augen öffnen zu wollen, aber es gelingt mir nicht, weil die Augenbinde ziemlich fest über den Augen gebunden ist.

„Lass sie zu und genieße diesen Moment“, denke ich und lasse mich wieder ein bisschen tiefer in den Schlaf gleiten, deutlich das Pochen zwischen meinen Beinen spürend.

Er rückt höher an meinen Kopf heran und lässt seinen steifen Schwanz in meinen halb geöffneten Mund gleiten. Willig nehme ich ihn auf, lecke über die wunderbar schmeckende, pralle Eichel. Der herbe Duft seiner Männlichkeit umhüllt mein Gesicht und ich atme ihn tief in meinen Bauch hinein ... ja, er raubt mir die Sinne.

Die Bewegungen seiner Hand zwischen meinen Beinen werden intensiver. Ohne es bewusst zu wollen, schiebe ich mein Becken dieser sich rhythmisch bewegend Hand entgegen.

Plötzlich ändert sich das Bild in meinem Traum. Ich habe keine Augenbinde mehr an. Der Mann ist Peter. Er dreht mich auf den Rücken, kniet nun zwischen meinen gespreizten Beinen, leckt sich die Lippen ab, als er meine geschwollene Möse betrachtet und packt meine Schenkel, die er weit auseinander drückt, um sie noch gieriger ansehen zu können. Die Bestimmtheit, mit der er das tut, erregt mich. Auch so breitbeinig und offen vor ihm zu liegen, mich anbietend, lässt mein Blut stürmisch

in den Adern rauschen. Ich füge mich gern und vorbehaltlos. Als er in mich eindringen will, wache ich mit einem heftigen Orgasmus auf.

Dieser Traum verfolgte mich über Tage hinweg und hinterließ eine immerwährende, unterschwellig wütende Erregung, die meine Fantasie anregte. Allerdings in einer Weise, wie ich sie vorher nicht vermutet hätte.

* * *

Seine Kleidervorschriften kenne ich ganz genau. Schwarzer Minirock, halterlose Strümpfe, Pumps und tief ausgeschnittenes, durchsichtiges Oberteil. Einen Slip duldet er nicht, denn er will, wann immer er Lust dazu hat, Zugriff auf meine nackte Haut und meine offene Möse haben. Im Restaurant habe ich breitbeinig zu sitzen und auf Befehl Kostproben meines MöSENSaftes auf meinem Finger bereitzuhalten. Oder er steckt mir selbst unter dem Tisch seinen Finger in meine Lustgrotte, den ich dann vor aller Augen ablecken muss.

Im Restaurant ist er höflich und zuvorkommend, er hilft mir in den Mantel und macht mir Komplimente. Kaum im Hotelzimmer angekommen, drückt er mich gegen die Wand, rammt mir sein Knie zwischen meine Beine und erreicht, dass ich sie weit auseinander stellen muss. Er reißt mir den Mantel vom Leib und schiebt mir den Rock hoch. Sein Blick ist gierig, aber auch zärtlich.

Mit seiner großen Hand fährt er mir von hinten, über den Nacken streichelnd, ins Haar, packt es und zieht meinen Kopf zurück.

„Küss mich!“, befiehlt er und ich öffne meinen Mund, um seine Zunge zu empfangen. Tief in den Hals stößt er mit seiner Zunge, er raubt mir den Atem und reibt dabei seinen Oberschenkel an meiner schon nassen Möse.

Plötzlich hört er auf, mich zu küssen und zieht mich, noch mit seiner Hand in meinem Haar, nach unten in die Knie.

„Mach mir die Hose auf!“ Ganz nah steht er vor mir und ich öffne seinen Gürtel, dann den Reißverschluss seiner Hose. Sein Schwanz kommt mir entgegen, denn in seiner Hose ist kaum noch Platz für ihn.

„Streck deine Zunge heraus! Ich will sie ansehen, während du ihn mir langsam wichst“, sagt er, atemlos vor Geilheit. Ich tue, was er befohlen hat und strecke meine Zunge ganz weit heraus. Er lässt seine Spucke auf meine Zunge tropfen, während ich ihn langsam und genüsslich wichse.

In der Hocke muss ich die Beine weit spreizen und ich kann den Duft meines Lustsaftes riechen. Ich bin so geil, dass ich mich mit der anderen Hand zu streicheln beginne.

Dann schiebt er mir seinen prallen Penis tief in den Mund. Ausweichen kann ich nicht, denn mein Kopf ist an der Wand, ich muss ihn gewähren lassen, auch als ich zu würgen beginne.

„Setz dich aufs Bett und ziehe deine Bluse aus“, ist sein nächster Befehl. Jetzt sehe ich, dass er auf dem Tischchen neben dem Bett verschiedene Sachen bereit gelegt hatte. Sie lassen eine Vorahnung zu, was er noch mit mir vorhat und meine Fantasie ist kaum zu bändigen.

Er nimmt ein Seil und schnürt mir meine Brüste fest, so dass sie prall nach vorn stehen. Immer wieder knetet er sie, küsst und leckt sie. Ich schaue ihm dabei zu und wünsche mir, er würde meine Möse lecken und mich mit einem Orgasmus von dieser unbändigen Wollust befreien. Tatsächlich kniet er vor mir, als wenn er meine Gedanken lesen könnte und leckt meinen Kitzler. Seine schnelle Zunge bringt mich schnell bis kurz vor den Orgasmus. Dann hört er auf, mich zu lecken und genießt es, dass ich ihn anflehe, weiterzumachen.

Er zieht mich zu sich hoch und küsst mich innig, packt mich dann aber an den Oberarmen, wirft mich auf das Bett, dreht mich um und fesselt meine Hände am Bett.

„Heb deinen Arsch und mach die Beine so breit wie du kannst“, sagt er kurz und beginnt gleich, mit Melkfett

meinen Anus einzureiben. Mit einem großen Dildo spielt er an meiner Möse und ich wünsche mir, er möge ihn mir tief hineinrammen. Statt dessen verschließt er mit einem Analplug meinen Po. Er liebt es, beim Ficken eine Enge zu spüren und ich bin gern ganz ausgefüllt.

Er packt meinen Arsch, zieht meine Möse über seinen Schwanz und gibt mir mit seinen Händen zu verstehen, dass ich ihn so ficken soll. Rhythmisch und fest schiebe ich mich immer wieder auf seinen Schwanz. Seine Hände wandern zu meinen prallen Brüsten und streicheln die Knospen. Zwischendurch schlägt er mit der flachen Hand auf meine Brüste. Es tut sehr weh, aber es stachelt mich auch an. Ich drohe vor Geilheit zu zerspringen, aber er lässt mich nicht kommen. Er zieht seinen Penis aus mir heraus, kommt vor mich und fickt mich in meinen Mund.

„Dein Mösensaft schmeckt dir doch so gut. Ja, leck alles ab.“

Dann muss ich mich auf den Rücken legen. Er setzt sich auf meine Brüste und fickt meinen Mund. Dabei dirigiert er fest meinen Kopf an den Haaren. Kurz bevor er kommt, zieht er seinen Schwanz aus meinem Mund und spritzt mir seine Sahne über das ganze Gesicht.

Mit einem weiteren Seil fesselt er meine Oberschenkel fest aneinander, schiebt mir einen dicken Dildo zwischen die Schenkel und Schamlippen und stellte die Vibration auf höchste Stufe. Aus den verklebten Augen kann ich wenig erkennen. Er sitzt auf dem Bett und schaut mir zu, wie ich versuche, zu kommen. Als die Wellen des ersten Orgasmus abebben, geht er ins Bad und duscht sich. Ich bleibe mit dem vibrierenden Dildo zwischen meinen Schamlippen alleine.

•Die Fotografie

Das war ein schwerer Gang für mich. Bevor ich in die Leichenhalle ging, war ich noch an Felix' Grab, das wunderschön unter einem Baum an einer Wiese liegt. Das weiße Kreuz mit seinem Namen musste ich bei jedem Besuch mehrmals lesen, in der Hoffnung, darauf stünde ein anderer Name.

Ein kleines Kind war am Grab gewesen und hatte die Spieluhr aufgezogen, die ich ans Kreuz gehängt hatte. Eine Melodie erklang und leise summt ich mit. „Morgen früh, so Gott will, wirst du wieder geweckt.“ ‚Was singe ich denn da?‘, dachte ich. Gott wollte also nicht, dass Felix wieder aufwachte. Da nahm ich die Spieluhr und warf sie wütend in die Mülltonne.

Der Kies knirschte unter meinen Füßen und ich überlegte, ob ich es damals bei der Beerdigung auch gehört hatte, dieses laute Geräusch von aneinander reibenden Steinen. Oder die Sonne, hatte sie an diesem Tag geschienen? Oder hatte ich sie einfach nur nicht wahrgenommen? Das sanfte Streicheln der Strahlen auf meinem Gesicht hätte mir sicher gut getan.

Ich hatte bei diesem Gang nichts mehr gespürt außer der Schwere und dem Schmerz, bohrend, mal kalt, mal heiß. Wie lange würde es noch dauern, bis es nicht mehr so stach? Einige Tage, Wochen, ein Jahr?

* * *

Leise trat ich in die Leichenhalle. Es roch nach Weihrauch und Kerzen und es war so eiskalt wie damals bei Felix. Die Erinnerungen wurden alle wieder wach, aber das hatte ich erwartet. Wie lange starrte ich auf die Kacheln der Leichenhalle? Ich zählte sie einmal, und als mir bewusst wurde, was ich tat, schämte ich mich furchtbar.

Der kleine Sarg stand in der Mitte des Raumes, umge-

ben von vielen Blumen und Kerzen. Das Gesichtchen sah so friedlich aus. Er war gerade zwei Jahre alt geworden und ums Leben gekommen, weil er vor ein Auto gelaufen war. Schlimm sah er im Gesicht aus, dunkelrot und blau durch die Gehirnblutung. Er hatte kein Mützchen auf wie Felix damals. Man konnte die lange Narbe und die genähten Stiche durch die Obduktion am Kopf noch gut sehen. Ich streichelte ihm über das Köpfchen. Auch bei ihm fühlte es sich an wie kalter Marmor.

„Ich darf mich nicht von den Erinnerungen überrollen lassen!“, dachte ich, doch da tropften schon die ersten Tränen auf die Decke.

Ich bedauerte das Kind, weil es so einsam und verlassen in diesem großen Raum lag, in dem es so kalt war. Ich war froh, dass ich mein Kind, solange es möglich war, bewacht hatte, aufgepasst, bis der Deckel zugebaut wurde. Er war nicht alleine gewesen und ich auch nicht.

* * *

Viele Eltern wie auch die des kleinen Daniel möchten ihre toten Kinder nicht mehr sehen. Sie lassen sich oft von den gut gemeinten Ratschlägen ihrer Familienangehörigen oder Freunde fehlleiten. „Behaltet ihn so in Erinnerung, wie er war“, sagen sie ihnen. Ein Kind mit so schweren Verletzungen anzusehen, scheint für viele undenkbar. Sie haben Angst, die Brutalität der Gewalt am Körper zu sehen, die das Kind erfahren hat, durch ein Auto, einen Zug oder Sturz.

In der Trauergruppe erfuhr ich aber von vielen Eltern, dass sie nie damit zurechtgekommen waren, ihre Kinder nicht mehr angesehen zu haben, die bis heute noch darunter leiden. Das Bild, das sich in die Erinnerung einprägen sollte, wie er oder sie im blühenden Leben gewesen war, hat sich nicht eingepägt. Das fantasierte Bild des Kindes, wie es im Sarg lag, hat sich eingepägt. Die Eltern erzählten mir oft von hässlichen Fratzen, die sie sich vorstellten, oder von den furchtbaren Verletzun-

gen. Die Wahrheit wäre in allen Fällen sanfter gewesen. Aber das wussten manche Eltern erst hinterher.

Deshalb holte ich mir stets bei den Eltern die Erlaubnis, Fotos machen zu dürfen. Die Negative und Bilder erhielten sie in einem verschlossenen Umschlag. Sobald sie sich in der Lage fühlten oder das Bedürfnis entwickelten, das Kind noch einmal auf dem Foto anschauen zu wollen, konnten sie das jederzeit tun.

Alexander hatte ein Bild gemalt, auf dem geschrieben stand: „Wenn du im Himmel meinen Bruder Felix siehst, dann grüße ihn bitte und zeige ihm mein Bild.“ Ich faltete es zusammen und legte es unter die Decke auf die kleinen Füßchen des Kindes. Ich erinnerte mich daran, wie ich die Geschenke meiner Familie damals auch in Felix' Sarg gelegt hatte.

Lange stand ich dort und als ich mich losriss und schon fast wieder draußen war, erinnerte ich mich, weshalb ich gekommen war. Ich kramte die Kamera aus der Tasche und machte sie an.

Auf dem Display erschien das zuletzt geschossene Foto. Ich hatte einen Kunden fotografiert und ihm versprochen, es ihm per Mail zu schicken. Ich stand vor dem Sarg des kleinen Kindes und blickte auf ein Foto aus einer mir fremden Welt. Ein Hintern mit feuerroten blutigen Striemen starrte mich an.

•Der Fremdenlegionär

Wenn sich ein Mann zur Fremdenlegion meldet, wird in der Voruntersuchung nicht nur sein Gesundheitszustand festgestellt, sondern auch, wieweit er Schmerzen ertragen und körperliche Unzulänglichkeiten unter extremen Bedingungen überwinden kann. Diese Untersuchung ist für ihn die erste schmerzhafteste Feuerprobe, an die er sich Zeit seines Lebens erinnern wird. Mit leiser Stimme und französischem Akzent erzählte er mir am Telefon davon.

So hatte die Ärztin fünf Katheter mit unterschiedlichen Durchmessern nacheinander in seine Harnröhre geschoben. Das Brennen nahm mit jedem größeren Katheter zu und trieb ihm den kalten Schweiß auf die Stirn, aber er biss die Zähne zusammen, denn er wollte diese Untersuchung unbedingt überstehen.

Beim letzten Katheter war ihm, als würde die Ärztin seinen Penis der Länge nach aufschneiden. Aber zu dem übergroßen Schmerz gesellte sich auch Lust dazu. Sein Schwanz pochte vor Lust, trotz oder gerade wegen des Schmerzes? In den letzten, den dicksten Katheter, spritzte die Ärztin eine große Menge Wasser durch den Katheter in seine Blase. Ihm schien, als würde sie platzen, aber die Ärztin spritzte mit unbewegtem Gesicht immer mehr hinein. Als er ein Stöhnen nicht mehr unterdrücken konnte, sagte sie:

„Ich bin sehr zufrieden. Wenn Erregung dabei ist, passt immer mehr hinein!“

Er dachte, seine Pein sei zu Ende, er würde endlich vom Katheter befreit werden und könnte auf die Toilette gehen. Statt dessen klemmte sie die Katheteröffnung ab und widmete sich seinem Anus.

Zu seiner Überraschung tastete sie sehr sanft, mit viel Vaseline auf dem Gummihandschuh und sanften Fingerspitzen zunächst äußerlich seinen Anus ab, rieb ihn mit der Vaseline ein und lenkte ihn so von seinem Schmerz in Blase und Penis ab.

Als sie aber mit den Fingern eindrang, war sie sehr grob. Anstatt erst einmal mit einem Finger vorzufühlen, schob sie ihm gleich zwei Finger tief in den Darm. Dann brach sie plötzlich die Untersuchung ab und sagte: „Das kann ich so nicht untersuchen, erst wird ein Einlauf gemacht!“

Schon stand die Arzthelferin mit einem Drei-Liter-Behälter bereit und ehe er es sich versah, hatte er das Darmrohr im Po und spürte das kalte Wasser in seinen Darm laufen.

Er schrie! Das Behandlungszimmer drehte sich um ihn und er bereute, sich als Fremdenlegionär gemeldet zu haben.

„Wer angenommen werden will, muss das aushalten, junger Mann!“, sagte die Ärztin mit konsequenter Haltung, ohne jedes Mitgefühl.

Als er seinen Darm entleeren durfte, spürte er nur wenig Erleichterung, denn der Katheter steckte immer noch in ihm und verschloss seine Blase. Sein Martyrium ging weiter, als die Ärztin fortfuhr, seinen Anus zu untersuchen. Mit drei Fingern quetschte sie seine Prostata und drückte sie gegen die volle Blase und als sie ihre Finger langsam aus dem Anus zog, dachte er, er sei von dieser Tortur erlöst, aber da lag er falsch. Ohne auf seine Schreie zu achten, schob sie ihre ganze Faust tief in seinen Po. Erst da schien sie zufrieden zu sein, denn sie sagte: „Es blutet nur ganz leicht, das ist gut, junger Mann!“

Statt ihm nun auch den Katheter zu entfernen, befahl sie der Arzthelferin, die Spritze bereitzulegen. Verwirrt fragte er: „Was wird denn jetzt noch gemacht? Ich müsste dringend auf die Toilette, meine Blase platzt gleich.“ Die Personen im Raum taten, als hörten sie ihn nicht.

Den Einstich spürte er gar nicht, denn die Schmerzen in Penis und Blase überdeckten alles andere. Die Ärztin spritzte mit einer dicken Nadel eine Flüssigkeit in seinen Hodensack, bis er anfang zu spannen. Er sah nicht, wie groß und prall sein Hodensack wurde, aber er spürte den gewaltigen Schmerz und die Schwere zwischen sei-

nen Beinen. Es war ihm, als wenn ein dicker, schwerer Ballon zwischen seinen Beinen schaukelte. Noch während er sich fragte, wie er die nächsten Tage sitzen sollte, zog die Ärztin die Spritze wieder heraus und drückte kräftig mit einem Tupfer auf die blutende Einstichstelle. Seine Hände umklammerten die Griffe am Stuhl so stark, dass die Fingerknöchel weiß hervortraten.

Endlich wurde er erlöst, indem die Klammer am Katheter entfernt wurde und der Urin, gemischt mit dem Wasser, in eine Flasche lief, die die Arzthelferin schnell herbeibrachte. Gleichzeitig zog die Ärztin den Katheter grob heraus und befahl ihm, den Rest einzuhalten. Zum Wasserlassen begleitete ihn die Ärztin zur Toilette und blieb stehen, bis er ins Klo pinkeln konnte. Es brannte höllisch, als das Blut-Wasser-Urin-Gemisch in die Toilette plätscherte.

* * *

Es tat mir in der Seele weh, ihn so leiden zu sehen. Aber wenn er dann anschließend ermattet und ausgelaugt auf der Krankenliege lag und sich mit geschlossenen Augen überall von mir streicheln ließ, versöhnte mich das wieder. Gern beugte ich mich dabei über ihn und ließ meine Brüste über seinem Gesicht baumeln, was er sehr mochte. Manchmal küsste und leckte er sie ganz zärtlich. Mit viel Gleitgel, langsam und ohne Druck, wichste ich ihn, bis sich blutgetränktes Ejakulat auf seinen Bauch ergoss.

•Kleine Fluchten

An Wochenenden zu arbeiten, war ein reines Geduldspiel, denn es war meistens wenig los im Studio. Die Kunden blieben bei ihren Familien, waren es doch meist Familienväter, die zu meiner Kundschaft gehörten.

Wenn ich ansonsten nicht so sehr begeistert war, mit einer Kollegin zusammenzuarbeiten, da dann nicht so viel zu verdienen war, war ich am Wochenende doch gerne mit Kira zusammen. Sie hatte viele Bekannte, die sie einlud, bei uns Kaffee zu trinken. Mit Kira war es war nie langweilig. Ich lernte einige neue Leute kennen und wir hatten eine Menge Spaß.

Manchmal befahlen wir unsere Hausklaven zu uns, die uns und unsere Gäste bewirten mussten. Sie hatten Kaffee zu kochen und von unterwegs Kuchen mitzubringen. Bedienen mussten sie nackt oder sie trugen eine weiße Bedienungsschürze, was alle unsere Gäste lustig fanden.

An einem Samstag ging es Kira nicht so gut, sie hatte Liebeskummer. So redeten wir einfach nur über ihre Probleme. Gegen Abend hatten wir Hunger und bestellten uns beim Italiener jeder ein Drei-Gänge-Menü. Kira meinte, wenn es ihr schon so schlecht ginge, müsse sie wenigstens gut essen.

Da keine Termine ausgemacht waren und das Essen erst in einer halben Stunde geliefert werden würde, waren wir ziemlich überrascht, als es klingelte. Wie die aufgescheuchten Hühner stoben wir im Studio umher, um unsere Klamotten zu suchen und die Schminke aufzufrischen. Einer meiner Stammkunden kam herein, er sei in der Nähe gewesen und hätte sich gefragt, ob ich wohl Zeit hatte.

„Heute gibt es die Session nur mit uns beiden!“, sagte ich ihm. Er ließ sich darauf ein, obwohl er doppelt zahlen musste. Als er im Bad war, meinte Kira: „Das ist doch typisch, kaum hat man was zu essen bestellt, kommen die Kerle angetanzt!“

Diesem Kunden war völlig egal, was ich mit ihm anstellte, Hauptsache, er hing irgendwo und wurde dabei anal verwöhnt. Entweder mit dem Kopf nach unten an den Füßen, oder ich machte erst Bondage mit ihm und hängte ihn dann an den Schulterseilen auf. Damit Kira auch mit ihm spielen konnte, hängte ich ihn an Armen und Beinen auf. An den Füßen legte ich vorher eine Spreizstange an, denn so kamen wir gut an seinen Po heran. Kira legte ihren Umschnalldildo an und ließ ihn vom Sklaven blasen und ich verschloss gerade seinen Anus mit dem dicksten Analplug, den ich hatte, als es wieder klingelte.

„Das Essen kommt“, dachte ich und öffnete die Tür nur einen Spalt breit, damit der Bote nicht ins Studio sehen konnte. Die Wohnung war so klein, dass man von der Tür aus in den Wohnraum sehen konnte. Da ich zu wenig Geld hatte und noch etwas holen musste, lehnte ich die Wohnungstür leicht an. Der Bote hatte in der Zwischenzeit das Essen aus der Wärmebox herausgenommen. Vom Rand des Papptellers floss ein bisschen Soße auf seine Finger und er schrie: „Scheiße, ist das heiß!“ Um die Teller so schnell wie möglich irgendwo abzustellen, stieß er mit dem Fuß die Tür auf.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte er uns an. Er erblickte den Sklaven, der mit weit gespreizten Beinen an Ketten aufgehängt war, dessen Mund von Kiras Umschnalldildo gefickt wurde und den dicken Analplug, der aus seinem Anus herausragte und vibrierte. Er war fassungslos, alles Blut wich aus seinem Gesicht. Ich nahm ihm das Essen aus der Hand und wollte ihn wieder zur Tür führen, um ihn zu bezahlen, als er sich abrupt umdrehte und rannte, als wäre der Teufel hinter ihm her.

Wir bogen uns vor Lachen. Der Kunde nahm es auch gelassen, da sein Gesicht nicht zu erkennen gewesen war. Nachdem wir die Session beendet hatten, aßen wir zu dritt das kostenlose Menü. Den Boten sahen wir nie wieder.

Zwei süße Kerle flohen auch vor mir, allerdings ins Bad, und das kam so: Im Swingerclub spähte ich gerade durch die französische Wand und schaute einem bunten Treiben zu, als sich mir zwei junge Männer näherten und an mir herumfingerten. Sie sahen sehr nett aus, also ließ ich es geschehen. Einer fragte mich, ob ich Lust hätte, mit auf die Matte zu gehen, sie hätten mich beobachtet und wären fasziniert von meinen Blaskünsten. Ich ging mit, weil sie es geschafft hatten, mir Lust zu machen.

Als ich gerade dabei war, einen der beiden zu blasen, der andere kümmerte sich liebevoll um meine Brüste, schrie er plötzlich in wilder Erregung: „Ich komme und spritze dir das Maul voll!“ Da ich mir von Fremden nicht in den Mund spritzen lasse, hörte ich auf, ihn zu blasen und wichste ihn nur noch, bis er das Sperma auf seinen Bauch spritzte.

„Warum lässt du dir nicht in den Mund spritzen?“, fragte er enttäuscht.

„Das ist nur eine Gesundheitsfrage, ich kann mir ja nicht von jedem in den Mund spritzen lassen!“

„Aber mein Saft schmeckt doch so gut!“, sagte er.

„Ja? Hast du ihn denn schon probiert?“, fragte ich ihn.

„Ich meinen Saft probiert? Nee, du liebe Zeit, das würde ich nie machen.“

„Aber ich soll ihn schlucken?“

„Ja, wieso nicht, der schmeckt euch Frauen doch!“

„Der hat eine Abreibung verdient!“, dachte ich, tunkte meine ganze Hand in seine Sahne, verrieb sie ihm im Gesicht und steckte ihm noch einige Finger zum Ablecken in den Mund. „Da, probier mal!“, sagte ich provozierend.

„Igit, bist du verrückt?“, schrie er und fing an zu würgen. Sein Freund lachte und lachte voller Schadenfreude. Mich ritt der Teufel ... ich tunkte meine Hand nochmals in die Sahne und verrieb sie dem Freund im Gesicht.

So kam es, dass die zwei Freunde zusammen vor mir ins Bad flohen ...

* * *

Weit weniger spektakulär war folgende Szene: Ich war in einem Einkaufsmarkt. Mein Geschäftshandy hatte ich immer dabei und so kam es vor, dass ich während des Einkaufens oder anderer Tätigkeiten bei Neukunden oder Anfängern eine intensive und ausführliche Telefonberatung machte. Der Kunde am Telefon war sehr unsicher, aber freundlich und so ließ ich mir viel Zeit und erzählte ihm einiges darüber, was ich anbot. Da er vieles überhaupt nicht kannte, erklärte ich ihm genauer, was eine Analdehnung und ein Naturektspiel sind.

Dabei bemerkte ich, dass zwei Männer dicht hinter mir standen und so taten, als würden sie sich intensiv mit der Ware vor ihnen im Regal beschäftigen, stattdessen hörten sie mir mit gespitzten Ohren zu. Ich drehte mich zu ihnen um und sagte: „Also wenn ihr mir weiter zuhören wollt, dann kostet das zehn Euro für jeden, ansonsten verpisst euch!“

Wieder zwei, die flüchteten ... und ich hatte dabei viel zu lachen.

•Extremflaggelant

Wenn ich eine SMS auf mein Geschäftshandy bekam, dann handelte es sich meist um Stammkunden, die entweder einen Befehl über SMS erwarteten, das machte ich auch nach Absprache, oder um Kunden wie dieser Extremflaggelant, der mir seinen Namen, sein Codewort und die Zeiten, ab wann und wie lange er verfügbar war, per SMS schickte und sich nach etwa einer halben Stunde telefonisch meldete. Er wollte am Telefon den Befehl erhalten, mich zu besuchen und, falls von mir gewünscht, bis zum Termin Anweisungen befolgen. Solche Gelegenheiten nutzte ich, mir etwas zu Essen mitbringen zu lassen oder Einkäufe erledigt zu bekommen usw. Ich ließ mir immer etwas einfallen, um meine Kunden zu ihrer und meiner Zufriedenheit zu beschäftigen, sei es, sich die Hoden während der Autofahrt abzubinden oder vor der Tür zu knien, bis ich sie einlasse.

„Ja bitte?“, so meldete ich mich.

„Herrin Pia, hier ist unterwürfigst Ihr Extremflaggelant Friedhelm und bittet um Behandlung!“

Ich wartete eine gewisse Zeit ab. Er wusste, wenn er drängelte, würde die Strafe noch extremer ausfallen als sonst. Deshalb sagte er nie etwas, sondern geduldete sich, bis ich mich dazu herabließ, ihm eine Einbestellung zu erteilen.

„Heute habe ich eine ganz besondere Aufgabe für dich. Du fährst an der Ortseinfahrt auf den Parkplatz am Waldrand und pflückst Brennesseln, aber ohne Handschuhe. Die bringst du mir in einer Stofftasche mit und für mich kaufst du im Baumarkt um die Ecke Gartenhandschuhe (die fehlten mir nämlich für meine private Gartenarbeit noch). Das schaffst du, sagen wir, in einer Stunde und du bringst dir heute ein bisschen mehr Zeit mit, ich brauche dich länger als sonst.“

„Ja, Herrin!“, war die knappe Antwort. Dann herrschte wieder Stille am Telefon. Er wagte es nicht, aufzulegen, er wartete immer, bis ich das tat, wie es sich für einen

braven Sklaven gehört.

Dieser Kunde kostete mich jedes Mal viel Kraft und Nerven. Er brachte stets eine Flasche reinen Alkohol und eine Flasche Salzlösung mit, und wenn die Striemen beim Auspeitschen platzten, musste ich die offenen Wunden mit einer der beiden Lösungen betupfen. Er schrie wie am Spieß, aber er wünschte es so. Er wollte gern noch drei Tage nach der Session an unser Spiel erinnert werden, wenn er sich zum Beispiel ins Auto oder auf seinen Bürostuhl setzte.

Mit diesem Kunden kam ich an meine Grenzen. Was gehörte schon zur Körperverletzung und was noch zum Glück des Kunden? Diese Frage stellte ich mir bei ihm sehr oft. Dennoch ergriff mich immer tiefes Erstaunen, wenn er alleine durch das Peitschen einen Orgasmus bekam und seinen Saft auf den Boden spritzte.

Diese „Sauerei“ konnte ich im Spiel natürlich nicht durchgehen lassen, also befahl ich ihm, alles aufzulecken. Mein Studio sei schließlich kein Schweinestall! Er weigerte sich jedes Mal, diesen Befehl auszuführen und so wurde schon für die nächste Session eine Strafe von 20 bis 30 harten Schlägen mit dem Rohrstock angekündigt.

Ihn bewegungsunfähig zu machen war eine Herausforderung. Er wehrte sich, wo er konnte und bei allem, was ich mit ihm anstellte, versuchte er, sich herauszuwinden. Legte ich ihm Handfesseln an, hielt er seinen Arm so, dass ich immer das nächste Loch im Lederriemen nehmen musste oder wenn ich seine Beine mit Folie umwickeln wollte, stellte er die Beine ein kleines bisschen weiter auseinander. Aber mit der Zeit lernte ich aus seinen Fluchtversuchen, sodass die Fesselung schnell und sicher verlief.

Um die Anzahl der Peitschenhiebe selbst zu steuern, gab ich ihm einige Gründe, sich falsch zu verhalten: Beispielsweise gab es für jedes Duzen zehn Schläge mit dem Rohrstock, für jedes Jammern zehn mit der Reit-

gerte und für jedes „Bitte, bitte nicht!“ nahm ich mir zehn Euro zusätzlich vom Stapel der Scheine, die er vorsorglich irgendwo im Studio platzierte.

Wenn es mir nicht besonders gut ging an dem Tag und ich sicher war, dass ich sein Gejammere und Geschrei nicht ertragen konnte, legte ich ihm einen Knebel an. Zwar musste ich nichts mehr hören, aber die Röte seines Kopfes nahm beängstigende Formen an und ich machte mir wieder Sorgen, also war es immer nur die Auswahl des scheinbar kleineren Übels.

Irgendwann einmal fragte ich ihn am Telefon, warum er daran Gefallen fand, sich so behandeln zu lassen. Er erzählte mir seine Geschichte.

* * *

Er war in einem kleinen Dorf auf einem Bauernhof aufgewachsen. Wenn er etwas angestellt hatte, musste er sich nackt ausziehen, über den Hof ins Waschhaus laufen, sich auf allen Vieren vor den Waschbottich hinstellen und seinen Po nach oben recken. Das musste er bei jedem Wetter tun. Seine Hände und Füße waren im Winter vor Kälte blau angelaufen, bis seine Mutter zu ihm in die Waschküche kam.

Schlimm war es für ihn, nackt über den Hof laufen zu müssen. Es konnte ihn jeder so sehen und jeder wusste, was ihm in der Waschküche blühte. Manchmal wurde er sogar von den Umherstehenden ausgelacht. Als er kleiner war, war es ihm nur peinlich, aber als er zum Mann wurde, empfand er gleichzeitig sexuelle Gefühle, die auch noch jeder sehen konnte.

Seine Mutter schlug ihn solange auf diese Art und Weise, bis er einmal vor ihren Augen abspritzte, seit diesem Tag rührte sie ihn nicht mehr an.

Später beim Sex mit seiner Frau empfand er seinen Orgasmus als langweilig. Bei mir erlebte er die alte Geschichte immer wieder und sein Orgasmus musste gigantisch sein, das sagte er mir jedenfalls so. Diese Behandlung gönnte er sich ein Mal im Monat, nach seiner

Meinung viel zu wenig, aber sein Geldbeutel gab nicht mehr her.

Meistens legte ich ihn über den Strafbock und fesselte ihm Hände und Füße. Manchmal wickelte ich ihn vorher in Plastikfolie, denn er liebte die Unfähigkeit, sich zu bewegen und dabei zu schwitzen.

* * *

Pünktlich eine Stunde später klingelte es. Ich öffnete die Tür und ohne ein Wort zu sagen, ließ er sich vor mir auf die Knie fallen und streckte mir die mitgebrachten Sachen auf den Händen entgegen. So ließ ich ihn eine Zeit lang knien und ging in der Zwischenzeit auf die Toilette. Als ich wieder herauskam, kniete er immer noch an der gleichen Stelle und in der gleichen Haltung.

„Komm rein“, sagte ich kurz und nahm ihm die Stofftasche aus der Hand. Er legte den Tribut und daneben den Stapel Zehn-Euro-Scheine auf den Tisch und ging ins Bad. Als ich hörte, dass er fertig geduscht hatte, klopfte ich laut an die Tür und rief: „Komm raus!“ Sofort ging die Tür auf und er betrat das Studio.

„Da du mir immer das Studio vollwichst und deine Saurei nie wegputzt, werde ich dir heute zur Strafe den Schwanz mit Brennesseln einwickeln und Plastikfolie darum herum binden!“

Erschrocken schaute er mir in die Augen.

„Willst du widersprechen?“ Er schüttelte den Kopf.

Ich zog also meine neuen Gartenhandschuhe an, fesselte ihn, legte die Brennesseln um seinen Penis, drückte ihn an seinen Bauch und wickelte Folie um ihn herum. Es musste höllisch weh getan haben, aber er sagte nichts, er stöhnte nur.

„Leg dich über den Strafbock“, befahl ich.

Bevor ich diesmal mit dem Peitschen begann, rieb ich ihm seinen Po mit Brennesseln ein, bis er feuerrot war. Dann begann ich erst mit dem normalen Programm, das er kannte.

Jeden Schlag ließ ich ihn zählen. Das Zählen war Be-

standteil der klassischen englischen Erziehung. Zuerst bekam er die Anzahl, die er von der letzten Session noch zu bekommen hatte, dann in Zwanzigerschritten alle weiteren. Um Abwechslung zu haben, benutzte ich verschiedene Peitschen, mal eine Riemenpeitsche, eine Reitgerte oder auch ein Paddle und an diesem Tag zusätzlich die Brennesseln.

Die ersten Schläge waren nicht so hart und sie hinterließen nur leichte rote Streifen. Je fester ich ihn peitschte, desto schneller wurden die Striemen dunkler, bis sie irgendwann dunkelblau wurden und mit Blut vollliefen. Um diese dicken wulstigen Striemen zum Aufplatzen zu bringen, schlug ich, so fest und so kurz ich konnte, quer über die Striemen.

Das Ritual, die Wunden zu betupfen, gestaltete ich spannender, indem ich vor seinen Augen ganz langsam die Gummihandschuhe anzog, die Watte pads vor ihm geordnet auftürmte und die Flaschen aufschraubte. Er wusste, wenn er schrie, bekam er zur Strafe weitere zwanzig harte Schläge und deshalb bemühte er sich zu Anfang, nur das Gesicht schmerzverzerrt zu verziehen. Aber das hielt er nicht lange durch. Sein Schreien hörte man sicher im ganzen Haus. Es tat mir in der Seele weh, ihn so leiden zu sehen und ich musste mir dabei immer sagen, dass er ja schließlich immer wieder kam und es ihm offensichtlich so gefiel, wie wir es machten. Er kam immer zwischen dem 150. und dem 200. Schlag.

•Swingerclubgeschichten

Es gibt so viele schöne, nette Geschichten über den Swingerclub zu erzählen! Ich erinnere mich gern an einen Mann, der mich „kleine, geile Stute“ nannte. Er sagte das mit einer Zärtlichkeit, die mich berührte. Obwohl ich auf die meisten Männer ziemlich robust wirke, sagte er mir, ich wirke zart. Ich habe ihn einmal scherzhaft gefragt, wo er denn da hingesehen hat.

Den ersten Kontakt mit einem Schwarzen hatte ich in einem Swingerclub. Er war ein junger hübscher Kerl, aber sehr schüchtern. Er verfolgte mich in jedes Zimmer und sah mir bei jeder Aktivität zu, ohne sich einzumischen oder mich anzusprechen. Er ging auch nicht weg, um sich mit einer anderen Frau zu amüsieren. Er schaute mir nur zu und je später der Abend, umso schmachsender wurde sein Blick.

Es entwickelte sich ein Spiel mit mehreren Männern, bei dem Robert nur zusah. Der Schwarze stand wieder in der dritten Reihe und schaute neugierig zu. Da setzte ich mich an den Matratzenrand und zog den Schwarzen mit dem Finger in seinem Slip zu mir. Die Hose war ganz nass und er sehr erregt. Ich sagte ihm, er solle sich hinsetzen und ohne weitere Vorwarnung nahm ich seinen Schwanz aus der Hose und blies ihn. Das Ganze dauerte nur zehn Sekunden, da kam er schon. Durch das Zuschauen hatte er sich so aufgegeilt, dass es so schnell ging. Robert lachte und sagte: „Zehn Sekunden, das ist dein Rekord.“

Was aber ganz besonders schön war, war das Bild: Ein hübscher junger Schwarzer mit ganz dunkler Haut und darauf die weißen Spritzer der Sahne, das war ein außergewöhnlicher Anblick. Durch die Beleuchtung im Club reflektierte die Sahne auf dem rabenschwarzen Untergrund. Das ist einer der Momente, die ich nie vergessen werde.

* * *

Es war auch eine schöne Geschichte, als ich nach einem wirklich wilden Abend noch zwei ältere Herren um mich hatte, die mich nur mit Händen und Zunge verwöhnten. Ich war eigentlich schon fertig mit einem Spiel mit anderen Männern und wollte mich nur noch ausruhen. Da legte sich einer der beiden zwischen meine Beine und liebte mich, der andere kniete neben mir und streichelte mein Gesicht, meine Brüste und meinen Bauch. Obwohl ich dachte, ich kann nicht mehr kommen, streichelten mir die beiden noch einmal einen Orgasmus.

Als Robert sagte, dass er heimfahren will, verabschiedete ich mich von den beiden und sagte: „Jetzt seid ihr ja zu kurz gekommen, oder?“

„Nein, es war toll anzuschauen, wie du genießt!“, antworteten sie. Als ich mich anzog, suchten sie auch ihre Sachen zusammen und ich sagte: „Ihr braucht jetzt aber nicht zu gehen, bleibt doch noch.“

Da antworteten sie: „Nein wir gehen auch, jetzt kommt nichts Besseres nach!“

* * *

Robert sah manchmal einfach nur zu, wenn ich mich mit einigen Männern vergnügte. Er hatte einen voyeuristischen Spaß daran, mich zu beobachten, ganz ohne Eifersucht. Ohne Zweifel liebte er mich so sehr, dass er mir die fremde Haut und das Spiel mit vielen Männern gönnte. Ich mochte solche Situationen, weil er nicht nur zusah, sondern auch darauf achtete, dass die Männer Kondome benutzten und sie auch nur wirklich das taten, von dem er wusste, dass es mir gut tut und gefällt. Wenn ich sicher war, dass er zuschaute, konnte ich mich ganz dem Rausch hingeben, ohne auf Kondome achten zu müssen oder darauf, dass mir die Männer nicht in den Mund spritzten. Er erteilte ihnen klare An-

weisungen und die Männer spurten. Seine Stimme war so klar und laut, dass er keinen Zweifel daran ließ, wie er durchgreifen würde, sollten die Kerle nicht auf ihn hören. Er gestaltete sein eigenes Bild von dem, was er gern sehen wollte und mir gefiel das sehr.

Einmal ging er weiter, als er es sich selbst hätte träumen lassen. Drei Männer waren damit beschäftigt, mich zu streicheln. Einer knetete meine Brüste undleckte an den Knospen, ein anderer streichelte meine Beine und der dritte lag vor meiner Möse zwischen den weit auseinander liegenden Beinen.

Plötzlich fing Robert an, die Männer anzufeuern, auch die, die nur daneben standen. Er sagte ihnen, wie ich es mochte und wie sie es zu tun hätten und die Umstehenden versorgte er mit Befehlen, die sie auch sehr gern ausführten.

So gestaltete er ein Bild, auf dem ich einen Mann ritt, ein anderer mich gleichzeitig anal nahm und mir dabei meinen Kopf an den Haaren nach hinten zog und der dritte vor mir stand, um mir seinen Schwanz in den Mund zu stecken. Links und rechts von mir waren wachsende Männer, die meine Brüste liebkosten und mich überall streichelten. Einer rieb mit schnellen Fingern meine Klitoris.

Robert stachelte die Männer an: „Ja, fickt sie tief und heftig in ihr heißes Fleisch, sie kriegt sonst nicht genug. Ramm ihr deinen dicken Schwanz in ihren Prachtarsch und du da steck ihr deinen Schwanz tief in den Rachen. Meine Dreilochstute braucht es heute wild und hart!“ Zu mir sagte er: „Ich will hören, wie es dir gefällt! Ist doch geil, so benutzt zu werden, du unersättliches Luder, du?“ Wie aus einer anderen Welt hörte ich seine Stimme und tat, wie mir befohlen. Ich stöhnte, so laut ich konnte, auch mit dem Schwanz im Mund, der mich so tief fickte, dass ich Mühe hatte, mein Würgen zu unterdrücken. Mit geschlossenen Augen versuchte ich herauszufinden, wann ein Orgasmus zu Ende war und der nächste begann. Es gelang mir nicht. Mein Orgasmus war eine lange, wilde Welle, die lediglich sprunghafte Spitzen

hatte, aber nie ganz abebbte.

Zwischendurch drehten mich die Männer auf den Rücken, weil meine Arme mich nicht mehr trugen und ich vor lauter Zittern auf die Brust des Mannes unter mir fiel und nicht mehr hoch kam. Sie nahmen mich im Liegen, einer nach dem Anderen.

Vor einigen Jahren hätte mich diese Situation derart erniedrigt, dass ich mich nie und nimmer darauf eingelassen hätte, auch nicht meinem Mann zuliebe. Heute aber wandelte sich genau diese Erniedrigung direkt in Wollust um. Die Raserei der Männer wirkte auf mich ansteckend, sodass ich alles nur noch im Taumel wahrnehmen konnte. Nur in der Zeit der Ekstase, also im sexuellen Rausch, hatte ich keine Angst vor dem Tod, ich war wohl in einer gewissen Weise außer mir. Ekstase und der Schlaf sind die kleinen Brüder des Todes ...

Nach solchen Abenden fühlte ich mich unendlich wohl und vollständig, wie bei keiner anderen Gelegenheit sonst. Ich fühlte mich oft sehr gut und befriedigt, danach stimmte alles. Ich nannte es „satt gefickt“, glaube aber, dass ich so befriedigt war, weil Robert dabei gewesen war. Er passte auf mich auf, ich konnte ihm die Verantwortung für mich abgeben, mich frei und ohne Kontrollzwang meinen Begierden hingeben und wusste, dass ich aufgehoben war. Mein Seelenheil lag in Roberts Händen und ich war seiner Loyalität sicher. Fremde Haut zu spüren und meine Sinne geschärft zu wissen, die nur auf Robert hörten, auf seine Wünsche, seine Befehle, tat gut. Unter allen Stimmen hörte ich seine heraus, auch wenn er ganz leise sprach und sich um mich herum stöhnende Männer laut und wild gebärdeten.

Wenn ich ihm vorher in der Bar noch gesagt hatte, wer mir von den anwesenden Männern überhaupt nicht gefiel und wen ich nicht gern anfassen würde, so spannte er manchmal genau diese Männer ein. Er gab mir den Befehl, sie zu blasen oder zu reiten. Wenn ich sie auch in einer anderen Situation niemals angefasst hätte, so war das, wenn Robert es befahl, keine Frage. Ich tat es einfach und fühlte mich wahnsinnig wohl dabei.

Ob das nur bei Roberts Befehlen so funktionierte oder die Person austauschbar war, konnte ich mangels Gelegenheit nicht herausfinden. Ich fragte mich oft, ob ich mich auch bei anderen Personen so völlig aufgeben

könnte, willenlos und blind auf eine Stimme hören würde, die nicht Roberts war?

Es so weit zu bringen, musste für Robert eine enorme Überwindung gewesen sein. Er, der mich immer für sich alleine haben wollte, der mich am Anfang unserer Swingerclubzeit ganz schlecht teilen konnte, war nun in der Lage, mich ohne Eifersucht vorzuführen.

Oft fuhren wir schweigend nach Hause, weil er mich im Spiel unterbrach und weg wollte. Ich ging immer ohne Widerrede mit, ohne Murren, ohne einen Überredungsversuch. Ich wollte, dass er sich auf mich verlassen konnte und er spürte, dass mir sein Wohlergehen am wichtigsten war. Wir fuhren immer zusammen hin und auch zusammen wieder nach Hause. Was hätte ich davon gehabt, wenn ich es auf die Spitze getrieben hätte und er nie mehr mit mir in einen Club gegangen wäre?

* * *

Bei unserer ersten Vorführung hielt es Robert nicht bis zum Ende durch. Aus irgendeinem Grund hörte ich nicht, was er sagte, die Männer oder die Musik waren wohl zu laut gewesen. Das vereinbarte Codewort hatte er mehrmals gesagt, ich aber nicht reagiert. Hilflos stand er da, er konnte mich im Knäuel der Körper fast nicht mehr erkennen und ich hörte ihn nicht. Da packten ihn Wut und Verzweiflung. Aus dem Gewühl stach mein Fuß. Er griff mein Fußgelenk und zog mich unter der Menschenmasse hervor. An seinem Gesicht erkannte ich, dass etwas schief gegangen war. Ich suchte sofort meine Dessous zusammen, um mit ihm zu gehen. Die völlig verdatterten Männer sahen mir dabei zu. Einer

sagte: „Du kannst doch jetzt nicht einfach gehen!“
„Natürlich kann ich das!“, antwortete ich trocken. Der Blick in ihre Gesichter brachte mich zum Lachen. Robert lachte ein bisschen mit, aber es wirkte gequält. Er war sehr aufgeregt. Seine Lippen zitterten und waren weiß geworden. Aus seinem Gesicht war jede Farbe gewichen, er wirkte grau. ‚So sieht ein Mensch aus, der einen Schock hat‘, dachte ich.
„Was ist denn los? Habe ich etwas falsch gemacht?“, fragte ich aufgeregt.
„Nein, du nicht. Ich habe etwas falsch gemacht.“ Robert sprach leise.
„Was hast du denn falsch gemacht?“
„Ich will nie mehr mit dir in einen Club gehen! Nie mehr, hörst du!“ Er schrie fast.
„Was ist denn mit dir los? Rede doch mit mir, was dich bedrückt.“
„Ich bin so ein Schwein!“
„Wie bitte? Wie kommst du denn darauf?“ Ich konnte nicht fassen, dass er das sagte und von sich dachte. Auf einen Eifersuchtsanfall war ich gefasst, aber dies hier war etwas Neues, etwas, was ich an ihm gar nicht kannte.
„Dabei zuzusehen, wie sie dich benutzen, wie sie wie wilde Tiere über dich herfallen und nichts dagegen zu unternehmen, das finde ich schäbig.“
„Aber du weißt doch, dass ich das mag und dass du mich davor nicht beschützen brauchst.“
Ihn befiel eine merkwürdige Verzweiflung, ich überlegte fieberhaft, was ihn so erschüttert hatte.
„Aber ich treibe sie auch noch an. Lebe an ihnen und dir meine animalischen Triebe aus und das Erschütterndste ist, dass es mich anmacht. Es hat mich so geil gemacht, zu veranlassen, dass die Männer dich so behandeln und dich mit einem rein tierischen Instinkt benutzen! Ich fühle mich so scheiße, so schlecht!“, rief er.
„Ich verstehe dich. Komm, wir fahren heim. Du bist wahrscheinlich nur überrascht und eher überrumpelt von deinen Gefühlen, die hast du nicht erwartet. Ich fand es

klasse und wenn du dir alles einmal genau überlegst, dann findest du es nicht mehr so schlimm. Du hast das Ganze wahrscheinlich für einen kurzen Moment mit den Augen deiner Mutter gesehen und warst plötzlich mit Konventionen deiner Mutter konfrontiert.“

„Ja, das stimmt!“ Mit großen Augen sah er mich an. „Ich hatte mir vorgestellt, meine Mutter würde mich dabei sehen, wie ich Lust aus der Erniedrigung meiner Ehefrau ziehe! Woher weißt du das immer so genau?“

„Keine Ahnung. Wir reden morgen noch mal darüber!“

Am nächsten Tag schien es noch schlimmer zu sein. Er hatte schlecht geschlafen und sah krank aus. „Ich bin ein mieses Schwein“, sagte er nur. In den Tagen nach diesem Ereignis redeten wir viel miteinander. Er wollte sich nicht umstimmen lassen. Ihm genügte die Erklärung nicht, dass jeder Mensch einen dunklen Teil in sich hat. Er wollte nur auf der guten Seite sein, so etwas Dunkles sollte es in ihm nicht geben. Ich ließ ihm Zeit und drängte ihn nicht. Ich hatte meine Psychoanalyse gehabt, bei der ich gelernt hatte, dass meine Schattenschwester zu mir gehörte wie mein Arm oder mein Bein. Robert aber war von dem Gang an seine Grenzen überrumpelt worden.

* * *

Doch nicht nur Robert war eifersüchtig. Ich erinnere mich an eine Situation, in der mich der brennende Schmerz der Eifersucht traf. Die Regeln, die bis dahin vor allem für mich aufgestellt worden waren, brach Robert, ohne nachzudenken. Lange danach fragte ich mich noch, ob mich die Tatsache, dass er sich einfach über unsere gemeinsam gesetzten Regeln hinweggesetzt hatte, mehr störte, oder ob es wirkliche Eifersucht war, die mich so verletzte. Damals hatten wir noch die Regel, zu fragen oder wenigstens Bescheid zu sagen, wenn man sich mit einem anderen Sexpartner auf die Matte zurückzog.

Eine junge Frau machte sich an ihn heran, setzte sich

auf seinen Schoß und rieb ihren Po an seinem Penis. Ich empfand ihre Art als sehr vulgär und niveaulos, nicht aus ihrer Lust am Sex entsprungen, sondern vor allem, um sich vor der umstehenden Gruppe von Swingern zu produzieren. Später stellte sich heraus, dass sie eine „Bezahlte“ war, wie das in diesen Kreisen genannt wurde. Der Clubbesitzer bezahlte Frauen dafür, mit Single-Männern, die den finanziell größten Beitrag in den Clubs zu leisten hatten, Sex zu haben, damit die Kundschaft erhalten blieb. Damit nicht auffiel, dass dies Prostituierte waren, sollten sie sich zwischendurch auch mit anderen Männern beschäftigen.

Als sie spürte, dass sich bei Robert etwas bewegte, sprang sie auf, nahm seine Hand und fragte: „Kommst du mit?“ Sie zog ihn mit sich fort. Er ging mit, ohne mich zu fragen und – das traf mich am meisten – er ging mit, ohne sich nach mir umzusehen, ich war für ihn einfach nicht mehr vorhanden. Ich war zwar sehr froh, wenn er sich selbstständig machte, bedeutete es doch mehr Freiheiten für mich, aber diese Scheuklappen, die er plötzlich aufsetzte, erschreckten mich sehr.

Obwohl ich aus der Vergangenheit wusste, dass ich nicht zusehen konnte, wenn Robert eine andere Frau fickte, ging ich hinterher. Ich wollte nicht dazwischenfunken und ihn zur Rede stellen, so wie er es gemacht hätte. Ich war ganz einfach fassungslos, wie schnell er mich vergessen konnte und war neugierig, wie es weiterging.

Sie setzte sich auf die Matte und Robert wollte sie lecken, aber sie rief lauthals: „Ich will nicht geleckert werden. Ich will nur gefickt werden!“ Hastig zog sie ihm den Slip aus und saugte wild an seinem Penis. Er wollte sie streicheln, ihr auch Lust machen, aber sie wick seinen Händen aus. Nachdem sie ihm ein Kondom übergezogen hatte, legte sie sich hin, zog ihn auf sich und als er in sie eindrang, fing sie an, wie eine Wilde zu kreischen und unnatürlich wirkende Lustschreie auszustoßen. Es war ein einziges Theater! Als ich den Raum verließ, geschah das nicht aus Eifersucht, sondern weil ich diese

peinliche Situation nicht ertrug, weil ich nicht verstand, warum Robert nicht spürte, in welches Spiel er geraten war.

Was mir an Swingerclubs besonders gut gefiel, war die Anonymität. Ich konnte den ganzen Abend machen, was ich wollte und musste nicht befürchten, danach durch Telefonate, oder andere Zudringlichkeiten belästigt zu werden. Zwischendurch gab es immer wieder Männer, die nach meiner Telefonnummer fragten, aber davon wollte ich nichts hören. Zu gut hatte ich noch eine Geschichte mit einem Bi-Mann in Erinnerung, der mich nach einem Date zu dritt bedrängte, mich mit ihm, ohne Robert, zu treffen. Es dauerte lange, bis er mich endlich in Ruhe ließ. Das war mir eine Lehre gewesen.

Robert und ich waren meistens die ersten auf der Matte. Wir brauchten keine eingeschworene Gesellschaft, um uns wohl zu fühlen. Kein gemeinsames Anstoßen, keinen Tanz zum Warmwerden oder ein Schwätzchen. Ganz im Gegenteil. Ich wollte gar nicht mit den Männern reden, ich wollte nicht, dass sie mir etwas zu trinken holten und mir erzählten, wie sie hießen und woher sie kamen. Das schaffte nur Verbindlichkeiten oder besser gesagt eine Nähe, die mir Unbehagen bereitete. Zu schnell bekam ich dabei Schwierigkeiten, „nein“ zu sagen, wenn die Kerle meinen Anforderungen nicht genügten. Einer brachte mir sogar Geschenke mit. Wie sollte ich ihm da sagen, dass er nicht befriedigend lecken und ficken konnte und dass ich bei Schwänzen, die nach Duschgel schmeckten, Brechreiz bekam?

Wichtiger wäre mir gewesen, ihre Hände auf meiner Haut zu testen, oder ihre Schwänze, die nach Schwänzen schmeckten, in meiner Hand oder in meinem Mund zu fühlen. Dann hätte ich gewusst, ob sie mir als Sexpartner gefielen. Das, was sie Höflichkeit nannten, sagte nichts darüber aus, was sie später auf der Matte bieten konnten, für mich war das lediglich ein überflüssiges Anbieten ihrer Person.

* * *

Furchtbar fand ich die Eifersüchteleien der Männer untereinander. Nur weil ich einmal mit einem Mann Sex gehabt hatte, durfte das nicht heißen, dass sie Ansprüche auf mich geltend machen konnten.

„Das letzte Mal war es doch so schön mit uns, warum gehst du heute lieber mit dem anderen?“, wurde ich oft gefragt.

„Bei dem bist du fünf Mal gekommen, bei mir nicht. Bin ich dir nicht gut genug?“

Das waren Fragen, über die ich mich grenzenlos ärgern konnte und die ich eindeutig beantwortete. Ich gab dann zurück: „Die einzige Eifersucht, mit der ich mich beschäftigen muss, ist die meines Mannes. Deine interessiert mich nicht! Das Einzige, was du erreichst, ist mein Rückzug!“

Manchmal gesellten sie sich dann doch dazu, wenn ich auf der Spielwiese zugange war. Solange sie mich mit ihrer Eifersucht verschonten, durften sie bleiben, aber wenn ich bemerkte, dass sie die anderen Männer wegdrängten oder deren Hände von mir wegschoben, schickte ich sie rigoros hinaus.

* * *

Ich hasste es, wenn sie mich an der Bar betatschten, nur weil wir schon einmal gefickt hatten. Es war nicht selten, dass ich jemandem auf die Finger schlug, weil er mich wie selbstverständlich befingerte. War ich nur deshalb zum Freiwild geworden, weil ich jemanden einmal näher an mich hatte herankommen lassen? Auch wenn ich beim letzten Besuch guten Sex mit ihm hatte, konnte das beim zweiten Mal schon anders aussehen. Meistens wiederholte sich ein gutes Sexspiel mit dem gleichen Mann sowieso nicht wieder.

•*Grabrede für Dagmar*

„Durch den plötzlichen und unerwarteten Tod meiner Schwester Dagmar ist vieles ungesagt und ungedankt geblieben.

Deshalb hier meine letzte Worte an meine geliebte Schwester:

Obwohl wir uns schon lange kennen, wir sind ja in derselben Familie aufgewachsen und wurden aus einem Leib geboren, sind wir uns doch erst in den letzten Jahren näher gekommen und haben als Freundinnen und innige Vertraute zueinander gefunden.

Sehr viele Interessen hast du mit mir geteilt und mir geholfen, mein eigenes schweres Schicksal zu ertragen. Durch deine Krankheit und deine Schmerzen bist du sensibler für das Leid anderer Menschen geworden. Du hast mit mir noch nach Jahren um meinen Sohn geweint, als schon niemand mehr an ihn dachte. Ich erinnere mich noch gut an das letzte Jahr, als er hätte eingeschult werden sollen und ich darunter litt, das nie erleben zu können. Andere haben mit dem Kopf geschüttelt und wahrscheinlich bei sich gedacht, das ist doch schon so lange her, so langsam sollte sie darüber hinweg sein. Du aber hast mir zugehört, mit mir geweint und nie habe ich mich dafür bedankt.

Von meiner Liebe zu Gedichten hast du dich anstecken lassen. Beinahe jedes Mal, wenn wir zusammen waren, musste ich dir einen neu auswendig gelernten Text auf-sagen. Es dauerte nicht lange und du hattest dir ein kleines Gedichtbändchen gekauft und geschmökert und selbst gelernt. Du hast dir die wunderbare Welt der Lyrik geöffnet und mit mir geteilt.

Unseren Jüngsten hattest du in dein Herz geschlossen. Oft hast du ihn lange angeblickt und dabei hat sich die Freude, die er uns macht, auf dich übertragen. Nie

werde ich vergessen, wie er, als ihr einmal zu Besuch

wart, sagte: „Mama, ich bleibe lieber auf deinem Schoß sitzen, die hat gesagt, sie nimmt mich mit.“

Du hast meine Musik sehr geschätzt und bist sogar extra wegen eines Konzertes viele hundert Kilometer gefahren. Oft haben wir uns die Kassetten und CDs angehört. Die Kassette unseres letzten Konzertes liegt immer noch bei uns zu Hause, ich habe es immer wieder versäumt, sie dir zu geben. Sie hätte dir bestimmt gefallen.

Für all die schönen Zeiten und Erlebnisse mit dir möchte ich dir heute Dank sagen. Du hast durch dein Leben Licht und Wärme in diese Welt gebracht. Ich habe durch dich Freude, Glück und Liebe erfahren.

Dein Tod tut mir sehr weh, aber mich tröstet es, dass du bei deinem Weggehen keine Schmerzen mehr hattest. Auch wenn ich noch viele Fragen habe und sehr traurig bin, glaube ich, dass du uns allen durch dein Leben und Sterben etwas geben willst: die Hoffnung und die Botschaft, die Gesundheit und vor allem das Leben als Geschenk anzusehen und anzunehmen, besonders das unserer Kinder.

Sehr, sehr herzlich möchte ich mich bei dir, lieber Schwager, für deine langjährige, gute und einfühlsame Pflege während der Krankheit meiner Schwester bedanken. Ich weiß, manchmal war sie auch schwierig, aber wer um ihre Schmerzen wusste, sah darüber hinweg. Du konntest es immer. Am Tag vor ihrem Tod haben wir noch miteinander telefoniert und sie erzählte mir, wie aufopfernd du dich um sie kümmerst, obwohl du selbst krank bist. Das ist nicht selbstverständlich, das weiß ich und deshalb möchte ich mich im Namen meiner ganzen Familie dafür bedanken.

* * *

Noch ein Wort an alle Familienangehörige, Freundinnen und Freunde der Familie. Durch ihren Tod seid ihr alle ganz plötzlich zu Trauerbegleitern geworden. Dass das keine leichte Aufgabe ist, weiß ich aus eigener Erfahrung und aus meiner langjährigen Arbeit in der Hospizbewegung.

Kaum ein anderes Erlebnis geht uns Menschen so nahe, löst eine so große leidvolle Bewegung aus und so großen Schmerz, wie der Verlust eines Menschen, den man liebt, mit dem man sich verbunden fühlt. Trauernde brauchen bedingungslosen Beistand und Solidarität, damit der Trauerprozess in Gang kommt.

Durch gesellschaftliche, oft auch religiöse Vorstellungen und Verhaltensweisen und durch die Unsicherheit der anderen kann dieser Prozess blockiert oder empfindlich gestört werden. Wer kennt sie nicht, die Vertröstungs-sprüche wie: „das Leben geht doch weiter“, „du musst jetzt stark sein“, „reiß dich zusammen, du hast doch noch das Kind“ oder aber „im Himmel hat sie es jetzt besser“. Bitte erspart uns allen solche Sprüche, denn sie trösten nur den, der sie ausspricht, jedoch nicht die, die wirklichen Trost brauchen.

Seid da, wenn ihr gebraucht werdet und bringt Zeit mit. Fühlt mit dem Trauernden, weint mit ihm, aber lasst euch nicht von der Trauer wegschwemmen. Habt immer den Kopf oben, auch wenn der Trauernde ihn verliert. Bietet Gespräche an, aber vermeidet Ratschläge. Seid herzlich und nah, aber drängt euch nicht auf.

Dort, wo der Schmerz zugelassen, wo geweint, geschluchzt und auch gewütet wurde, kann die Seele neu zu Atem kommen, denn nichts bedrängt uns so sehr wie das, was wir verdrängen.

Vielen Dank“

* * *

„Nun noch ein Gedicht, das mir und hoffentlich auch euch Hilfe und Hoffnung gibt. Es heißt „Neues Erleben“ und war eines von Dagmars Lieblingsgedichten, geschrieben von Hermann Hesse:

Und wieder seh ich Schleier sinken
und Vertrautestes wird fremd
neue Sternenträume winken
Seele schreitet traumgehemmt.

Abermals in neuen Kreisen
ordnet sich um mich die Welt
und ich seh mich eiteln Weisen
als ein Kind hinein gestellt.

Doch aus früheren Geburten
zuckt entfernte Ahnung her
Sterne sanken, Sterne wurden
doch der Raum war niemals leer.

Seele beugt sich und erhebt sich
atmet in Unendlichkeit
und aus zerrissnen Fäden webt sich
neu und schöner Gottes Kleid.“

•Der Spermalecker

Er war ein sehr schwieriger Gast, weil er für mich nicht so leicht zu durchschauen war wie die meisten meiner anderen Besucher.

Sein innigster Wunsch war es, nachdem er abgespritzt hatte, sein Sperma zu schlucken. Er wollte es sich entweder gleich in den Mund spritzen oder es von einem Teller oder von der Hand lecken.

Bei seinem ersten Besuch legte ich ihn auf eine Liege, fesselte seine Beine an der Spreizstange und zog sie mit dem Flaschenzug über seinen Kopf. Seinen Rücken machte er dabei ganz rund, sodass sein Becken direkt über seinem Kopf war. In dieser Haltung sollte ich ihn behandeln. Er mochte Analdehnung mit Prostatamassage und weil er ein Schnellspritzer war, sollte ich seinen Orgasmus, so weit es ging, hinauszögern.

Er hatte einen sehr kleinen Penis, kurz und dünn, aber mit einer schönen breiten Eichel darauf. Er sah aus wie ein Pilz. Thomas war 25 Jahre alt und einer meiner jüngsten Gäste. Ich habe nie verstanden, warum er sein Sperma im Mund haben wollte, obwohl er dabei würgte.

Als er sich bei seinem ersten Besuch direkt in den Mund spritzte, war das scheinbar noch in Ordnung für ihn, aber es dann bei weiteren Besuchen vom Teller oder aus der Hand zu lecken, war derart Ekel erregend für ihn, dass er würgte und sich sogar übergab.

* * *

Einmal verlangte er im Vorgespräch, dass ich keine Gnade walten lassen sollte wie bei den letzten Besuchen, sondern konsequent und, wenn es sein müsse, brutal durchgreifen sollte. Er wollte mir dabei absolute freie Hand lassen.

Eine wirksame Methode, Sklaven gefügig zu machen, ist der elektrische Stuhl.

„Setz dich da drauf“, befahl ich.

„Aber wieso der Stuhl? Ich würde mich lieber hinlegen“, wandte er ein.

„Das Vorgespräch ist beendet! Du hast mir darin freie Hand gelassen und Konsequenz gefordert, also halt dein Maul und setz dich hin!“, sagte ich ganz ruhig zu ihm und schaute ihm dabei fest in die Augen.

„Ja, Herrin, natürlich. Entschuldigen Sie!“

Eine Gänsehaut zog sich über seinen Körper, als er sich auf die kalte Metallplatte des Stuhls setzte. Seine Handgelenke fesselte ich an den Armlehnen und seine Füße an den Stuhlbeinen. Für den Kopf war über der Stuhllehne eine Kopfstütze mit Metallbügel angebracht. So gefesselt harrte er der Dinge, die kommen sollten.

Für das weitere Spiel suchte ich alle nötigen Dinge zusammen, packte meinen Umschnalldildo aus, füllte eine Sprühflasche voll mit Wasser und probierte, ob das Elektrostimulationsgerät funktionierte.

Er schaute einfach nur zu. Das schien ihm nicht langweilig zu werden, denn seine Erregung wuchs, obwohl ich mich gar nicht um ihn kümmerte. Seine Gedanken und seine Erwartungen machten ihn geil.

Ich stellte mich vor ihn hin und zog ganz langsam meine Stiefel aus. Er starrte mir zwischen die Beine.

„Oh, Herrin, alleine die Gewissheit, dass Sie während der Sessions nie einen Slip tragen, macht mich so so geil!“, rief er. Sein Penis war inzwischen steif und auf der Eichel war ein erstes Lusttröpfchen zu sehen. Mit meinem Zeigefinger nahm ich das Lusttröpfchen auf und sagte zu ihm: „Mach deinen Mund auf!“

Ohne Zögern riss er seinen Mund auf und ich steckte ihm meinen Finger in den Mund: „Los, ablecken!“, befahl ich. Er tat das mit Genuss. Solange er scharf war, liebte er sein Sperma und den Geschmack im Mund, aber nachdem er gekommen war, schien es ihm unmöglich, es bei sich zu behalten, geschweige denn, es irgendwo abzulecken.

Nachdem ich den Umschnalldildo angelegt hatte, berührte ich damit seine Eichel und schmierte ihn mit sei-

nen Lusttröpfchen ein. Ich hielt mich an seiner Schulter fest und stieg zu ihm auf den Stuhl. „Zunge raus, wir spielen jetzt mal ein bisschen Blaseschule!“

Sofort streckte er seine Zunge weit heraus und ich ließ ihn den Dildo ablecken. „So, und jetzt zeigst du mir, wie gut du blasen kannst. Nimm ihn in den Mund, ganz weit. Lecke mit deiner Zunge um die Eichel, spanne die Lippen an und fahre damit an ihm auf und ab. So ist es gut!“ Er tat alles wie befohlen.

„Du gibst dir keine Mühe, streng dich mal ein bisschen an! Stell dir vor, wie eine Frau dich blasen müsste, damit es dich ohne Ende geil macht! Und vergiss das Saugen nicht!“

Er mühte sich ab, dieses Riesenteil von Umschnalldildo zu blasen. Er bekam ihn kaum in den Mund. Ich begann, ihn mit dem Umschnalldildo in den Mund zu ficken. Erst leicht und nur die Eichel, dann drang ich weiter vor. Ganz tief in seinen Hals drang ich ein und er musste würgen.

Als ich wieder vom Stuhl herunterstieg bemerkte ich, dass seine Erregung keinesfalls dadurch abgeklungen war, dass er würgen musste.

Ich nahm seinen kleinen Schwanz in die Hand und wichste ihn leicht, eigentlich massierte ich nur seine Eichel ein bisschen. Aber das reichte schon.

„Herrin, ich komme!“, rief er und spritze sich alles auf den Bauch und die Oberschenkel.

„Oh, war das geil“, stöhnte er.

Gleich, nachdem er gekommen war, tunkte ich den Umschnalldildo in seine Sahne, stieg wieder auf den Stuhl und fickte erneut seinen Mund. Er begann abermals zu würgen. Ich ließ von ihm ab.

Aus der Küche holte ich ein paar kleine Löffel und einen Teller. Seine Sahne kratzte ich in kleinen Mengen mit den Löffeln von seinem Bauch und seinen Schenkeln und legte sie im Kreis auf den Teller.

„So, da haben wir das Abendessenhappi für die kleine

Sklavensau!“, sagte ich süffisant und hielt ihm dabei den Teller unter die Nase.

„Ich mag das nicht essen!“, rief er laut.

Ich nahm einen Löffel vom Teller und versuchte, ihn in seinen Mund zu stecken, aber er presste die Lippen fest zusammen. Zu seinem Erstaunen löste ich den Metallbügel an seinem Kopf.

„Schmeißen Sie mich jetzt raus?“, fragte er entsetzt.

„Das wäre auch eine Möglichkeit, mit ungehorsamen Sklaven umzugehen“, lachte ich, „nein, beug dich nach vorn!“

Zwischen die Stuhllehne und seinen Rücken schob ich den Fakirsitz, den ich normalerweise dafür verwandte, meine Gäste darauf sitzen zu lassen. Er war schön dicht mit Nadeln gespickt.

„Jetzt lehn dich wieder zurück!“, befahl ich. Als er mit dem Rücken an den Sitz kam, spürte er die Nadeln und lehnte sich nur leicht an. Ich aber drückte ihn fest gegen die Lehne und legte den Metallbügel wieder um seine Stirn.

Er stöhnte und rang nach Luft. „So, machst du jetzt den Mund auf?“, fragte ich ihn und hielt wieder einen der Löffel vor seinen Mund. Er schüttelte mit dem Kopf.

Ich holte einen langen Gürtel, schlang ihn um Lehne und seinen Oberkörper und zog ihn, so fest ich konnte, zusammen. Er schrie vor Schmerzen und jammerte: „Gnade, Herrin, Gnade!“

Ich beachtete das nicht und hielt ihm erneut einen Löffel hin, aber sein Mund blieb fest verschlossen.

Mit der Sprühflasche sprühte ich Wasser auf die Metallbügel an einer Hand und einem Fußgelenk, brachte die Klemmen des Elektrostimulationsgerätes an und drehte den elektrischen Impuls auf. Im ersten Moment tat sich nichts, das war wohl zu leicht. Dennoch versuchte ich, ihm einen der Spermalöffel in den Mund zu stecken, der aber blieb fest verschlossen.

Immer schneller stellte ich den Impuls und die Intensität höher ein. Sein Körper spannte sich an und sein Gesicht verzog sich vor Schmerz. Plötzlich machte er den Mund

auf und ich schob ihm den ersten Löffel in den Mund.
„Gut ablecken“, ermahnte ich ihn. Hastig nahm er das Sperma vom Löffel und schluckte es sofort hinunter.
„Sehr gut gemacht, du bist ein braver Sklave! Das war doch nicht so schlimm, oder?“
Auch wenn er unter dem Metallbügel wenig Platz hatte, schüttelte er mit dem Kopf. Bevor ich ihm den zweiten Löffel in den Mund schob, stellte ich die Stromstärke auf minimal.
„So, die nächste Portion schluckst du nicht schnell hinunter, sondern verteilst sie im Mund und sagst mir danach, wie es schmeckt!“, befahl ich.
Das war ihm zu viel, der Mund blieb wieder verschlossen.
Nun musste ich andere Seiten aufziehen. Ich sprühte Wasser auf den Metallsitz, seine Oberschenkel und seine Hoden und klemmte das Elektrostimulationsgerät an die metallene Sitzauflage des Stuhls. Ich fing gar nicht erst mit halber Kraft an, sondern stellte die Stärke hoch ein. Er schrie vor Schmerz, aber er machte sofort wieder den Mund auf.
„So ist es recht! Dieser Löffel ist für Mami und der Löffel ist für Papi. Was habe ich dir gesagt? Schön im Mund verteilen und mir sagen, wie es schmeckt.“
„Es geht nicht, Herrin, ich kotze gleich!“, flehte er. Ohne zu antworten, stellte ich noch eine Stufe höher ein. Seine Oberschenkelmuskeln zuckten und ich konnte sehen, wann die Stromstöße kamen.
„Machs Maul auf, sonst stelle ich es auf Maximum!“, drohte ich ihm an.
„Ja, Herrin, ich schlucke, aber schmecken will ich es nicht!“, bat er.
„Keine Gnade“, sagte ich laut, „du behältst den letzten Löffel im Mund!“
„Ja, Herrin, aber bitte, bitte vorher ausschalten!“ flehte er weiter.
Ich stellte den Impuls aus und er behielt den Rest seines Spermas im Mund, obwohl er würgte und sich sehr ekelte.

„Wie schmeckt es?“, fragte ich ihn.

„Scheußlich, Herrin, darf ich es ausspucken?“

Ich erlaubte ihm, den Inhalt seines Mundes auf ein Taschentuch zu spucken und befreite ihn von seinen Fesseln.

* * *

Bei jedem seiner weiteren Besuche traute er sich mehr zu und ich unterstützte ihn anfänglich gern dabei, seine Träume umzusetzen.

Solange er scharf war, war das Spermalecken kein Problem. Das brachte mich auf verschiedene Ideen. Per SMS gab ich ihm die Aufgabe, sein Sperma in einen Eiswürfelbereiter zu spritzen und einzufrieren. Es sah lustig aus, als er mit einer großen Kühltasche im Studio ankam, in der er zwei Eiswürfel transportierte, als seien sie sein kostbarstes Gut! Einen der Würfel ließ ich in seinem Bauchnabel schmelzen, den anderen direkt in seinem Mund. Es schmeckte ihm und er schmatzte vor sich hin, aber nach dem Abspritzen war es ihm unmöglich, seine warme Sahne zu schlucken.

Die Variante mit dem Eiswürfel gefiel ihm so gut, dass er meinte, er müsse das zukünftig immer so machen. Doch einmal kündigte er seinen Besuch an und teilte mir mit, dass er diesmal ohne eingefrorene Sahne käme und ob ich irgendwie welche besorgen könnte, beispielsweise von anderen Gästen, die vor ihm dagewesen waren.

Da drehte sich mir fast der Magen um bei dem Gedanken, ihm Sperma von ihm fremden Kunden zu geben. Ich klärte ihn über die gesundheitlichen Risiken auf, aber davon wollte er nichts wissen. Er bot einen doppelten Tribut, wenn ich ihm eine große Menge Sperma beschaffte und ihn zwänge, es zu schlucken.

Da war er wieder ... der Punkt, an dem ich mir überlegte, ob die Kundenwünsche das Maß aller Dinge für mich sind, oder ob ich meine eigenen Bedenken ernster nehmen und diese Vorgehensweise ablehnen musste. Was

sollte ich tun? Ich beschloss, zu tun, was er verlangte, allerdings erst, nachdem ich ihm genau erklärt hatte, wie ich in den Besitz des Spermas kam, welche gesundheitlichen Bedenken ich hatte und dass er das gefüllte Kondom und den Befehl zwar von mir erhielt, er aber selbst mit seinen eigenen Händen das Kondom zum Mund führen müsse.

An dem Tag, an dem er mich besuchen wollte, hatte ich vorher keine Termine, also ging ich zu meinen Kolleginnen und fragte, ob ich die gefüllten Kondome aus dem Mülleimer ihres Zimmers holen dürfte. Sie starrten mich an, als hätte ich nicht mehr alle Tassen im Schrank. Als Carola meine Worte nach mehrmaligem Nachfragen richtig verstanden hatte, rannte sie ins Bad und kotzte sich die Seele aus dem Leib. Linda fand diese Idee aufregend und zusammen leerten wir ihren Mülleimer, suchten die Kondome zusammen und füllten alles in einen einzigen Gummi. Auch Carolas Mülleimer beschlagnahmten wir, denn die Menge aus Lindas Mülleimer empfanden wir als zu wenig.

Dieses Bild von uns beiden: Linda in erotischen Dessous, mit ihren langen blonden Locken und dem kindlichen Gesicht; und ich, im engen Lackkleid und roten High Heels, wie wir auf dem Boden kniend mit Gummihandschuhen an den Händen die Kondome aus dem Müllberg suchten, stellte ich mir später immer wieder vor. Linda kicherte unaufhörlich und sagte: „Es ist, als wenn wir etwas Verbotenes tun würden, findest du nicht?“

Diese Session mit diesem Kunden war das Ekelhafteste, was ich jemals getan habe. ‚25 Jahre und so versaut, wo sollte das hinführen?‘, dachte ich mir noch lange danach.

Er legte sich in die Badewanne, verschloss den Ausguss mit dem Stöpsel und sagte: „Ich will alles von dir und das überall haben und sogar davon kosten!“

Zuerst sollte ich ihn anpissen und anspucken, ganz nass wollte er am ganzen Körper sein, auch die Haare,

danach sollte ich ihm auf den Bauch kacken und es ihm auf dem Körper verreiben. Von allem nahm er auch eine Kostprobe in den Mund und schluckte es. Aber als ich ihm dann das vollgefüllte Kondom in die Hand gab, ihm befahl es auszutrinken und anschließend auszulut-schen, wurde mir plötzlich so schlecht, dass ich ohne Vorwarnung erbrach und auch das Erbrochene über sei-nen Körper und sein Gesicht lief. Selbst ins Erbrochen tunkte er seinen Finger und leckte ihn genüsslich ab.

Er war begeistert! Er glaubte, ich hätte das absichtlich getan und sagte mir, bevor er ging, ich sei die beste Do-mina, die es gäbe.

In Wirklichkeit hatte er mich dieser junge Kerl an meine Grenze gebracht, nicht ich ihn an seine!

Nach diesem Kunden nahm ich an diesem Tag keine Telefonate mehr an. Ich verkroch mich in meinen Schlafsack und fand mich und mein Tun einfach nur noch grauenhaft.

Seine Fantasien waren damit aber noch lange nicht be-friedigt. Mit immer weiteren Ideen kam er an, was er ausprobieren wollte. Dem geneigten Leser wird jetzt sicher klar, was er sich noch an Körperabsonderungen von mir wünschte. Blut! Menstruationsblut!

Anfänglich genügte es ihm, mir getragene Slips und be-nutzte Binden und Tampons abzukaufen. Was er damit zu Hause trieb, wollte ich gar nicht wissen. Doch irgend-wann wollte er mich lecken, während ich meine Tage hatte und das Blut am heftigsten lief.

Was tat ich nicht alles, um auch während meiner Peri-ode arbeiten zu können, ohne, dass der Kunde etwas davon bemerkte! Ich kaufte mir teure Softtampons. Das waren kleine, steril verpackte Schwämme, die tief in der Scheide vor den Muttermund gelegt werden. Von außen war so weder zu sehen, dass ich meine Tage hatte, noch ein Bändchen vom Tampon. Die Damen des lie-genden Gewerbes benutzten solche Schwämme auch,

denn Geschlechtsverkehr war damit möglich und für den Mann war dieses Schwämmchen überhaupt nicht spürbar.

Als der Tag der stärksten Blutung kam, schickte ich ihm eine SMS. Er meldete sich für den kommenden Morgen an und bat mich, mich bis zum nächsten Morgen nicht mehr zu waschen. Er wollte meinen Achselschweiß und meine blutige Möse lecken und dabei den Geruch wahrnehmen, so, wie er war.

In sein blutiges Gesicht zu schauen und meinen intensiv strengen Körpergeruch zu riechen, war mir zu viel. Es war derart abstoßend für mich und die Frage: „Warum mache ich so etwas? Warum kann ich so was überhaupt?“ kam mir bei diesem Kunden mehr als bei allen anderen in den Sinn.

Leider war nicht herauszubekommen, warum er sich solche derben Spiele wünschte. So oft ich ihn auch fragte oder in ein Gespräch diesbezüglich verwickeln wollte, so oft wich er aus.

Ich war froh, als dieses Studio geschlossen wurde und ich ihn nicht mehr sah.

• *Wie ich ihn liebe*

Wochenlang war ich unterwegs gewesen und hatte aus dem Koffer gelebt. Nie hatte ich vorher geahnt, wie anstrengend das war, einige Tage in diesem, einige Tage in jenem Studio zu sein. Der Umgang mit den Prostituierten, die in fast allen Studios neben mir arbeiteten, war manchmal sehr schwierig und erschöpfte mich mit der Zeit. Ich war so naiv zu glauben, wenn man schon so einen Job hatte, würden wir uns gegenseitig helfen und stützen, da wir alle im gleichen Boot saßen. Weit gefehlt! Noch nie in meinem Leben hatte ich mehr Streit, Neid, falsche Verdächtigungen und Hinterhältigkeiten erlebt wie bei meinen Kolleginnen im Rotlichtmilieu untereinander.

Die Jugend der Mädchen erschreckte mich, ich dachte dabei an meine Tochter Sonja. Viele von ihnen waren drogenabhängig, schon blutjung Mutter geworden, von der Welt verlassen. Ich stand ihnen oft mit Rat und Tat zur Seite, aber an meiner Hilflosigkeit verzweifelte ich fast.

Dann kam auch noch ein Streit mit meiner Chefin ...

Einem Nervenzusammenbruch nahe, fuhr ich nach Hause, legte mich in mein Bett und blieb reglos liegen. Wenn ich Probleme hatte, ging ich normalerweise zum Friedhof. Dort hatte ich Ruhe. Aber ich glaube, es war nicht die Ruhe, die mir half, meine Gedanken im Kopf zu ordnen und die Probleme zu lösen, sondern es war die Erinnerung an Felix' Todestag, an meine Verzweiflung damals.

„Was soll mir schon passieren? Mir ist das Schlimmste passiert und das habe ich überlebt, mit dem Rest werde ich fertig!“, sagte ich mir dann selbst. Felix' Tod und die Verarbeitung der Trauer hatten mich unerschrocken gemacht, aber auch wacher.

Meinem Mann hatte ich nur kurz erzählt, ich fühlte mich krank, hätte Ärger gehabt und bräuchte einfach nur

Ruhe.

Ich weiß noch nicht einmal mehr, an was ich dachte. Ich lag nur da, starrte vor mich hin und weinte. Der lang ersehnte Schlaf stellte sich nicht ein. Mehrmals an dem Tag kam Robert ins Zimmer und schaute, wie es mir ging.

„Brauchst du was?“, fragte er manchmal. Sogar den Kopf zu schütteln, war zu schwer. So lag ich wortlos einen Nachmittag, den ganzen Abend und als Robert kam, um mir gute Nacht zu sagen.

Ich fühlte gar nichts!

Mitten in der Nacht musste Robert auf die Toilette und sah in meinem Zimmer noch Licht. Als er hereinkam, lag ich immer noch an der gleichen Stelle und mit offenen Augen. Er kroch zu mir ins Bett und sagte kein einziges Wort. Er legte sich an meinen Rücken und streichelte mich. Ganz langsam und unendlich sanft.

Sonst hatte ich, wenn er sich an mich drückte, das Gefühl, dass er sich eher an mich klammerte, sich an mir festhielt. In dieser Situation in der Nacht gab es nichts, an was er sich hätte klammern können. Zum ersten Mal in unserer Ehe spürte ich, dass es andersherum lief. Durch seine Hände, durch seine Haut und seine Berührungen fühlte ich Leben in mich kriechen, Liebe und Wärme, aufgefangen werden nach dem Fall. Nun konnte ich endlich die Augen schließen.

Nach etwa zwei Stunden hörte ich seinen regelmäßigen Atem, er war wohl eingenickt. Er streichelte mich nicht mehr, aber die Kraft floss weiter und ich sog sie in mich auf. Aber bewegen konnte ich mich immer noch nicht.

Ich versuchte, den Rheumaschmerz zu spüren, aber da war nichts. In Gedanken ging ich durch meinen Körper und suchte eine Stelle, die weh tat. Da ich nichts fand, versuchte ich, mich zu erinnern, wann ich das letzte Mal Schmerzen gespürt hatte. Ich konnte mich nicht erinnern! Sie waren seit Wochen verschwunden! Ich fühlte mich aber zu schwach, um mich darüber zu freuen.

Als Robert wieder aufwachte, streichelte er mich weiter und drängte sich dichter an mich. Ich spürte seine Lust an meinem Po. Nachdem ich mich nicht wehrte, zog er unsere Schlafanzughosen herunter und sein harter Penis bahnte sich einen Weg zwischen die Schenkel in meine Möse. Unendlich langsam und sachte machte er dies. Mit seinen Fingern streichelte er mich weiter. Meine Brüste, meinen Bauch und meine Klitoris. Er fickte mich nicht, es war eher ein inwendiges Streicheln mit seinem Schwanz. Sanfte Bewegungen mit langen Pausen. Nichts Animalisches lag in seinem Tun, nur eine einzige Zärtlichkeit.

Ich lag nur da wie schon am Nachmittag. Seine Kraft erfüllte mich mit Leben, mit Lust. Der Orgasmus kam leise, in sachten Wellen, ohne ein Zucken, nur ein leichtes Stöhnen.

„Mein Gott“, dachte ich, „wie ich diesen Mann liebe!“

•

•**Häufig gestellte Fragen**

•

Woher kommt der Beruf der Domina?

Laut Lexikon ist Domina eine Hausherrin, Stifsvorsteherin oder eine Prostituierte, die auf Verlangen sadistische Handlungen an einem masochistisch veranlagten Kunden vornimmt.

In einer Oper ist eine Domina die weibliche Hauptstimme und beim Wein ist es eine besondere Rebsorte.

Woher der Beruf kommt oder seit wann es ihn gibt, kann ich nicht sagen.

Hatten Sie eine Ausbildung oder wie haben Sie sich das alles angeeignet?

Eine Ausbildung als Domina gibt es, meines Wissens, nicht. Ich habe es gelernt, indem ich bei erfahrenen Kolleginnen zusah. Ich habe schon immer durch Nachahmung mehr gelernt als andere durch Einüben.

Es kam auch vor, dass mir Sklaven anboten, an ihnen das zu lernen, was ich noch nicht konnte. So lernte ich beispielsweise, Katheter zu legen. Der Sklave hatte, seinen Erzählungen zufolge, viel Erfahrung und brachte alles mit, was ich benötigte. Unter seiner Anleitung legte ich ihn mühelos. Auch Unterspritzungen und Nadelungen erlernte ich so. Das war für viele Sklaven eine Möglichkeit, an eine kostenlose Session zu kommen.

Wo haben Sie Kleidung und die diversen Spielsachen gekauft? Das alles ist in der Anschaffung doch sehr teuer!

Man muss die Anschaffungen nicht in einem SM-Shop tätigen. Es genügt, mit offenen SM-Augen in einen Baumarkt zu gehen, dort erhält man so ziemlich alles, was das Herz begehrt. Vom Bondageseil bis zum Karabinerhaken, von allerlei Ketten bis Bastelklemmen findet man

dort alles.

In der Tierabteilung im Baumarkt z.B. habe ich Halsband, Kette und Fressnapf gekauft, in der Haushaltswarenabteilung einen großen Teigschaber, mit dem man wunderbar einen Po bearbeiten kann. Es klatscht sehr laut, gibt aber keine Striemen, nur rote Flecken, die schnell wieder verschwinden.

Kleidung habe ich teilweise in Versandkatalogen gefunden und zu erschwinglichen Preisen bestellt.

Klinikmaterial kaufe ich in Drogerien oder Apotheken.

Wie war die erste Session als professionelle Domina?

Die erste Session, bei der ich alleine war, war mit einem Anfänger. Sie misslang leider. Egal, was ich anstellte, er fing sofort an zu jammern oder benutzte das Codewort. Mich verunsicherte das damals sehr, weil ich nicht einschätzen konnte, ob das für ihn zum Spiel gehörte oder ob er wirklich Anfänger und sehr empfindlich war. Auch später hatte ich solche Kunden, denen drohte ich dann allerdings an, dass ich sie hinausschmeißen würde, ohne dass sie ihr Geld zurückbekämen, sollten sie sich weiter wie ein Jammerlappen verhalten. Das wirkte meist und sie ließen sich auf das Spiel ein.

Was sind Ihre Vorlieben bei Sessions?

Ich liebe Natursektspiele mit Aufnahme und Klinikspiele sehr. Aber eine wirkliche Vorliebe habe ich nicht, denn ich mache alles gern.

Was haben Sie überhaupt nicht gern gemacht?

Unter überhaupt nicht gerne verstehe ich, dass ich es total ablehne. Solche Spiele habe ich nie gemacht und schon am Telefon abgelehnt. Das war früher z.B. Cutting (mit dem Skalpell schneiden), was ich jetzt aber auch gern ausübe. Weniger gerne spielte ich mit Fußfetischisten.

Haben Sie schon mal eine Praktik abgelehnt?

Ja, allerdings! Am Anfang meiner Laufbahn mehr als heute. Ich lehnte einmal ab, einem Kunden die Eichel und einmal die Hoden mit einer dicken Infusionsnadel zu durchstechen. Das war mir zu gefährlich. Inzwischen habe ich das schon gemacht und es gab keine Nachwirkungen.

Gab es Sessions, die misslangen?

Ja, natürlich gab es die. Das kam bei Anfängern manchmal vor. Es ist ein großer Unterschied, ob man solche Spiele irgendwo in einem Heftchen liest, auf einem Foto abgebildet sieht oder in der realen Situation. Am heftigsten daneben ging es, wenn der Sklave mit zu vielen Erwartungen und Vorstellungen zu mir kam. Auch wenn ich sehr viel Einfühlungsvermögen habe, konnte ich doch nicht alles herauslesen, was er in seinem Kopf an Ideen hat.

Für einige war die Session auch vorbei, wenn sie z.B. zu früh abspritzten und die Realität über ihre Gedanken überhand nahm. Manche flohen sogar aus dem Studio. In jedem Fall bot ich eine Bizarrmassage an, die meist angenommen wurde. Dazu massierte ich Körperöl mit den Fingernägeln ein oder bürstete sie unter der Dusche hart ab. Wieder andere massierten meine Füße und liebten dabei die Unterhaltung mit mir.

Wie muss eine gute Domina sein?

Authentisch! Es genügt nicht, irgendeine Frau vom Herd weg mit einer Peitsche auszustatten und ihr scharfes Outfit anzuziehen. Das macht sie nicht zur Domina. Wenn es Frauen ausschließlich ausüben, um schnell viel Geld zu verdienen, dann geht das schief. Das habe ich oft erlebt.

Wie in jedem Beruf muss auch hier eine Neigung ausschlaggebend sein.

Intuitives Handeln sollte ihr nicht fremd sein. Einfühlungsvermögen und eine gewisse Menschenkenntnis

müssen vorhanden sein. Manche Kunden behaupten mir gegenüber, dass die Dominas, die das auch privat auslebten, also einen Sklaven als Partner daheim haben, die besseren Dominas seien. Das glaube ich zwar nicht, aber da fehlt mir die Erfahrung und der Kontakt zu solchen Frauen.

Findet bei einer Session Geschlechtsverkehr statt? Oder macht das eine Domina grundsätzlich nicht?

Eine Herrin macht keinen Verkehr. Sie ist unnahbar und kalt. Dominanz wird ausgedrückt, indem sie sich sexuell entzieht, den Kunden also scharf macht und ihn dann fallen lässt wie eine heiße Kartoffel.

Anders ist das mit einer Bizarrlady. Sie ist berührbar, aber auch da kommt es darauf an, ob sie Verkehr wünscht. Das ist ihre Entscheidung.

Ich habe als Bizarrlady gearbeitet, da ich gern erotisch spielte, allerdings ohne Sex. Bei der Größe meiner Brüste war es schön, damit zu spielen, indem ich sie zeigte, die Kunden sie aber nicht berühren durften. Als Bizarrlady ließ ich mich gern lecken, was eine Herrin auch nie gestatten würde.

Haben Sie keine Angst vor Krankheiten bei dem Umgang mit Körpersäften?

Der Sklave müsste mehr Angst davor haben, da er meine Körpersäfte beim Lecken oder bei Naturektspielen z.B. trinkt. Bei den Handlungen, die ich am Sklaven vornehme, trage ich Gummihandschuhe und verwende immer Kondome.

Müssen immer Erniedrigungen dabei sein und der Befehlston?

Natürlich nicht. Was in der Session geschah, wurde im Vorgespräch geklärt. Auch bei den Putzsklaven richtete ich mich meist nach deren Tabus, aber nicht immer.

Ich kenne nur Dominas die bei Sessions sehr laut

sind, ist das immer so?

Nein, bei mir z.B. nicht. Ich spielte mit einer natürlichen Dominanz und drückte sie mit Blicken, Gesten und Haltung aus. Ich sprach immer sehr leise. Die Sklaven mussten sich konzentrieren, damit sie genau verstanden, was ich sagte, ansonsten bestrafte ich sie.

Eine Herrin, die die ganze Session über schreit, ist in meinen Augen unglaublich. Ich lernte viele Kunden kennen, die genau aus diesem Grund zu mir kamen, auch wenn ich nicht unbedingt ihr Typ Frau war.

Hatten Sie jemals Angst vor Kunden?

Ja, ich hatte einmal Angst. Auch wenn fast nur devote Männer zu einer Domina gehen, war ich sehr vorsichtig. Schon am Telefon konnte ich meist hören, wenn etwas mit dem Kunden nicht stimmen konnte. Auch massive Drohungen waren an der Tagesordnung. Ich achtete bei der Auswahl der Studios darauf, dass ich nicht alleine arbeitete und wenn, dass dann ein Bodyguard anwesend war.

Hatten Sie auch Sklavinnen?

Ja, das hatte ich in verschiedenen Studios auch. Allerdings hatte ich nie eine echte Sklavin, es waren meist Prostituierte, die zum sexuellen Teil der Session dazu kamen. Sie ließen sich selten peitschen oder erniedrigen.

Aus welchen Gesellschaftsschichten kommen die Kunden? Stimmt das Klischee vom Manager, der zu Dominas geht?

Es kommen Männer aus allen Gesellschaftsschichten. Wenn alle Männer mehr Geld zur Verfügung hätten, würden sie auch alle öfter kommen, egal, aus welcher Schicht sie stammen. Aber es ist tatsächlich so, dass mich mehr Männer aus der gehobenen Gesellschaftsschicht besuchen. Ich habe bei ihnen die Erfahrung gemacht, dass sie oft weder devot noch masochistisch

sind, sondern einfach nur ihren Kopf leer haben wollen. Viele sind den ganzen Tag derart angespannt und überlastet, dass sich ihre Gedanken im Kreis drehen. Ich zwingt sie, sich auf mich zu konzentrieren und in kürzester Zeit sind sie in der Lage, aus ihrem hektischen Alltag zu entfliehen. Dafür benutze ich psychologische Komponenten, z.B. Suggestion.

Stumpft man irgendwann ab?

Wichtig sind Ruhezeiten. Wie in jedem Beruf arbeitet ein ausgeruhter Mitarbeiter wesentlich effektiver als ein überarbeiteter. Für mich war es wichtig, immer wieder in meine Familie zurückzukehren und dort keinen, wie ich es nannte, „Stiefelsabberer“ vorzufinden. Ich konnte mich zu Hause regenerieren und machte Pause in einem komplett anderen Leben.

Bei Fließbandarbeit stumpft man ab, aber im Studio kann ich mir das, Pausen vorausgesetzt, nicht vorstellen.

Sind Sie schon immer dominant veranlagt?

Als die zweite von drei Töchtern war ich zwar nicht die Älteste, hatte aber schon immer die Aufgaben der Älteren übernommen, da meine große Schwester hysterisch war und ich die Besonnene und Ernste, die die Verantwortung tragen konnte. Wenn meine Eltern ausgingen, war ich diejenige, die für Ruhe und Ordnung zu sorgen hatte.

Bis ich mit 30 Jahren heiratete, lebte ich mit meinen beiden Kindern alleine. Als Alleinerziehende wäre ich ohne einen großen Anteil Durchsetzungskraft und Selbstbewusstsein aufgeschmissen gewesen.

Auch wenn jetzt ein Aufschrei durch die Emanzenwelt ertönt, muss ich sagen, dass Frauen die Dominanz nicht in die Wiege gelegt wird. Meine Dominanz wirkt sehr natürlich, aber dennoch glaube ich, dass das anerzogen ist. Mir ist es nie leicht gefallen, so zu sein und in devo-

ten Situationen fühle ich mich vollständig, in dominanten niemals.

Es gibt verschiedene Richtungen, in die man als Domina gehen kann. Welche haben Sie eingeschlagen?

Die erotische und die berührbare. Sex hatte ich nicht, aber das Spiel mit Erotik gehörte für mich immer dazu. Die Kühle, Unnahbare, Harte konnte ich auch spielen, dass es den Kunden an nichts fehlte, aber mir fehlte etwas: das Knistern und die Spannung.

Hat es Sie jemals gereizt als Sklavin zu arbeiten?

Manchmal spürte ich Neid. Neid auf das „sich fallen lassen können“, den Kopf frei zu haben, nicht den roten Faden der Session und die Verantwortung in den Händen zu halten. Im Studio mit Kunden hätte ich das nicht machen wollen, im privaten Rahmen schon eher, das hätte ich gern mal probiert.

Empfinden Sie Ihre Arbeit nicht als pervers?

Was ist pervers? Wer legt fest, wo Perversionen beginnen und wo nicht? Wenn zwei erwachsene Personen die gleichen Neigungen haben und denen nachgehen, gibt es meiner Ansicht nach nichts, was pervers sein könnte. Für mich wäre es pervers, etwas mit jemandem zu machen, was er nicht will und das tat ich niemals.

Verliert man im Laufe der Zeit nicht die Achtung vor den Männern?

Nein, gar nicht. Ich habe mein Buch „Unerschrocken“ genannt, weil mich keine Fantasie der Sklaven erschrecken konnte. Die Sklaven mochten meinen natürlichen Umgang mit SM und Sex allgemein. Viele sagten mir, dass sie noch nie in ihrem Leben mit jemandem darüber gesprochen haben und wenn, dann nur in Ansätzen, nicht so offen, weil sie sich ihrer Neigungen schämten. Mit mir dagegen sei es überraschend leicht und es erschien ihnen in meiner Gegenwart das Natürlichste der

Welt zu sein. Das machte mich stolz.

Ich glaube, dass man nur dann Achtung verliert, wenn man als Frau einen Mann braucht, zu dem man aufblicken kann. Fühlt man jedoch die Stärke selbst in sich, ist man nicht mehr darauf angewiesen.

Haben oder hatten Sie auch Sklaven ohne finanzielle Interessen? Wenn ja, worin bestand der Reiz?

An jedem Ort, an dem ich arbeitete, hatte ich einen Haus- und Putzsklaven. Der Reiz bestand in erster Linie darin, nicht selbst putzen zu müssen, mich bekochen zu lassen und die Einkäufe erledigt zu bekommen. Viele der Sklaven eigneten sich auch zur Mitarbeit im Studio. Nicht wenige Kunden wollten einen bi-Sklaven dabei haben und die sexuellen Handlungen, die mit einer Domina nicht möglich waren, mit ihm erleben.

Ein weiterer Reiz war die Vertrautheit. Immer so weit weg von zu Hause zu sein, war nicht so einfach. Wenn an den Abenden dann jemand da war, den ich gut kannte und mit dem ich auch über andere, private Dinge reden konnte, tat mir das gut.

Was macht einen guten Sklaven für Sie aus?

Da teile ich ein in Kunden und in Sklaven, die ohne finanzielle Interessen bei mir sind. Gegenüber Kunden empfand ich meine Arbeit, und da darf man sich nichts vormachen, als Dienstleistung. Den Kunden dazu zu bringen, viel Geld auf den Tisch zu legen, erlaubte mir nie, eigene Wünsche zu haben.

Bei Hausklaven war das etwas anderes. Sie mussten mir sympathisch sein, denn mit ihnen verbrachte ich unter Umständen viel Zeit. Es reichte mir nicht, sie sagen zu hören, sie seien devot, sondern sie mussten mir das auch zeigen. Ich beurteilte Sklaven ausschließlich danach, wie sie mit mir umgingen. Sehr empfindlich war ich, wenn sie mir nicht zuhörten oder wenn ihren Reden keine Taten folgten.

Kannten Sie mal einen Kunden privat? Wenn ja, wie geht man damit um?

Einer meiner ersten Kunden kam ins Studio und sagte: „Dich kenne ich!“ Er erklärte mir, woher er mich kannte. Wir hatten zwar noch nie miteinander gesprochen, aber er wusste genau, wo ich wohnte. Geschickt befragte ich ihn über seine Arbeit aus und zum Abschied sagte ich zu ihm: „Ach ja, wenn irgendetwas herauskommt, werde ich deinen Chef anrufen und ihm mitteilen, wo du so verkehrst!“ Mit großen Augen starrte er mich an, aber er verstand genau, was ich meinte. Mich sprach nie jemand darauf an.

Kann eine Domina bei Nachwirkungen und körperlichen Schäden rechtlich belangt werden? Wenn ja, wie kann sie sich absichern?

Wenn sie sich grob fahrlässig verhält, kann sie belangt werden. Das kann z.B. sein, wenn sie den Kunden alleine lässt und er in der Zwischenzeit körperliche Schäden davonträgt.

Kommen auch Frauen ins Studio?

Leider gar nicht. Manchmal kam ein Pärchen ins Studio, die von mir die Behandlung erlernen wollten. Die Frau behandelte ich dabei leider nicht selbst, sondern zeigte ihrem Partner nur, was er wie zu tun hatte.

Ziehen Sie die Fetischkleidung auch privat an?

Nein, denn wo kann man das im privaten Rahmen tun, ohne negativ aufzufallen? Ich kann mir nicht vorstellen, in diesem Outfit essen zu gehen. Zu Hause trage ich sie nicht, weil mein Mann nicht auf SM steht.

Gab es Probleme mit dem Partner, wenn der mit SM gar nichts anfangen kann?

Bei mir gab es lediglich Probleme, wenn ich zu viel Zeit

außerhalb der Familie verbrachte. Aber so gut kann ich das, glaube ich, gar nicht beurteilen, da ich bei meinen Sessions keinen Sex hatte und mein Partner deshalb nicht eifersüchtig war. Wenn Sex mit im Spiel wäre, gäbe es sicher enorme Probleme.

Und im Swingerclub? Was würden Sie einem Paar raten, bevor es in einen Club geht?

Das Wichtigste ist, über seine Wünsche und Bedürfnisse zu reden und dann Regeln zu vereinbaren, womit sich beide arrangieren können. Wir hatten einige Regeln im Umgang miteinander:

- 1 Kein Sex mit Fremden ohne Kondom.
- 2 Wir vereinbarten ein Zeichen, falls nur der kleinste Hauch von Eifersucht verspürt wurde. Das Spiel wurde dann sofort unterbrochen.
- 3 Keine Verabredungen außerhalb des Clubs vereinbaren.
- 4 Weder Telefonnummer noch Adresse weitergeben.

Wusste Ihre Familie, was Sie arbeiteten? Wenn ja, wie reagierte sie darauf?

Alle wissen es, bis auf meinen jüngsten Sohn. Meine Mutter reagierte überraschend positiv. Sie störte die Arbeit weniger, sie hatte viel mehr Angst um mich. Sie stellte viele Fragen über meine Arbeit und schien mehr als interessiert.

Wie viel verdient man als Domina?

Das hängt von vielen Umständen ab. Die Nachfrage in diesem Bereich nimmt zwar ständig zu, gleichzeitig eröffnen aber auch immer mehr Studios.

Es ist wichtig, wo das Studio ist, ebenfalls die Ausstattung und Spielgeräte, wie viel Geld für Werbung investiert wird und nicht zuletzt, wie gut die Domina ist. Wer begriffen hat, dass als Domina nicht schnell viel Geld verdient werden kann, der hat die Möglichkeit, eine treue Stammkundschaft an sich zu binden. Die Kunden

merken es, wenn alleine der Verdienst der Grund für diese Arbeit ist.

Reich geworden ist meines Wissens noch keine Domina. Für viele reichte es aber, um sich ein eigenes Studio einzurichten. Ich persönlich könnte von dieser Arbeit nicht leben, aber das stand für mich auch nicht im Vordergrund. Neues kennen lernen, mich persönlich in einer anderen Form weiterzuentwickeln, war wichtig, später dann auch die Recherchen zu diesem Buch. Das Wenige, was ich verdient habe, habe ich, am Anfang zumindest, in meine Ausstattung gesteckt oder in Benzinsgeld, um viele verschiedene Studios kennen zu lernen. In Studios, in denen es eine „Fleischbeschau“ gab, wie ich es nannte, hatte ich gegenüber jungen und knackigen Kolleginnen meist sowieso keine Chancen. Fleischbeschau deshalb, weil sich alle Kolleginnen dem Kunden vorstellten und er dann entschied, mit welcher er die Session verbringen will. Für Anfänger war Erfahrung meist nicht wichtig, sondern nur das Aussehen der Domina. So ging ich oft leer aus, außer wenn ein Kunde kam, der spezielle Spiele wollte, die mit jungen Mädchen nicht möglich waren, weil dazu Lebenserfahrung gehörte.

In den Clubs konnte man nicht von „Geld verdienen“ sprechen, ich lebte einfach nur meine persönliche Neigung aus.

Was hat Sie dazu bewogen, dieses Buch zu schreiben?

Ich musste es einfach jemandem erzählen! In meinem privaten Umfeld kenne ich niemandem, dem ich davon hätte berichten können. Mein Mann hörte sich zwar gern alles an, aber ein tieferes Verständnis fehlte ihm schon, da er sich für SM nicht besonders interessierte.

Außerdem habe ich bei meiner Suche nach Literatur, geschrieben von Dominas, festgestellt, dass es nichts gibt, was ich gern gelesen hätte, was informativ war und

dessen Niveau über eine Wichsvorlage hinausging.

Was ist Ihnen persönlich an Ihrer Berufung wichtig?

Meine dominante Neigung ist ein wichtiger Bestandteil meines Lebens geworden und schon nicht mehr daraus wegzudenken, obwohl ich das erst seit gut zwei Jahren auslebe. Der Umgang mit den unterschiedlichsten Menschen und ihren vielfältigen Fantasien macht mich reicher und hat bei mir ein tiefes Verständnis für ihre verborgenen Lüste gebracht. Es sind sehr intime Momente für mich, in der Dunkelheit eines Studios zu wirken und Geheimnisse mit Kunden zu teilen.

Mir liegt Niveau, Wahrhaftigkeit und Menschenliebe sehr am Herzen. Ich liebe die leisen Töne und intensiv erlebte Momente für den Sklaven, aber auch für mich. Der Mut, sich hinzugeben und in allem zu offenbaren, beeindruckt mich sehr und bewirkt bei mir tief empfundenen Respekt allen Sklaven gegenüber.

•Glossar über die im Buch verwendeten Begriffe

•**Abbinden:** Hierbei werden z.B. Brust oder Hoden/Penis mit Seilen, Lederbändern und ähnlichem abgebunden. Es muss darauf geachtet werden, dass eine ausreichende Blutzufuhr möglich ist. Bei scharfem Abbinden können Nerven direkt durch den Druck geschädigt werden, insbesondere da, wo sie direkt unter der Haut verlaufen.

Analdehnung: Dabei wird der Anus massiert und geweitet. Manchen ist es wichtig, vorher einen **Einlauf** oder eine **Klistierspritze** zu bekommen, damit das Darmende leer und sauber ist. Für die Dehnung zieht man Gummihandschuhe an, das dient der Hygiene/Schutz vor Krankheiten wie Hepatitis und verhindert, dass die empfindliche Darmhaut von Fingernägeln zerkratzt wird. Um Einrisse zu vermeiden, benutzt man dabei Melkfett, Gleitgel oder ein Körperöl. Das Vorgehen richtet sich nach den Erfahrungen, die der Sklave schon gemacht hat. Beim Anfänger fängt man mit einem Finger nach einer ausführlichen Anusmassage an und steigert sich langsam. Hilfreich ist ein **Analplug**, da er am einzuführenden Ende schmal ist und dann immer dicker wird. Genussvoller wird es, wenn eine **Prostatamassage** gemacht wird, da der Sklave dann bereit ist, weiterzugehen und etwaige Schmerzen zu überwinden. Der fortgeschrittene Sklave geht dabei bis zum analen **Fisting**.

Analplug: Ein kegelförmiges Instrument, das in den After eingeführt wird. Es besitzt eine breite Basis, damit es vom Schließmuskel festgehalten wird und nicht heraus- oder hineinrutschen kann. Ein Analplug kann stundenlang getragen oder nur zum Dehnen benutzt werden.

Andreaskreuz: X-förmiges Kreuz, an das der Sklave von vorn oder von hinten gebunden wird. Da die Arme

nicht unter Zug stehen und die Füße auf dem Boden bleiben können, ist das eine entspannte Art der Fesselung.

Atemkontrolle: Spielart, bei der die Luftzufuhr abgeschnitten bzw. eingeschränkt wird, z.B. durch Würgen, durch spezielle Masken oder in Form von **Facesitting**. Dominas mit großer Brust können auch den Atem kontrollieren, indem sie ihre Brüste auf das gesamte Gesicht drücken.

BDSM: Abkürzung für Bondage & Discipline, Domination & Submission, Sadism & Masochism. Zu deutsch: Fesselung & Erziehung, Beherrschung & Unterwerfung, Sadismus & Masochismus. Dieser Begriff kommt aus dem Amerikanischen und umfasst einen weitaus größeren Bereich als **S/M**.

Bolzenschussgerät: Wird in Schlachtbetrieben verwendet. Die Schlachttiere werden mit einem Schuss in den Kopf durch einen Bolzen getötet und danach erst zum Kehle aufschneiden aufgehängt. Es wird deshalb ein Bolzen verwendet, da eine Kugel, die auf der anderen Seite wieder austritt, das Gehirn oder anderes verletzen könnte und daher für eine Weiterverarbeitung nicht mehr zur Verfügung stünde. Der Bolzen dagegen zieht sich wieder zurück und verletzt nur das Genick.

Bondage: Englisch für Fesselspiele (z.B. mit Seilen, Ketten oder Hand- und Fußfesseln). Eine besonders kunstvolle Form ist die Japan Bondage, die normalerweise aus einem Seil und ohne (oder mit wenigen) Knoten gemacht wird. Bondage ist als eigenständige Form des Sadomasochismus zu verstehen.

Codewort: (Safewort) Ein Wort, das vor Beginn einer

Session ausgemacht wird. Das Verwenden dieses Wortes bedeutet für den Partner den sofortigen Stopp des Spiels. Beliebt ist auch das Ampelsafewort. Dabei werden zwei Codes ausgemacht. Z.B. bedeutet Gelb: Vorsicht, du bewegst dich in meinem Grenzbereich, aber beende das Spiel nicht, sondern gehe nicht weiter. Rot signalisiert wiederum die sofortige Beendigung der Session.

Einlauf: Wasser läuft mittels eines **Irrigators** in den Körper.

Einläufe werden meist anal, können aber auch vaginal gegeben werden. In beiden Fällen sollte darauf geachtet werden, dass das Wasser ungefähr Körpertemperatur hat und mit möglichst wenig Zusätzen versehen ist. Es ist zu beachten, dass Einläufe zu einer Minderung der Schutzfunktion der Schleimhaut führen. Vaginale Einläufe werden praktisch nur zum Ausspülen gegeben, da die Scheide kaum nennenswerte Flüssigkeitsmengen zurückhalten kann.

Elektrischer Stuhl: Einige findige Möbelbauer haben den elektrischen Stuhl mit dem **Toilettenstuhl** kombiniert. So kann man auf dem gleichen Stuhl mehrere Auflagen benutzen, u.a. auch ein Nadelkissen.

Für den Elektrischen Stuhl wird eine Metallplatte aufgelegt, die mit Wasser besprüht wird. Durch die Kontakte des Elektrostimulationsgerätes werden Stromstöße auf die Platte geleitet.

Elektrostimulationsgerät: Batteriebetriebenes Gerät, mit dem man leichte bis starke Schmerzen zufügen kann. Entweder, wie schon oben beschrieben, auf eine Metallplatte, das wirkt wie ein elektrischer Stuhl, oder man befestigt die Elektrodenpads auf der Brust/Penis/Hoden. An guten Geräten kann man die Stromstärke sowie die Schnelligkeit der Impulse einstel-

len.

Englische Erziehung: Masochisten lieben es, als „schlechte Schüler“ oder als „kleine Mädchen“ von strengen englischen Gouvernanten erzogen, behandelt und misshandelt zu werden. Jeder Schlag wird gezählt. Der Masochist hat sich danach bei seiner Erzieherin zu bedanken.

Erziehungsspiele: Rollenspiel, in dem der Sklave aufgrund begangener Fehler, z.B. schlecht oder gar nicht ausgeführte Befehle, bestraft und sich somit seines Vergehens bewusst wird.

Facesitting: Eine Sexualpraktik, bei der sich einer der Partner mit den Genitalien oder dem Po auf das Gesicht des auf dem Rücken Liegenden setzt. Dessen Aufgabe ist es dann, den Sitzenden oral zu befriedigen oder sauber zu lecken.

Fisting: Einführen aller fünf Finger/Faust in Vagina oder Po. Gehört nicht unbedingt in eine Session, da Zwang und Gewalt hier nicht dienlich sind. Voraussetzung sind Geduld, Zeit und viel Gleitmittel, um ernsthafte Verletzungen zu vermeiden.

Flagellation: Engl. Abkürzung für Schlagspiele. Schlagen mit Gerten, Peitschen, Rohrstöcken usw. Hierbei kann die Haut je nach Intensität blaue Flecken, Platzwunden und Striemen davontragen. Ein Flagellant ist ein Sadomasochist, der seinen Kick in erster Linie bei Schlagspielen erhält.

Flaschenzug: Mit Handkurbel oder durch ein elektrisch betriebenes Gerät erhältlich. Daran können Personen an

den Füßen und/oder Händen hochgezogen werden.

Gerte: Das ist ein Schlaginstrument. Es gibt verschiedene Arten der Gerte wie z.B. die kurze Springgerte mit einem schmalen Lederlappen oder die lange Dressurgerte, an deren Ende sich ein geflochtener Riemen befindet.

Gewichte: Dienen zur Verlängerung verschiedener Hautpartien, z.B. am Hodensack, Brustwarzen oder der Vorhaut, die durch **Klammern** oder auch **Nadeln** angebracht werden können.

Gyn-Stuhl: Gynäkologischer Stuhl wie in Frauenarztpraxen, mit Halterungen für die Füße. Kann für jede Form des Spiels, auch für **Klinikspiele**, eingesetzt werden, z.B. für **Fisting**, **NS-Spiele**, **Klistier**, **Prostatamassage** und ähnliches.

Halsband: Halsbänder, ob aus Leder, Gummi oder Metall haben im SM mehrere Bedeutungen bzw. Funktionen. Im D/s-Bereich hat ein Halsband in erster Linie symbolischen Charakter. Das Tragen eines solchen signalisiert, dass der Träger zum einen devot, zum anderen jemandes Besitz ist. Dies wird auch als Collar bezeichnet. Meistens weisen die Halsbänder einen so genannten D-Ring auf, der klar die Ausrichtung bzw. die Rolle des Trägers anzeigt. Sprich, der Träger ist passiv, devot.

Aber natürlich hat dieser D-Ring auch eine funktionelle Bedeutung. An so einem Ring kann man Karabinerhaken befestigen, welche gute Dienste beim Führen an der Kette des Sklaven erfüllen. Halsbänder ohne D-Ring werden durchaus auch von Aktiven oder Dominanten getragen.

Harnröhrevibrator: Metallstab, der in die Harnröhre eingeführt wird und über den man elektrische Impulse sowie Strom in den Körper leiten kann.

Irrigator: Gerät für die Verabreichung von Einläufen. Es besteht üblicherweise aus einem nach oben offenen Gefäß (Plastikbecher), einem Schlauch und einem daran angesetzten, auswechselbaren Darmrohr. Das Fassungsvermögen des Gefäßes liegt bei bis zu zwei Litern, je nach Ausführung. Zur Verwendung wird es in einer Höhe von 30 Zentimetern bis zu einem Meter über dem Körper aufgehängt oder gehalten. Die Höhe reguliert zusammen mit einem üblicherweise vorhanden Hahn die Fließgeschwindigkeit.

Katheter: Ein schmales, weiches oder halbstarres Kunststoffröhrchen, an dessen Ende sich ein Beutel befindet. Der Schlauch wird durch den Harnleiter eingeführt, um so auf künstlichem Weg Harn ablassen zu können. Gibt es steril verpackt in Apotheken zu kaufen. Wichtig bei Katheterspielen ist die Sterilität. Am besten auch steriles Gleitgel verwenden und der Person raten, nach der Anwendung viel zu trinken, um Infektionen zu vermeiden. Durch das vermehrte Trinken werden eventuell eingedrungene Keime sofort ausgespült.

Kaviar: Anderes Wort für Kot. Bei Kaviarspielen bitte unbedingt an die Übertragungsgefahr diverser Krankheiten wie Aids, Hepatitis und andere Viruserkrankungen denken!

Klammern: Wohl eines der beliebtesten Hilfsmittel zum Quälen von Passiven. Am häufigsten werden hierbei Wäscheklammern, Zugklammern, Krokodilklemmen, Laborklammern und Tischtuchhalterungen verwendet, an die **Gewichte** angebracht werden können. Die beliebtesten Stellen, um sie anzusetzen, sind dabei der Genitalbereich und die Brustwarzen. Vor allem bei den Brustwarzen beachten, dass dabei Gefäße bzw. Nervenbahnen abgeklemmt werden und es bei zu langer Anwendung zu Dauerschäden kommen kann.

Klinik-Spiele: Spiele, in denen es zu typischen Rollenverteilungen wie Arzt/Patient, Krankenschwester/Patient kommt. Zu Klinikspielen zählen unter anderem Katheterisieren, **Einläufe**, **Rektaluntersuchungen**, gynäkologische Untersuchungen, Cutting, **Nadeln** u.ä. Sehr beliebt sind dabei Untersuchungen auf einem **Gyn-Stuhl**, da der Passive in einer äußerst demütigenden und wehrlosen Stellung freien Einblick und Zugriff auf sein Geschlecht gewährt. Erniedrigend: z.B. rektale Temperaturmessungen, Untersuchungen der Geschlechtsteile (bei Frauen insbesondere Untersuchungen der Scheide mittels **Spekulum**), anale Untersuchungen mit dem Finger oder **Anal-Spekulum**, Katheterisierung, Klistiere.

Klistier: In Apotheken erhält man rezeptfreie Miniklistierampullen, die sehr schnell ihre Wirkung zeigen. Ein Einlauf empfiehlt sich, aus hygienischer Sicht, vor allem vor **Fisting** oder **Analdehnung**.

Nadelspiele: Durchstechen der oberen Hautschichten an Brust, Penis oder Hoden mit medizinischen Kanülen. Hierbei wird der Körper mit Nadeln (z.B. Akupunkturnadel, feine Kanülen) durchbohrt. An diesen durchstochenen Nadeln können mit der gebotenen Sorgfalt Ketten, Schnüre etc. befestigt werden.

Natursekt: Bezeichnung für das Spenden von Urin, Abkürzung NS.

Paddle: Breites, flaches Schlaginstrument, meist aus Leder, in Form eines Tischtennisschlägers. Paddles sind zum Aufwärmen des Gesäßes gut zu verwenden, hinterlassen aber auch schon einmal Blutergüsse!

Prostatamassage: Die Prostata kann während der Analehnung massiert werden. Sie befindet sich zwischen Blase und Hoden. Ertasten kann man sie, indem man die Finger im Darm gegen den Bauch, also nach oben, schiebt.

Rohrstock: Meist aus Bambus, Fiberglas und geschältem oder ungeschältem Rattan. Verursacht heftigen, scharfen Schmerz und u.U. blaue Flecken oder Striemen und kann die Haut aufplatzen lassen. Wird gern zur Bestrafung eingesetzt.

Rollenspiele: Spielvarianten im SM-Kontext, die sich stark psychischer Elemente und dem Ausleben spezieller Fantasien bedienen. z.B.: Tierrollen (Dressuren), Verhörspiele, Vergewaltigungsspiele, Lehrer/Schüler-Spiele. In all diesen Rollenspielen nehmen die beteiligten Erwachsenen freiwillig ihre Wunschrolle ein.

Session: Bezeichnung für eine BDSM-Spielsituation. Die Zeitspanne, in der sich der Untergebene der Kontrolle des Dominanten unterwirft und ihm zu Willen ist. Je nach Ausrichtung der Beziehung sind beide Partner außerhalb der Session gleichberechtigt. Auch Spiel oder (engl.) Szene genannt.

SM: Abkürzung für Sadismus und Masochismus. Bezeichnung für eine sexuelle Vorliebe, deren Mitglieder Erregung aus Spielen mit Machtgefälle und/oder Schmerzen bzw. aus Phantasien über Macht, Schmerzen oder Beschränkungen der Freiheit beziehen.

Spanking: Das Schlagen – vorzugsweise auf den Po –

mit der flachen Hand.

Spekulum: Mechanisches Instrument, mit dem man die Scheide der Frau auseinander drückt, um vaginale Untersuchungen durchzuführen. Das **Anal-Spekulum** ist die kleinere Variante für die **rektale Untersuchung**.

Spreizstange: (Metall)Stange oder Besenstiel mit Ösen und Karabinern an den Enden, zum dauerhaften Spreizen der Beine des/der Sklaven/Sklavin.

Switchen: Das Wechseln zwischen der dominanten und devoten Seite. Dies kann während eines Spiels oder von einem Spiel zum anderen geschehen.

Toilettenstuhl: In Kombination mit dem **Elektrischen Stuhl** oder einfacher Stuhl mit Toilettendeckel darauf. Die passive Person legt sich darunter und nimmt auf, was die aktive Person ihr bietet.

Tribut: Das ist der Betrag oder die Gegenleistung, die die Domina oder der Dom verlangt.

Umschnalldildo: Dildo zum Umschnallen. Kurzform: Strap-On. Ermöglicht es Frauen, andere Frauen oder Männer zu ficken.

Unterspritzungen: Darunter versteht man das Spritzen von steriler Kochsalzlösung unter die Haut, z.B. Brustwarze oder Hodensack. Der Hodensack kann mit bis zu 200 ml Salzlösung aufgespritzt werden, die der Körper binnen weniger Tage vollständig aufnimmt. Der Hodensack vergrößert sich dadurch stark, wodurch das Sitzen und Gehen am ersten Tag schwer fällt und starke Schmerzen verursachen kann.

Windelspiele: Seltener Fetischismus, der sich auf das wieder Kind werden erstreckt. Windelfetischisten lieben Praktiken, die im Allgemeinen nur Kleinkindern zuge-dacht sind wie Einnässen und Trockenlegen, aber auch die elterliche Zuneigung, die sie ihn solchen Rollenspie-len wieder erleben können.

Impressum

Pia Barsch (Hrg.)
Unerschrocken – Berufung zur Domina (Autobiographie)
www.dominapia.de

ISBN 3-86611-082-0

**© 2005. Verlag, Herstellung und Vertrieb:
*pro literatur Verlag, Mammendorf. www.pro-literatur.de***

Alle Rechte bei der Autorin/Herausgeberin. Kopie, Abdruck und Vervielfältigung sind ausschließlich mit schriftlicher Genehmigung des Autors/Herausgebers gestattet. Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung verändert, reproduziert, bearbeitet oder aufgeführt werden.

Titelbild unter Verwendung eines Fotos von: Triskellion GbR
© www.triskellion.de